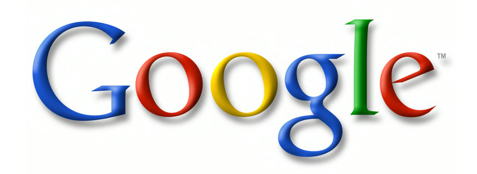








Leben des heiligen Ludwig von Frankreich.

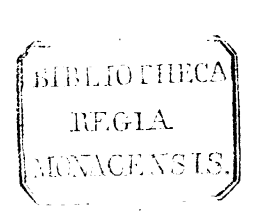
Nach der Erzählung seines Zeit- und Kampf-Genossen Johann Sir von Joinville in's Deutsche übersetzt

von

Theodor Nißl.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.
Verlag von Georg Joseph Manz.
1852.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinem Lehrer,

dem

hochwohlgebornen, hochgelehrten Herrn

Dr. Ernst von Lasaulx,

Mitgliede der königl. Akademie der Wissenschaften und Professor
an der Universität zu München 2c.,

und dem

hochwürdigen, hochgelehrten Herrn

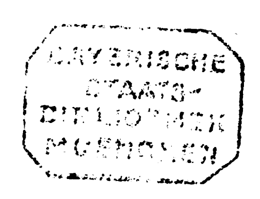
Dr. Wilhelm Reischl,

Professor der Theologie am königl. Lyceum zu Regensburg,

verehrungsvoll gewidmet

von dem

Uebersetzer.



Vorwort.

Der Zweck der Reliquien aus dem Mittelalter, welcher, wie auch das Titelblatt besagt, darin besteht, durch eine gewählte Sammlung und Herausgabe von Originalurkunden zur Erkenntniß und Würdigung christlicher Vorzeit in vereintem Wirken beizutragen, veranlaßte mich, diesen zweiten Beitrag zu liefern, der das aus unmittelbarer Anschauung copirte Ritterthum zum Gegenstande hat.

Was in dem Vorworte zum ersten Theile, der den Leser in die religiöse Gedankenwelt blicken läßt, die sich im Innern des einsamen Münsters so prachtvoll und sinnig entfaltete, über den Geist des Mittelalters, zumal über das beschauliche Leben im Mönchthume, gesagt

worden: das kann auch auf die vorliegende Reliquie theilweise Anwendung finden; und ich erlaube mir nur, einige Bemerkungen den dort gemachten beizufügen.

Man kann das gesammte sociale, sittliche und religiöse Leben des Individuums sowohl, als der Gesellschaft mit einem Gemälde vergleichen, an dessen immerwährender Vervollkommnung die Menschen, so weit ihre irdischen Tage gezählt sind, unermüdet und rastlos arbeiten sollen. Wie aber zur Heranbildung des Künstlers zwei Bedingungen wesentlich nothwendig sind: die natürliche Anlage und die gute Schule unter der Leitung eines in der Kunst vollendeten Meisters, so gibt es auch für Individuen, wie für Völker eine Schule, in welcher sie die Bildung erhalten, deren sie vermöge ihrer Natur fähig sind. Wie nämlich zum Künstlerberuf die bloß natürliche Geistesanlage nicht hinreicht, so erweist sich auch für den Menschen, der das edelste Kunstwerk, wahrhaft ein Ebenbild Gottes zu sein, in seinem ganzen Wesen darstellen soll, die Vernunft al-

lein als durchaus unzulänglich, wie dieß auch durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigt wird. Denn noch zu jeder Zeit in der Geschichte des Menschengeschlechtes sind sich die Völker dieser Schwäche bewußt gewesen und haben sie sich freiwillig unter die Leitung einer Macht — der Religion — gestellt, welche die Menschen in ihren bessern Bestrebungen wirksam unterstützen sollte; und in dem Maße, als die Religion ungetrübt und rein in einer Nation sich ausgestaltet fand, waren auch die Schüler vorzüglicher, die unter ihrer Aufsicht an ihrem nationalen und individuellen Lebensgemälde arbeiteten: ja einzelne bevorzugte Geister hatten fast immer den gesammten Ideenkreis, in welchem sich ihr Volk bewegte, so concret und bestimmt in ihrem eignen Sein und Wesen ausgeprägt, daß sie Träger des nationalen Bewußtseins wurden, gleichsam als zweite Meister Schüler um sich sammelten und also veredelnd auf ihr Volk zurückwirkten. Als das Christenthum Weltreligion wurde, zu der die Völker in die Schule gingen, da bildete sich

die ganze Lebensordnung im Vergleich zu der des Alterthums sittlicher und menschlicher aus. Im Mittelalter nun begann zuerst das Christenthum auf die neuen Völker und Staaten andauernd und mächtig einzuwirken. Während der allmählig in immer weitern Kreisen sich ausbreitenden Christusreligion treten uns als die ersten gelehrigen Jünger der neuen Schule Barbaren, kraftvolle, noch nicht von Leidenschaft und innerer Fäulniß gebrochene Naturen entgegen. Allerdings hatte es einen Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum dieser rauhen Söhne der Wildniß gekostet. Bald aber fing in ihrem unverdorbenen Gemüthe der Keim der neuen Religion tiefe Wurzeln zu schlagen an; und gerade diese Völker, welche in die unter ihnen errichtete Schule Nichts mitbrachten, als ihre natürlichen und gesunden Kräfte, zugleich aber auch jenen gläubigen und demüthigen Sinn, der sie mächtig trieb, mit voller Seele sich dem Meister hinzugeben und von ihm allein die schwere Kunst zu erlernen, das Leben, das sich in ihnen noch roh und unent-

wickelt, aber bildungsfähig zeigte, zu veredeln und als kunstvolles Gemälde zu gestalten, gerade diese Völker hatten den Beruf, den Grund zu der neuen christlichen Staatenordnung zu legen. Das ganze Mittelalter hindurch dauerte diese sinnig — religiöse Richtung nur mit wenigen, mehr oder minder betrübenden Unterbrechungen bis zum Anfang der letzten drei Jahrhunderte fort. Wenn ich nun die christliche Kirche während jener langen Periode eine Kunstschule und die ganze während derselben gegründete Lebensordnung ein großartiges Gemälde nenne, so ist damit gewiß nicht zu viel gesagt. Der Glaube an die Autorität der einzig wahren Schule — der Kirche — in der der heimgegangene Meister — Jesus Christus — seinen Geist bis zur Vollendung der Zeiten zurückläßt, lebte so innig in den Gemüthern der mitteralterlichen Völker und war mit ihrer Gesittung so sehr verwachsen, daß nicht nur ihre riesigen Baudenkmäler und sinnigen Kunstwerke, ihre poetischen und wissenschaftlichen Leistungen, sondern auch alle ihre Verhältnisse

und Staatseinrichtungen, ihr gottgeweihtes Mönchthum und ihr thatkräftiges Ritterthum ein einziger Gedanke durchgeistet, der Gedanke nämlich, das Christenthum möglichst umfangsreich in allen Lebensformen auf Erden zu verwirklichen. Das Mittelalter nun selbst ist hart und bitter getadelt worden wegen seiner Rohheit, Barbarei und wegen so vieler anderer Mißbräuche; ja, keine Periode der Weltgeschichte ist in der pharisäischen Beurtheilung der letzten Jahrhunderte so sehr noch mißhandelt worden: cymmerische Nacht überdeckt diese Zeit; Unwissenheit, von dem Clerus begünstigt, hält die Völker in den Fesseln der Knechtschaft gefangen und barbarische Sitten, Gebräuche und Institutionen machen das Leben fluchwürdig. Rom, Griechenland und das in Unbeweglichkeit erstarrte Leben der despotisch beherrschten asiatischen Völker mit all ihren unmenschlichen Institutionen haben eine im Vergleich zum Mittelalter weit günstigere Beurtheilung erfahren. Abgesehen davon, daß der vernünftige Mensch, der eine große Vergangenheit bewundert, nicht

zugleich auch die rauhe und unwirthliche Seite derselben liebgewinnen kann, sondern nur das wahrhaft Edle darin achtet, sowie es ja auch seine Pflicht ist, im Gegensatz zur Vergangenheit die Wohlthaten der Gegenwart trotz ihrer Mängel anzuerkennen, erscheint es immerhin seltsam, wie man verständiger Weise den Maßstab der Beurtheilung einer weltgeschichtlichen Periode nur an die Mißbräuche derselben anlegen kann, ohne den vielen, oft unvermeidlichen Hindernissen, die den wohlthätigen Einfluß der großartigen, die abgeschlossene Zeit unverkennbar durchdringenden Prinzipien auf alle besondere Verhältnisse nicht selten schwächten, Rechnung zu tragen. Dazu gesellt sich häufig noch die Verkehrtheit, nach den Ideen einer viel spätern Zeit die frühere würdigen zu wollen. Ich glaube indeß, daß jenen Declamationen gegen das Mittelalter ein verhüllter Haß gegen die Idee selbst zu Grunde liegt, von der jene Zeit beseelt war, ich meine das positive Christenthum, es müßte denn nicht bedacht werden, daß jede Theorie, die bloß

von Mißbräuchen ausgeht, auch consequent zu verlangen hat, daß wir in den Zustand der Wildheit zurückfallen und uns keiner das Leben verschönernden Institution erfreuen sollen, indem die Erfahrung lehrt, daß, so lange die Welt existirt, noch immer selbst mit dem Besten Mißbrauch und Unfug getrieben ward.

Unter solchen Umständen erscheint jeder Versuch der Ehrenrettung einer großen Vergangenheit gerecht; und es kann nur wiederholt der Wunsch ausgesprochen werden, daß der in dem ersten Vorwort zu den Reliquien aus dem Mittelalter angedeutete Gedanken durch vereintes Bemühen nach allen Seiten hin verwirklicht werden möge. Wir sind einmal Kinder jener Zeit; und wir müßten in arge Verkommenheit gerathen sein, wollten wir uns schämen, das zu bewundern und in die Kraft des eignen Lebens mit aufzunehmen, was unsere Altvordern Edles und Herrliches zur Nachahmung den spätern Jahrhunderten hinterlassen haben. Nicht nur der ehrwürdige Dom, auf dessen zahllosen, durch den lebendigen Gedanken an Gott har-

monisch geeinten Säulen und Wölbungen das Auge mit ehrfurchtsvollem Schauer verweilt, soll uns andächtig stimmen und mahnen, dankbar auf die alte Zeit zurückzublicken: sondern wir sollen auch jede andere Reliquie aus derselben froh begrüßen. Darin besteht ja eben der hohe Gewinn, den wir aus dem Studium der Weltgeschichte ziehen sollen, daß wir aus dem vergangenen Leben, welches abgeschlossen vor uns liegt wie das eines gefallenen Helden, Regeln für die Veredlung des gegenwärtigen ableiten können.

Im Mittelalter nun selbst treten uns, vorwiegend über alle andere Lebensverhältnisse, besonders zwei entgegen: das mehr in stille Contemplation versenkte Mönchthum und das nach Außen hin mit dem gewichtigen Schwert in der Faust thatkräftige Ritterthum, wiewohl beide Lebenserscheinungen sich gegenseitig tief durchdringen und nur wie Ebbe und Fluth die Strömungen des damaligen Lebens bezeichnen. Beide wirkten veredelnd auf einander zurück und stellen im großen Völkerverkehr nichts Anderes dar, als was sich bei jedem gut organi-

sirten Menschen findet: die von den Umständen geforderte stille Einkehr nach innen und die Beschäftigung mit der Außenwelt. Jene mehr geistige Seite dieser Lebensordnung hat bereits im ersten Theile der Reliquien aus dem Mittelalter, welcher unter dem Titel: das Kloster (charakterisirt durch eine Passionsbetrachtung aus der Zeit und Schule des heil. Bernhard von Clairvaux) uns sagt, womit die einsamen ungezählten Stunden dieser Abgeschlossenheit und Verborgenheit ausgefüllt gewesen seien, seine theilweise Vertretung gefunden. Die andere Seite des Mittelalters, das Ritterthum, wird durch den vorliegenden II. Theil geschildert. Wie aber, um auf meine obige Vergleichung zurückzukommen, das einfache Madonnen- oder Christusbild, das uns das Mönchthum veranschaulichen soll, die stillere Richtung des Künstlers verräth, der mehr der innern Concentration der Seele die einfache, aber geistvolle Schöpfung seines Gemäldes verdankt — so führt uns das Ritterthum das bewegliche Bild seiner vom Geiste des Christenthums geregelten und nach Außen gerichte-

ten Thatkraft vor Augen. Hier treten alle Fähigkeiten des Menschen, die physischen wie die geistigen, in vollen Besitz des Lebens. Wie dieses nach Umständen sich auch gestalten mag, wird es mit ganzer Seele ergriffen: die einzelnen Begebnisse desselben eilen vor dem Auge des tapfern Ritters vorüber, ohne daß er sich die Mühe nimmt, darüber gründlich nachzudenken oder nach gepflogener Reflexion sich in die Gefühlswelt zurückzuziehen und hier in süßer Schwärmerei zu verweilen: im Gegentheil denkt, fühlt, will, glaubt und führt er zugleich auch sein gutes Schwert in der Faust — Alles dieß in mehr oder minder geschiedener Einheit. So wenigstens tritt uns Joinville entgegen, während der heilige Ludwig selbst in seiner Person den sinnigen Ernst des Mönchs mit dem ritterlichen Charakter des Mittelalters vereinigt. Dieses vom Leben in dem innersten Wesen ergriffene Sein, wie es uns im Ritterthum erscheint, verhält sich nun objektiv und episch zu der subjektiven und lyrischen Beschaulichkeit des

Klosters. Somit wären bereits in zwei Theilen der Reliquien die hervorragendsten Seiten des christlichen Mittelalters theilweise vertreten; vielleicht aber ist es mit der Zeit möglich, für die stille Familie und das bewegliche Gewerbewesen, sowie für andere Lebensverhältnisse jener Zeit verwandte Reliquien zu finden und der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Was nun die vorliegende deutsche Uebersetzung betrifft, so ist sie nach dem in Petitot's Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France abgedruckten Texte des Gelehrten Du Cange bearbeitet, der im Jahre 1668 eine dritte Ausgabe der Geschichte Joinville's besorgte. Zum ersten Mal war dessen Schrift von Anton Peter von Rieux (1547) veröffentlicht worden; dieser hatte ein Manuscript aus der Bibliothek des Königs Renat zu Beaufort-en-Vallée benützt, zum bessern Verständniß aber die Schreibart dieser Handschrift einer spätern Zeit angepaßt; sein Manuscript ging verloren. Einen zweiten Abdruck hatte 1617 Claude Mesnard besorgt; das ihm dienende, zu Laval aufgefun-

bene Manuscript ging ebenfalls verloren. Eine strenge Vergleichung beider Ausgaben hatte nun den Gelehrten Du Cange, der die alte Sprache genau kannte, vermocht, den erwähnten dritten Text zu besorgen. Die im Jahre 1761 zu Paris erschienene Ausgabe, die nach einer zu Brüssel aufgefundenen Handschrift veranstaltet ward, liefert allerdings den ältern Text, der jedoch durch schlechtes Abschreiben fast durchweg verdorben ist. Bei meinem Aufenthalte zu München im vorigen Jahre hatte ich Gelegenheit, auf der königl. Bibliothek dortselbst die Ausgabe von 1761 durchzusehen; ich erkannte aber gar bald, daß eine deutsche Bearbeitung nach derselben mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, ja sogar nicht eher vollkommen möglich wäre, als bis der so sehr entstellte Text eine streng und genau kritische Behandlung erfahren hätte. Das ist aber meines Wissens bisher noch nicht geschehen; und man kann nur bedauern, daß in der neuern Zeit noch kein Gelehrter unter den Franzosen

es unternommen hat, dieses edle Denkmal aus der Zeit ihres besten Königs in reinerer Gestalt herzustellen. Die deutsche Uebersetzung nun selbst sollte nicht streng wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen, sondern in Bezug auf den Zweck der Reliquien aus dem Mittelalter ein bescheidenes, getreues Bild jener alten Zeit liefern, und dazu reichte die erwähnte Ausgabe Du Cange's von 1668 vollkommen hin, deren Inhalt, mehrere darin fehlende Stellen ausgenommen, mit dem Texte von 1761 durchaus übereinstimmt. Die Sprache in Du Cange's Ausgabe ist zudem, wenn gleich an verschiedenen Stellen verworren, immer noch correcter und verständlicher; auch herrscht darin ganz der Ton und die Naivetät, mit welcher Joinville sich auszudrücken pflegte. Die in dem erwähnten Werke Petitot's nachträglich beigedruckten Varianten aus den verschiedenen Ausgaben Joinville's, sowie die in jenen historischen Schriften, welche die Zeit Ludwig's IX., seine Kreuzzüge oder seine Zeitgenossen behan-

deln,*) angeführten, besonders der Ausgabe von 1761 entnommenen Stellen wurden sorgfältig bei der vorliegenden deutschen Bearbeitung mitbenutzt. Auch hatte ich für rathsam erachtet, meine deutsche Uebersetzung nach Kapiteln mit passenden Ueberschriften übersichtlicher und gefälliger zu machen. Mit den beigefügten Anmerkungen ging es mir leider nicht zum Besten, indem ich in Petitot's Ausgabe mit Ausnahme der darin abgedruckten Dissertationen Du Cange's über mittelalterliche Institutionen durchaus nur höchst karge und ungenügende Bemerkungen über die in Joinville vorkommenden historischen Persönlichkeiten vorfand, und somit lediglich auf die mir in hiesiger Stadt zu Gebote stehenden Quellen angewiesen war. Dadurch nun

---

*) J. B. Wilken's Geschichte der Kreuzzüge VII. Th. I. u. II. Abth., die Abhandlung über Joinville von Stramberg in der allgem. Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von J. S. Ersch und J. G. Gruber, Michauds Geschichte der Kreuzzüge und andere Werke.

mußte Manches wider meinen Willen nothwendig unerörtert bleiben.

Die anfolgenden aus den geschichtlichen Quellen, die ich hier benützen konnte, in möglichster Kürze zusammengestellten Biographien über Joinville und den heil. Ludwig sollen dem Leser als nothwendige Einleitung in die Schrift des erstern dienen.

Regensburg, im April 1852.

Der Uebersetzer.

I.

Johann Sir von Joinville. *)

Die Familie Joinville war im dreizehnten Jahrhunderte eine der ausgezeichnetsten in der Champagne. Gegen die Mitte des vorausgehenden Jahrhunderts hatte Stephan von Vaux (Vaucouleurs), ein Vorfahrer des Verfassers der Denkwürdigkeiten aus dem Leben des heiligen Ludwig, die Burg Joinville erbauet.

*) Ueber die Geschichte des Geschlechtes von Joinville verweise ich auf v. Stramberg's Abhandlung in der allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Außerdem hat Petitot in seiner Collection complète des mémoires relatifs à l'histoire de France, tome II., Paris 1819, einige Notizen über das Leben Joinville's gegeben. Die historischen Berichte beider sind hier benützt worden.

Von diesem ruhmgekrönten Geschlechte erwähne ich hier nur des Onkels und des Vaters unseres Sir von Joinville. Zwei Mal war der erstere, Gottfried, in's heilige Land gezogen. Das erste Mal veranlaßten die gewaltigen Thaten, die er verrichtete, König Richard Löwenherz, den Löwen seines ersten Wappens den Freiherren von Joinville zu verleihen. In dem zweiten für ihn nicht minder rühmlichen Kreuzzuge, der durch die Einnahme von Zara und Constantinopel verherrlicht wurde, starb Gottfried an den Ufern des Jordans um das Jahr 1204. — Der Vater unseres Joinville, Simon, hatte während der Minderjährigkeit des heiligen Ludwig die Stadt Troyes gegen die Streitkräfte fast aller französischen Barone mannhaft vertheidigt, was auch der Sohn in seinen Denkwürdigkeiten von seinem Vater rühmend erwähnt. Im Jahre 1233 kommt Simon als verstorben vor. Zweimal war er verheirathet gewesen. Durch das frühzeitige Ableben Irmgards von Montclar, seines ersten Weibes, Wittwer geworden, trat er in die

zweite Ehe mit Blanca von Hochburgund, welche ihm sieben Kinder geboren, worunter unser Johann von Joinville das älteste war.

Dieser wurde nach der Angabe des Gelehrten Du Cange um das Jahr 1224 geboren. Am Hofe des Grafen von Campagne, Theobald's IV., der später den Königsthron von Navarra bestieg, ward Johann Sir von Joinville erzogen und erscheint im Hoflager, das König Ludwig IX. im Sommer 1241 zu Saumur gehalten, in den Verrichtungen eines Seneschalls *) an der Tafel des Königs von Na-

*) Seneschall wird von dem alten germanischen Worte Sente, das Viehheerde bedeutet und noch in den schweizerischen Ausdrücken: Senner, Sennenhütten sich findet, und dem Worte Schalk=Knecht abgeleitet. Als in spätern Zeiten dem Heerdenaufseher auch die Aufsicht über das ganze Hauswesen übertragen wurde, besonders an den fürstlichen Höfen, ward das Amt eines Seneschalls zur Hofwürde, wie etwa zu der des Hofmarschalls, erhoben. Der Seneschall ist der deutsche Truchseß (Dapifer), der italienische Scalco und der englische Stewart. Nach und nach dehnten die Seneschalle ihren Wir-

varra, dessen Wohlwollen er sich durch die Heiterkeit seiner Gemüthsart und durch die liebenswürdige Offenheit seines Charakters erworben. Wohl am feinsten Hofe der Christenheit gebildet, wo Theobald, der Liederkönig, dichtete, mochte unser Joinville die Kunst erlernt haben, seinen Gedanken den einfachen, ungekünstelten und doch anmuthigen Ausdruck zu geben, den wir an ihm bewundern.

Johann von Joinville vermählte sich um das Jahr 1240 mit Adelheid oder Ordelia, der

---

kungskreis auch auf die Staatsgeschäfte aus und überkamen richterliche (pfalzgräfliche) Funktionen. Jede Provinz erhielt regelmäßig einen Seneschall, der aber dort stets königlicher Beamter blieb und an der Spitze vieler königlichen (und fürstlichen) Oberämter als oberster Gerichtsbeamter und Anführer der Ritterschaft stand. Daher nannte man diese Gerichtsbezirke **Sénéchaussés**. Auch die alten Lehensfürsten, die Herzoge von Normandie, Bretagne, Guyenne, Burgund, die Grafen von Flandern, Champagne rc. hatten ihre Seneschalle. Der Seneschall des königlichen oder fürstlichen Hofes hieß **Grand-Sénéchal**.

Tochter des Grafen Heinrich von Grandpré, in einem Alter von erst sechzehn Jahren.

Als im Jahre 1245 der Kreuzzug gepredigt ward, scheint er den König, dessen Freundschaft und Vertrauen er in der Folge erhalten sollte, kaum gekannt zu haben. Ludwig IX. war von seinem Volke geachtet und geliebt; die Franzosen aller Stände brannten vor Verlangen, seine Gefahren zu theilen, und auch Joinville, der noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt sein mochte, beeilte sich, das Kreuz zu nehmen, um unter einem so großen Fürsten in der Führung der Waffen sich auszubilden. Da Blanca von Hochburgund, seine Mutter, noch lebte und als Witthum des größten Theils der Familiengüter genoß, so mußte er große Stücke seiner Herrschaft verpfänden, um die Bedürfnisse der Kriegsfahrt anzuschaffen; kaum verblieben ihm zwölfhundert Livres jährlich. Joinville, dem seine Gemahlin Adelheid zwei Kinder geboren hatte, glaubte Größeres für sie zu thun, wenn er seinen Namen berühmt machte, als wenn er das väterliche Erbtheil verschonte, das er ihnen zurücklassen sollte.

Wie der jugendliche Joinville vor seinem Abzuge sich mit seinen Freunden, Verwandten und Lehenleuten in fröhlichen Schmausereien und Festlichkeiten noch einmal des Lebens freute, wie er aber darauf ernst geworden nach damaligem Brauche alles geschehene Unrecht wieder gut zu machen suchte, ehe er in das Land zog, wo der Heiland das Erlösungswerk vollbrachte; wie er dann fortziehend aus der schönen Burg seiner Väter der lieben Kinder, die er daheim im zartesten Alter zurückgelassen, wehmüthig gedenkt und wie ihm darüber das Herz so weich wird: das Alles wieder zu geben wäre nach der schlichten Erzählung unseres biederben Joinville eine undankbare Mühe. Ebenso verweise ich im Uebrigen den Leser auf des Seneschalls eignes Werk, worin er seine Gesinnungen und Thaten, seine Leiden und Freuden in ungeschminkter Offenheit gar anmuthig schildert. In den friedlichen Jahren, die der langen Trübsal in Palästina folgten, widmete sich Joinville abwechselnd den Höfen von Frankreich und Navarra, an beiden gleich wohl gelitten. Als der

Grafschaft Champagne erblicher Seneschall, wurde er jetzt in seinen reifern Jahren einer der wichtigsten Männer dieses Hofes; und König Theobald II. von Navarra und Champagne bediente sich seiner (1255) als eines Brautwerbers bei der Prinzessin Isabella von Frankreich, Tochter des heiligen Ludwig. Zwischen dem Könige Ludwig IX. aber und dem Seneschall, die sich einander immer unentbehrlicher wurden, war ein inniges Freundschaftsverhältniß entstanden. Der stets muntere Geist Joinville's, dem es an naiven und witzigen Einfällen niemals gebrach, ist wohl mit einem klaren Quellwasser zu vergleichen, das am Saume der ernsten und durch das Unglück oft verdüsterten Lebensbahn des Königs leicht dahin glitt, und in dessen kühler, erfrischender Nähe dieser große Fürst, von den Sorgen des Thrones ermattet, Ruhe und Erquickung fand. Hinwiederum wirkten des frommen Monarchen sinnig-religiöser Ernst, seine christlich-erhabenen Lehren, hervorgegangen aus einem gotterfüllten Gemüthe und im eignen Beispiel zu lebendiger

Anschauung verkörpert, auf des gutmüthigen Seneschall's gelehrig Gemüth veredelnd zurück; und also waren zwei so verschiedene Elemente: niemals versiegende Heiterkeit auf der einen, und stiller Lebensernst auf der andern Seite in der aufrichtigen Freundschaft dieser beiden großen Seelen zu einer wundersamen Mischung zusammengeflossen. Mit Vergnügen folgen wir den Schilderungen des Freiherrn, so oft er dieses zarte Verhältniß in seiner derben, aber offenherzigen Weise berührt; und gern lauschen wir seinen mit so naiver Redseligkeit gesprochenen Worten, aus denen wir entnehmen, welch' ein treuer, unverdrossener Gefährte des heil. Ludwig in all dessen Verlegenheiten und Widerwärtigkeiten er gewesen sein, und welche Beweise von Vertrauen ihm dieser gegeben haben müsse, wann wir lesen, wie er meistentheils an der Tafel des Königs speisen, häufig an der Pforte des Pallastes die Gesuche und Bittschriften der Hilfsbedürftigen aufnehmen und sich neben dem heiligen Ludwig niedersetzen mußte, so oft dieser zu Vincennes unter den Eichen zu Gericht saß.

Als der König im Jahre 1268 alle Barone nach Paris zu einem neuen Kreuzzug beschied, wollte Joinville, weil er krank war, seine Burg nicht verlassen. Allein der heilige Ludwig ließ ihm entbieten, er begehre seine Anwesenheit als eine Liebespflicht: in Paris gäbe es ja schon Leute, die ein Fieber zu heilen verstünden. Diesem Rufe vermochte er nun nicht zu widerstehen. Aber als er erfahren, wozu die Barone nach Paris beschieden worden waren, weigerte er sich, noch einmal über das Meer zu ziehen, wie groß auch seine Anhänglichkeit zum heiligen Ludwig war, und wie sehr ihm auch von diesem, so wie vom Könige von Navarra zugeredet wurde, sich dem neuen Kreuzzuge anzuschließen. Hätten doch, so entgegnete der Seneschall, während er über Meer gewesen, seine Unterthanen viel gelitten; wolle er also noch einmal fortziehen, so sei das der Untergang seiner armen Leute. Uebrigens war Joinville mehrere Jahre vorher in die zweite Ehe getreten mit Alix, der Tochter und Erbin Walther's, des Herrn von Rinel.

. Ludwig scheint ihm seine Weigerung nicht verargt zu haben. Als aber der Seneschall vernommen, daß der gute Herr König bei Tunis gestorben wäre, da mag er um ihn in seinem Herzen von tiefer Trauer ergriffen worden sein. Nimmer konnte er ihn vergessen: in seiner Phantasie muß des heiligen Ludwig Bild und die Erinnerung an die frohen und trüben Erlebnisse, die er mit ihm getheilt hatte, mit solcher Stärke und Lebendigkeit aufgetaucht sein, daß er den Freund lange nachher noch im Traume zu sehen glaubte, was ihn bestimmte, in seiner Burgkapelle einen Altar zu bauen zu Ehren Gottes und St. Ludwigen.

Philipp der Kühne, des heiligen Ludwig Nachfolger, schenkte dem Seneschall dasselbe Vertrauen. Im Jahre 1283 mußte dieser Fürst, welcher die Vormundschaft über Johanna, die junge Königin von Navarra und Gräfin von Champagne — sie war die einzige Tochter Heinrich's, des Nachfolgers von Théobald II. — führte, eine Reise nach Arragonien machen. Während seiner Abwesenheit bestellte er Joinville zum Statthalter in der Champagne.

Wiewohl Philipp der Schöne, der zwei Jahre nachher den französischen Thron bestieg, dem vielgeprüften Joinville mit Mißachtung begegnete, so fuhr dieser doch während der ersten Jahre der neuen Regierung fort, die Champagne unter den Befehlen der Johanna zu regieren, die Königin von Frankreich geworden war. Diese Fürstin theilte in Bezug auf den alten Seneschall nicht den Kaltsinn ihres Gemahls.

Als Philipp der Schöne gegen das Ende seiner Regierung die Unterthanen durch Abgaben drückte und in Frankreich eine Willkürherrschaft einführte, während er sich den Anschein gab, als begünstigte er die Freiheit des Volkes, standen seine Unterthanen gegen ihn auf; und der bisher so treue Joinville trat dem Bunde bei, zu dem sich am 14. November 1314 die Barone der Champagne, von Beauvoisis, Vermandois und Ponthieu vereinigten, um die ungesetzlichen Forderungen des Königs mit gewaffneter Hand zurückzuweisen.

Dieser Aufstand, dessen Ende Philipp nicht erlebte, wurde im Jahre 1315 von Ludwig X., seinem

Sohne und Nachfolger, beigelegt, der Commissäre ernannte, um die rechtliche Begründung der Klagen untersuchen zu lassen, die allenthalben gegen die Maßregeln seines Vaters waren erhoben worden.

In demselben Jahre forderte der junge Ludwig die gesammte Ritterschaft auf, in der Stadt Arras sich mit ihm zu einer Fahrt gegen die Flamänder zu vereinigen. Joinville, obschon gegen zweiundneunzig Jahre alt, leistete in der ritterlichsten Weise diesem Rufe Folge und nahm die Waffen. Es dürfte von Interesse sein, wenn ich hier den Brief mittheile, den der greise Seneschall damals an den König schrieb. Derselbe lautet zu deutsch also:

„Seinem guten lieben Herrn, dem Könige von Frankreich und Navarra. *)

„Seinem guten Herrn Ludwig, von Got„tes Gnaden König von Frankreich und Na-

*) Dieses uns von Du Cange aufbewahrte altehrwürdige Denkmal von dem einfachen Briefstyl eines Ritters jener Zeit ist in der erwähnten Memoirensammlung Petitot's Tome II., pag. 16 abgedruckt.



„varra, entbietet Johann Sir von Joinville,
„Seneschall in der Champagne, seinen Gruß
„und unterwürfigen Dienst. Lieber Herr, es
„ist wohl wahr, wie Ihr es mir auch zu
„wissen gethan, daß man sagte, Ihr hättet
„mit den Flamändern Frieden gemacht; und
„da wir nun, Sir, glaubten, daß es so sei,
„so hatten wir uns nicht gerüstet, Euerm
„Aufgebote Folge zu leisten. Weil Ihr mir
„aber mitgetheilt, Ihr wolltet Euch zu Ar=
„ras einfinden, um wegen des Unrechts, das
„Euch die Flamänder anthun, sie zu züch=
„tigen, so däucht es mir, Sir, Ihr thuet
„recht; und Gott möge Euch beistehen. Da
„Ihr mich jedoch auffordert, ich und meine
„Leute sollten uns um die Mitte Juni's zu
„Euch finden, so thue ich Euch zu wissen,
„Sir, daß das nicht wohl sein kann. Denn
„Euer Brief ging am zweiten Sonntag des
„Monat Juni ab, und ich erhielt ihn erst
„acht Tage später. So viel aber an mir
„liegt, soll es mit der Rüstung meiner Leute

„rasch vorwärts gehen, und ich werde als-
„dann mich bei Euch einfinden und dahin
„gehen, wohin es Euch belieben wird. Sir,
„es möge Euch nicht verdrießen, daß ich Euch
„zu Anfang meines Schreibens nur guter
„Herr (bon Signour) angeredet habe. Aber
„das war so mein Brauch bei den andern
„Königen, die vor Euch gewesen, und die
„Gott selig habe. Unser Herr beschirme Euch.
„Gegeben im Jahre 1315 am zweiten Sonn-
„tage des Monats Juni, wo Euer Brief
„mir überbracht worden."

Johann Sir von Joinville starb um 1318 oder 1319 in einem Alter von 94 oder 95 Jahren. Er wurde in der Burgkirche zu St. Laurentien, die sich an das Schloß Joinville lehnte, beigesetzt.

Der Seneschall schrieb im hohen Alter auf Begehren der Königin Johanna, Gemahlin Philipp's des Schönen und Mutter Ludwig's X., die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des heiligen Ludwig. Bevor ein Licht erlischt, lodert es noch einmal hell auf; ebenso pflegt die Er-

innerung an die im raschen Strome der vergänglichen Zeit unwiederbringlich fortgerissenen Jugend noch einmal mit voller Stärke in der Seele des Greisen aufzuwachen. Oft mag der vielgeprüfte Seneschall in seinen alten Tagen der vergangenen Freuden und Leiden in des heiligen Ludwig Genossenschaft wehmüthig gedacht haben, der längst schon das Zeitliche gesegnet hatte und in das himmlische Paradies eingegangen war. Diese Erlebnisse vollends niederzuschreiben, mag vielleicht seine letzte irdische Freude gewesen sein. Die Schrift selbst aber, die er der Nachwelt hinterlassen, ist nicht ohne poetisches Interesse. In derselben Weise, in welcher sich das, was er gesehen oder gehört, seiner Erinnerung eingeprägt hat, ohne daß die Reflexion, vorwiegend über die andern Seelenkräfte, es unternommen hätte, das Wesentliche von dem minder Bedeutenden streng auszuscheiden und in den Thatsachen die Ursache mit der Wirkung genau in Einklang zu bringen, worin die historische Kunst besteht, hat der Sir von Joinville die Begebenheiten niedergeschrieben;

und gerade dieser Umstand verleiht seiner Geschichte einen gewissen poetischen Charakter. Denn die Poesie flieht die trockenen Abstraktionen, die das Werk des reflektirenden, kalten Verstandes sind, und ergreift das volle Leben, in wiefern zu dem Genusse desselben alle Seelenkräfte in ungeschiedener Einheit, freilich unter der weisen, aber milden Regierung der Vernunft berechtigt sind. Ich möchte, um den Charakter der Denkwürdigkeiten Joinville's deutlich zu erklären, sie mit der Erzählung eines Kindes vergleichen, das, nachdem es Zeuge großer Thaten gewesen ist, das Gesehene und Gehörte in der treuherzigsten und einfachsten Weise wiederzugeben versucht. Wenn auch die Erzählung des Kindes bisweilen unvollkommen und unklar ist, so begreift man doch, was es im Allgemeinen sagen will; gerne ergänzt man das hie und da Unvollständige und freut sich der artigen Bilder, die das Kind aus seiner nächsten Umgebung wählt, um sich ja recht verständlich zu machen. Im kindlichen Alter aber erscheint die ebenmäßige Entfaltung aller Kräfte des Menschen, seiner geistigen, sittlichen, religiösen, gemüthvollen

und sinnlichen Natur, wie in ihrem Keime vorbereitet: ebenso weht uns aus der Schrift Joinville's ein gesunder Verstand, ein kräftiger Wille, der innigste und wärmste Glauben an Gott, ein für das Große und Edle begeistertes Gefühl und hohe Achtung vor physischer Kraft, wenn sie anders ein erhabenes Ideal zu erreichen bestrebt ist, im frischen Morgenhauch einer, wenigstens in Bezug auf unsere Zeit, noch immer jugendlich zu nennenden Epoche des christlichen Mittelalters entgegen.

Mein Schwert ist scharf, mein Arm ist stark,
Mein Aug' ist klar, und frisch mein Mark;
Wie Einer nur ich fechten kann,
Ich habe Muth für hundert Mann;
Doch ohne zu dem Herrn zu fleh'n,
Getraut' ich nicht in Streit zu geh'n.

(Aus Amaranth von Oscar v. Redwitz.)

II.

König Ludwig IX. von Frankreich.

Selten oder vielmehr niemals liest man in der Geschichte von einem Heldenmuthe, der nicht vom Ehrgeize beseelt und beflügelt wäre. Diese Leidenschaft ist noch von jeher die Triebfeder der Großthaten aller Heroen gewesen. Derjenige, dessen Geschichte zur Ergänzung und zum bessern Verständniß unseres Joinville hier nur in ganz flüchtiger Skizze angedeutet werden kann, ist von ganz verschiedenem Charakter. Er besaß zwar auch die Eigenschaften jener über den gewöhnlichen Menschenschlag hervorragenden Helden: Muth, Unerschrockenheit, Seelengröße, Unternehmungsgeist; er führte zahlreiche Heere über das Meer und legte den Seinigen zur Nachah-

mung erstaunliche Proben der Tapferkeit ab. Aber die Begierde, sich selbst die Krone des Ruhms zu erringen, war niemals die Quelle gewesen, aus welcher seine Großthaten ihren Ursprung genommen. Die Heiligkeit seines Wandels, worin die Zeugnisse aller Geschicht-schreiber übereinstimmen, und die Autorität der Kirche, die ihn unter die Bekenner erhoben, bürgen uns hiefür. Seine Religiosität und sein Eifer für die Verherrlichung Gottes und die Wohlfahrt seines Volkes traten in diesem Könige an die Stelle des strebsamsten Ehrgeizes; so daß unser Auge, welches sein Leben überschaut, nicht dem Gemälde eines profanen, sondern dem eines christlichen Heroen begegnet. Die Verhältnisse und Begebenheiten in Frankreich nun selbst, deren Geschichte den Leser in das Zeitalter des heiligen Ludwig einführen soll, waren kurz folgende:

Als Ludwig VIII. zu Montpensier in der Auvergne am 8. November 1226, erst neununddreißig Jahre alt, das Zeitliche gesegnet hatte, stürzte sein ebenso plötzlicher als zu früher Tod

Frankreich in das gefährlichste Wirrsal. Ludwig IX., sein Sohn, welcher am 25. April zu Poissy geboren und daselbst getauft wurde, weßhalb er sich zuweilen Ludwig von Poissy unterschrieb, war noch nicht zwölf Jahre alt; und die dadurch nothwendig gewordene Regentschaft, welche während der Minderjährigkeit des jungen Ludwig von seiner Mutter, Blanca von Castilien, einer Frau von entschlossenem Geiste und männlicher Kraft, geführt wurde, ward jetzt von den großen Kronvasallen als günstige Gelegenheit benutzt, zur Unabhängigkeit und Freiheit ihrer Altvordern zurückzukehren. Unter Ludwig's VIII. Vater, Philipp II. August, welcher den Besitzungen der Krone eine beträchtliche Ausdehnung gegeben hatte, siegte zwar schon das Königthum entschieden über das Lehnswesen. Allein die großen Vasallen konnten nicht vergessen, daß sie vor kurzem noch weniger dem Könige untergeordnet gewesen waren, als neben ihm gestanden hatten, und suchten daher aus dem neuen Regierungswechsel, den alle Mißstände der Minderjährigkeit begleiteten, möglichst

große Vortheile zu ziehen. Außer den mißvergnügten Großen, unter welchen ich besonders Peter Mauclerc, Grafen von Bretagne; Hugo von Lusignan, Grafen von la Marche; Theobald IV., Grafen von Champagne und später König von Navarra; und Philipp, Grafen von Boulogne, der als Onkel des jungen Königs Ansprüche auf die Regentschaft erhob, erwähne: — trat auch Heinrich III. von England feindselig gegen die Königin Blanca auf. Heinrich wollte das von seinem Vater, Johann ohne Land, an Philipp II. August im Jahre 1204 verlorene Herzogthum der Normandie wieder erobern; andrerseits suchte Isabella von Angoulême, Heinrich's III. Mutter, die nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Johann's ohne Land, den oben erwähnten Hugo von Lusignan geheirathet hatte, die Unzufriedenheit unter den Großen immer von Neuem wieder rege zu machen, indem dieses ehrgeizige Weib sie stets auf die Macht des englischen Königs, ihres Sohnes, vertröstete.

Unter solchen Umständen hatte Blanca von Castilien die neue Regierung angetreten, die noch

um so schwieriger war, als sie, die Ausländerin, die vielen Vorurtheile bekämpfen mußte, die sich von allen Seiten gegen sie erhoben. Zum Glücke Frankreichs war sie aber auch ein Weib, das mit den hervorragendsten Geistesanlagen und mit seltener Charakterfestigkeit ausgestattet allen Hindernissen mannhaft zu begegnen wußte. Theils auf die eigne Kraft vertrauend, theils von erfahrenen Staatsmännern berathen, die meiste Hülfe jedoch von Gott erwartend beeilte sie sich, da Verzug Gefahr drohte, ihren Sohn (im Advent 1226) zum Ritter schlagen und unmittelbar darauf in der Krönungsstadt Rheims zum Könige salben zu lassen.

Nun wollten die Großen des Reiches Gewalt brauchen; allein die Königin kam ihnen immer zuvor und überraschte sie jedes Mal, ehe sie noch etwas Ernstliches begonnen hatten. Alle Verbindungen, welche sie theils unter sich, theils mit dem Könige von England schlossen, zersplitterten und scheiterten an der Klugheit, Umsicht und Festigkeit der Regentin. Inzwischen (1228) hatte sie auch dem Kriege wider die Albigenser ein

Ende gemacht, deren gefährliche Sekte unter Philipp August entstanden und von diesem, sowie von seinem Sohne Ludwig VIII. bekämpft worden war. Im Jahre 1234 verheirathete Blanca ihren Sohn Ludwig mit Margaretha, der ältesten der vier Töchter des Grafen Raimund Berengar IV. von Provence, einer Fürstin, welche Schönheit und noch mehr gute Sitte und Gottesfurcht schmückten.

Ludwig IX. wurde endlich 1236, einundzwanzig Jahre alt, mündig erklärt: die Regentschaft hörte auf, wiewohl seine Mutter noch immer großen Einfluß auf die Regierung behielt. Der Kampf mit den Großen erreichte sein Ende erst dann, als der Sieg, den Ludwig (20. Juli 1242) bei Taillebourc an der Charente über König Heinrich III. von England und dessen Schwiegervater, den Grafen von la Marche, erfocht, den Feinden des französischen Königthums für die Zukunft alle Hoffnung auf den geringsten Erfolg ihrer Anschläge gegen dasselbe benahm. Was Philipp II. August für die Krone gewonnen, die Ueberlegenheit des Königthums über die Lehnsaristokratie, das

hatte Ludwig IX. durch seinen Sieg bei Taillebourc auf's neue befestigt. Bald darauf faßte er den Gedanken des Kreuzzuges, zu dessen besserer Uebersicht einige kurze Erörterungen über die damaligen Verhältnisse dienen mögen.

Die zehn Jahre, für welche der deutsche Kaiser, Friedrich II., am 18. Februar 1229 den Waffenstillstand mit den Sarazenen abgeschlossen hatte, verflossen schnell und thatenlos. Die Aussicht auf Erhaltung des heiligen Landes gestaltete sich immer trüber; auch wurde in den Gemüthern der abendländischen Christen die Begeisterung immer lauer, mit welcher sie ehedem die Kämpfe für die Befreiung des heiligen Landes bestanden hatten. Der Kreuzzug, an dessen Spitze der König von Navarra, Theobald, Graf von Champagne, stand, mit dem Nachzug, den Richard, Bruder Heinrich's III. von England anführte, verdient kaum erwähnt zu werden. Wie er planlos unternommen wurde, so endigte er ohne Ruhm und Erfolg (1240 und 1241). Andrerseits waren die christlichen Reiche im Morgenland in gänzliche Hoffnungs-

losigkeit gerathen. Während das lateinische Kaiserthum in Constantinopel unter Balduin II. in den letzten Zügen lag, erhielt das Reich Jerusalem, dessen kümmerliches Leben die Nachkommen Saladin's durch ihre fortgesetzte Zwietracht noch fort und fort fristeten, einen neuen, ebenso schrecklichen als unerwarteten Feind, der indeß auch Europa bedrohte. Wie während der bisherigen Kreuzzüge die Abendländer in Waffen aufstanden und sich auf Asien stürzten, also dringen jetzt von den äußersten Gränzen dieses Welttheiles her barbarische Völker in zahllosen Horden und erfüllen selbst das ganze Abendland mit Schrecken. Die ungeheure Erschütterung, welche der Gründer des Mongolenreiches, Dschingis-Chan, in Asien bewirkte, und die von seinen Söhnen bis tief in Europa hinein, bis zu den Gränzen Deutschlands verbreitet wurde, erreichte bereits die Länder Vorder-Asiens. Von diesem wilden Völkersturm, den allenthalben unabsehbare Blut- und Feuerstreifen bezeichneten, aus der Heimath aufgejagt, drangen die Chowaresmier, ein asiatischer Volksstamm in den persi-

schen Ländern, über den Euphrat in Syrien ein, wohin sie 1244 der Sultan Ejub von Aegypten gegen die Christen und den damals mit ihnen verbündeten Sultan von Damascus gerufen hatte. Die Horden der Chowaresmier stießen nirgends auf Widerstand, da ihr Angriff den Christen ganz unerwartet kam. Im August 1244 bemächtigten sie sich der Stadt Jerusalem, deren Bewohner sich theils nach Jaffa flüchteten, theils in die Hände der Feinde fielen. Geistliche, Greise und Kranke, die in der Kirche des heiligen Grabes eine Zuflucht zu finden gehofft hatten, wurden gemordet, und an den heiligen Oertern die größten Gräuel verübt. Durch die Chowaresmier und das mit ihnen verbündete Heer des ägyptischen Sultans erlitten die Christen bei Gaza eine so vollständige Niederlage, daß die Blüthe der drei geistlichen Ritterorden vernichtet wurde. Nur wenige Ritter retteten sich nach Acre; und von den christlichen Besitzungen, die zum Theil ohne Schwertstreich in die Hände der Sieger fielen, konnten nur Jaffa, Acre, Nazareth und einige Burgen behauptet werden.

Als diese Nachricht nach Europa kam, lag Ludwig gefährlich krank zu Pontoise oder zu Paris. Die Trauerbotschaft von der Bedrängniß des heiligen Landes durch die Chowaresmier bewirkten ohne Zweifel den Entschluß des Königs, das Kreuz zu nehmen; und Nichts war natürlicher, als daß der fromme Fürst, welcher die Gesundheit wieder erlangte, im Gefühle der Dankbarkeit für seine Genesung Gott gelobte, das bedrängte Land des Erlösers aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien. Der König wurde in seinem Entschlusse noch mehr bestärkt durch die allgemeine Kirchenversammlung zu Lyon (1245), in welcher die Anordnung eines neuen Kreuzzuges berathen ward. Hierauf schickte Innocenz IV. in alle christliche Staaten Geistliche, die den heiligen Krieg predigen sollten. Odo von Châteaurour, Cardinal-Bischof von Tusculum, kam als päpstlicher Legat nach Frankreich, um die den Kreuzzug betreffenden Beschlüsse des Conciliums daselbst öffentlich bekannt zu machen.

Ludwig's IX. Gelübde hatte indeß nur ge-

ringe Nachfolge gefunden. Es war überhaupt in der Geschichte des Mittelalters zu jener Zeit eine Wendung der Dinge eingetreten: die Begeisterung, die seit anderthalb Jahrhunderten zahllose Schaaren nach Palästina geführt hatte, war in den meisten Gemüthern erloschen; und darum steht der französische König, der mit seiner ganzen religiösen Richtung noch tief in die fromme, jugendliche Zeit des Mittelalters zurückragte, in schroffem Gegensatze zu seinem Zeitalter. Selbst der Bischof Wilhelm von Paris und die Königin Blanca suchten ihn durch die dringendsten Vorstellungen von einem so gefahrvollen Unternehmen abzuhalten; er aber gab ihnen nur insofern Gehör, als er die Erfüllung seines Gelübdes noch auf ein Paar Jahre verschob, um erst Frankreich in einen solchen Zustand zu versetzen, daß es seiner Gegenwart entbehren könnte. Nunmehr drängte man sich allerdings zu dem heiligen Zeichen, hingerissen von dem Beispiel des hochbegeisterten Königs.

Nachdem er seine Rüstungen vollendet, seine

Mutter für die Dauer seiner Abwesenheit zur Regentin des Reiches bestellt und noch andere Anordnungen getroffen hatte, begab er sich wohl vorbereitet, bußfertig, von Sünden gereinigt, mit dem päpstlichen Segen ausgerüstet und begleitet von einem trefflich gerüsteten Heere, das seine Erbauung theilte, in Aiguesmortes zu Schiffe und erreichte am 17. September 1248 die Insel Cypern. Von hier segelte die Flotte der Kreuzfahrer nach Aegypten, indem nicht schwer einzusehen war, daß der Besitz dieses Landes eine Unternehmung gegen Syrien sehr erleichtern und eine Eroberung dortselbst noch am meisten sichern werde. Die Einnahme von Damiette (Damiata) ging allerdings gegen alle Erwartung leicht; aber mit ihr endigte auch das Glück der Kreuzfahrer, und eine fast ununterbrochene Reihe der herbsten Prüfungen eröffnete sich für das französische Heer. Bald fand der Zug gegen Cairo die größten Schwierigkeiten. Ich enthalte mich, der treuherzigen Erzählung Joinville's von der kühnen Tapferkeit und dem hohen Heldensinn, den die Franzosen bewährten, sowie von den

unsäglichen Leiden, die sie ertragen mußten, vorzugreifen, und bemerke nur, daß das traurige Resultat dieser Unternehmungen darin bestand, daß König Ludwig IX. gefangen und sein ganzes Heer entweder vernichtet wurde oder sein Schicksal theilte (1250). Nach langen Unterhandlungen, bei denen Ludwig seine hohe Standhaftigkeit und Frömmigkeit bewies, überließ er vertragsmäßig Damiette den Mameluken — so hießen die aus den Kaukasusländern nach Aegypten verkauften Sklaven, aus welchen der Sultan Ejub seine Leibwache bildete, und die später, nachdem sie Turanschah, den Sohn des Sultans, ermordet und die Herrschaft der Ejubiten in Aegypten geendigt hatten, die Gewalt an sich rissen — entrichtete noch für die Auslösung der Gefangenen eine ungeheure Geldsumme und begab sich alsdann nach Syrien. Aber zu schlecht unterstützt und immer noch vom Unglücke verfolgt — ein mit Geld beladenes Schiff ging unter — vermochte König Ludwig auch in Palästina nichts Bedeutendes auszurichten. Der Tod seiner Mutter

Blanca, die schon am ersten December 1252 gestorben war, und die Besorgniß, daß die Jugend seines erst elfjährigen Sohnes, in dessen Namen die Regierung geführt ward, innere Unruhen und äußere Gefahren für sein Reich veranlassen könne, nöthigten ihn endlich, den heiligen Boden zu verlassen (1254).

Welche Nachtheile auch mit Ludwig's IX. Kreuzzuge verbunden gewesen, und durch welche Vortheile sie hinwiederum aufgewogen worden sein mögen — das Eine steht fest, daß der fromme Monarch von seiner Meerfahrt noch besser zurückkehrte, als er abgezogen war, und daß das Unglück in ihm alle Eigenschaften entwickelte und vervollkommnete, von denen die Unterthanen ihr künftiges Glück erwarten konnten. Während er seit seiner Rückkehr das Kreuz nicht mehr ablegte, während der Gedanke an den Verlust so vieler biederer Waffengenossen und an den traurigen Zustand der Christen im Morgenlande sich niemals aus seiner Erinnerung verwischen konnte, während die Beschäftigung mit den Angelegenheiten des Heilandes

einen stillen, schwermüthigen Ernst über sein Leben verbreitete, während das ganze Sein und Wesen dieses christlichen Fürsten die tiefste Religiosität und Frömmigkeit athmete: vergaß er doch darüber die Wohlfahrt seines Volkes nicht, — im Gegentheil war das Kreuz, welches sein ganzes Leben hindurch auf seiner Schulter geheftet blieb, und welches mit allen die Menschheit tröstenden, erhebenden und beseligenden Erinnerungen mit Flammenzügen in sein tiefes und edles Gemüth geschrieben die Grundlage seiner Heiligkeit bildete, der schönste Schmuck, durch welchen die Krone je verherrlicht ward. Zwischen seine Religiosität und seinen Eifer für die Wohlfahrt seines Volkes war kein selbstsüchtiger Beweggrund getreten, so daß wir den unmittelbaren Einfluß einer Gesinnung, die demüthig von sich absehend Alles auf Gott bezieht, auch auf das äußere Leben in dem Gemälde des großen Ludwig von Frankreich vergegenwärtigt sehen können. In dieser kurzen Lebensskizze kann von seiner auf die Rückkehr aus dem heiligen Lande folgenden sechzehnjährigen

Regierung nur erwähnt werden, daß er mit liebreicher Wohlthätigkeit die hülflosen Wittwen und Waisen der Kreuzfahrer, die in seinem und Gottes Dienste ihr Leben geopfert hatten, unterstützte und versorgte; daß er stets darauf bedacht war, die Pflichten, welche ihm Gott nach seiner Ueberzeugung mit der königlichen Würde auferlegt hatte, zu erfüllen, in seinem Reiche einen ruhigen, geordneten und gesetzlichen Zustand zu begründen und zu sichern, den Frieden mit den benachbarten Staaten, auch durch Vergütung der Beeinträchtigungen, welche seine Vorfahren gegen dieselben sich erlaubt hatten, zu befestigen und auch durch seine Vermittlung in diesen die gestörte Ruhe wieder herzustellen; daß er fortwährend bemüht war, die Herrschaft der Gewalt während der Zeit des Friedens besonders durch Abschaffung des gerichtlichen Zweikampfes und der Berechtigung der Lehensbesitzer, ihre Streitigkeiten mit den Waffen zu entscheiden, und durch strenge, ohne Ansehen der Person ausgeübte Gerechtigkeit zu beschränken; daß er also einen Zustand herbei zu führen suchte, welchen

er einem christlichen Staate und den Geboten des Christenthums für angemessen hielt; daß er endlich für die Wissenschaft ungemein viel that, indem er sogar an den muhamedanischen Fürsten, deren Büchersammlungen er im Orient gesehen, ein Beispiel nahm und den Grund zu einer Bibliothek legte, in welcher die Gelehrsamkeit und die Wissenschaften seiner Zeit eine kostbare Stätte fanden. Wie er bemüht gewesen, den Frieden mit England zu erhalten, davon erzählt Joinville Seite 384 und 385 (siehe auch Anmerkung 52). Ebenso war mit Arragonien seit langer Zeit Krieg gewesen; durch einen Vertrag ward er geendigt, und der Friede durch die Heirath der arragonischen Prinzessin Isabella mit Ludwigs zweitem Prinzen, Philipp, befestigt. Ueber sein tugendhaftes Privatleben verweise ich auf Joinville's aus unmittelbarer Anschauung geschöpfte Erzählung. Alles aber in Einem gesagt: Frankreich entfaltete sich unter Ludwig IX. zur ersten Macht in der Christenheit.

Indeß war König Ludwig seines Gelübdes eingedenk geblieben, das er durch seinen ersten

Kreuzzug nicht erfüllt zu haben glaubte. Die Nachrichten aus dem Oriente lauteten immer trüber. Während der Kaiser von Nicäa, Michael Paläologus, die französische Herrschaft in Constantinopel durch die Eroberung dieser Stadt am 26. Juli 1261 vernichtete, und der vertriebene Kaiser Balduin II., um Hülfe zu suchen, im Abendlande umherzog, wo er jedoch nur Mitleid, keinen Beistand fand, ging das Reich Jerusalem seiner Auflösung mit Riesenschritten entgegen, seitdem der Anführer der Mameluken, Bibars, ein ebenso tapferer als grausamer Krieger, der von dem ägyptischen Heere und darauf auch in Syrien als Sultan anerkannt wurde, die Vernichtung der christlichen Herrschaft in Syrien als das Ziel seiner rastlosen Thätigkeit unaufhaltsam zu erreichen strebte. Die Nachrichten von der Bedrängniß der Christen im Morgenlande bewirkten im Könige von Frankreich, der seit seiner Rückkehr aus Palästina die Absicht nicht aufgegeben hatte, einen zweiten Kreuzzug zu unternehmen, den Entschluß, sein Vorhaben nunmehr auszuführen. Zwei Jahre brachte

übrigens der fromme Fürst damit zu, sein Reich zu ordnen, ehe er es wieder verließ, um es auch während seiner Abwesenheit in seinem Sinne verwaltet zu wissen. Die Regentschaft übertrug er zwei Männern, die sein ganzes Vertrauen besaßen und desselben würdig waren, dem Abte Matthäus von St. Denis und dem Ritter Simon von Neelles. Im Jahre 1270 stach die Flotte der Kreuzfahrer in die See und erreichte nach längerer, durch widrige Winde aufgehaltener Fahrt den ihr zunächst bestimmten Sammelplatz, den Hafen von Cagliari. In einer Berathung über die Fortsetzung des Zuges ward beschlossen, zuerst nach Tunis zu segeln; denn Glaubwürdige versicherten: der Fürst dieser Stadt wolle sich zum Christenthum bekennen; die Erscheinung eines Kreuzheeres werde es ihm möglich machen, seine Absicht ohne Furcht vor seinen Glaubensgenossen auszuführen; dadurch werde das Christenthum in jenen Gegenden wieder erstehen, wo es einst zur Zeit des heiligen Augustin und anderer Kirchenlehrer so herrlich geblüht habe; verweigerte aber der Fürst

von Tunis die Annahme des Christenthums, so könne sein Land leicht erobert werden, und der unermeßliche Reichthum, den man dadurch gewänne, mache eine nachdrücklichere Unterstützung des heiligen Landes möglich. Nach andern Angaben gab Carl von Anjou, König beider Sicilien und Bruder Ludwig's IX. dem Zuge diese Richtung. Carl von Anjou, dessen Vorfahren in Neapel, den normännischen Königen, die Fürsten von Tunis einen Tribut für die Sicherheit der tunesischen Handelsschiffe in den Gewässern Siciliens entrichteten, hätte nämlich durch den Zug gegen Tunis jenen Tribut wieder zu erhalten gehofft. Wenn übrigens das Letztere zweifelhaft ist, so steht doch die Gewißheit fest, daß das Ausbleiben Carl's von Anjou die Hauptveranlassung war, warum der Kreuzzug mißlang: denn nachdem der König glücklich nach Afrika hinüber gekommen war, ließ Carl, ohne dessen Gegenwart Ludwig, der auf ihn rechnete, Nichts unternehmen konnte und wollte, zwei Monate vergeblich auf sich warten; und der König erfuhr inzwischen das nämliche Schicksal,

das ihn in Aegypten getroffen hatte, nur daß die Afrikaner weniger furchtbare Feinde waren, als die Mameluken. Die ungesunde Luft, der durch heftige Winde aufgeregte Staub, der Mangel an gesunder Speise und trinkbarem Wasser und die Ungewohnheit, unter Gezelten der gräßlichen Hitze des Tages und der tödtenden Kälte der Nacht zu trotzen, hatten Krankheiten zur Folge; und indem die Luft durch die Leichname verpestet wurde, nahm die Sterblichkeit mit jedem Tage zu. Nachdem Ludwig's Sohn, Johann Tristan, gestorben war, erkrankte auch der König und starb am 25. August 1270. Seinen Tod und seine Canonisation schildert in Kürze Joinville selbst (Seite 412 und 413), weßhalb ich auf ihn verweise. Man vergleiche auch Anmerkung 55. Mit dem Tode des heiligen Ludwig, des letzten Kreuzfahrers in der edelsten Bedeutung des Wortes, war das Schicksal des heiligen Landes entschieden. Im Verlauf von zwei Jahrzehent ging Alles verloren: im Jahre 1292 gab es keine christliche Herrschaft im Oriente mehr. Die christlichen Kö-

nige ließen sich zwar auf die wiederholten Aufforderungen der Päpste zu neuen Kreuzzügen Steuern zahlen, verwandten aber das Geld zu andern Zwecken, zu Kriegen unter sich. Die Begeisterung einzelner scheiterte an der Theilnahmslosigkeit der Massen.

Wie man nun auch die Kreuzzüge des heiligen Ludwig beurtheilen mag, so darf man doch nicht vergessen, daß der einzige Zweck seiner Politik oder vielmehr des ihn beseelenden religiösen Geistes der war, die Völker des Morgen- und Abendlandes durch die Bande des Christenthums zu vereinigen, und daß dieser Zweck, wäre er erfüllt worden, zum Vortheile der Menschheit hätte ausfallen müssen. Man hat ja zuweilen selbst dem Ehrgeize die chimärischesten Pläne und die unglücklichsten Kriege verziehen. *)

Ein schönes Schauspiel war die Instruktion, worin der allgemeine Vater der Gläubigen die Zeitgenossen Ludwig's IX. über die

---

*) Michaud's Geschichte der Kreuzzüge, übersetzt von L. G. Forster, VI. Band, Seite 74.



Tugenden seines Lebens und die Wohlthaten seiner Regierung fragt. Franzosen von allen Klassen bezeugten auf das Evanglium, daß der Monarch, dessen Tod sie beklagten, aller Belohnungen des Himmels würdig sei. Unter ihnen bemerkte man die alten Waffengefährten Ludwig's, die seine Gefangenschaft in Aegypten getheilt und ihn vor Tunis auf der Asche hatten sterben sehen. Ganz Europa bestätigte ihr religiöses Zeugniß und wiederholte folgende Worte des Oberhauptes der Kirche (in seiner Canonisationsbulle): „O du Haus Frankreich, freue dich, der Welt einen so großen Fürsten gegeben zu haben! Freue dich, französisches Volk, einen so guten König gehabt zu haben!" *)

*) Dasselbe Werk, VI. Band, Seite 75.

Reliquien

aus

dem Mittelalter.

Wer ist der mark'ge Ritter
Dort auf den Stufen vorn,
Im blanken Eisenrocke,
Mit Flamberg, Dolch und Sporn —

Gefaltet fromm die Hände,
Zum Heft gewöhnt und Schild,
Den muthigen Blick erhoben
Zu des Erlösers Bild?

(Nach den Domliedern.)

Seinem guten Herrn Ludwig, [1]) dem Sohne des Königs von Frankreich, von Gottes Gnaden König von Navarra, Champagne und Brie, entbietet Johann Sir von Joinville, Seneschall von Champagne, seinen Gruß und unterwürfigsten Dienst und versichert ihn seiner aufrichtigsten Liebe und Verehrung.

Hochedler und mächtiger Herr!

Ich thue Euch zu wissen, daß Eure gnädigste Frau Mutter, der Gott ihre große Liebe zu mir lohnen möge, mich inständig bat, ihr ein Buch von den frommen Worten und den Großthaten des heiligen Königs Ludwig zu besorgen. Das nach meinen Kräften zu thun, habe ich ihr demüthiglich versprochen. Weil Ihr nun, hochedler und mächtiger Herr, ihr ältester Sohn

und Erbe seid, so übersende ich Euch besagtes Buch, wohl erkennend, daß dessen Besitz keinem Lebendigen mehr gebührt, als Euch. Sowohl Ihr, als Alle, welche es lesen oder lesen hören, mögen daraus den Nutzen ziehen, den die Nachahmung der darin enthaltenen Thaten und Beispiele gewährt. Möge Gottes, unseres Vaters und Schöpfers Dienst und Ehre dadurch befördert werden.

Geschichte des heiligen Ludwig, dieses Namens des neunten, Königs von Frankreich, von Johann Sir von Joinville, Großseneschall der Champagne.

Im Namen der allerheiligsten und allerhöchsten Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen. Ich Johann Sir von Joinville, Großseneschall der Champagne, schreibe zum Gedächtnisse nieder das Leben, die frommen Thaten und Worte des heiligen Ludwig, ehrwürdigen und heiligen Angedenkens; sowie ich Zeuge derselben während voller sechs Jahre war; so lange nämlich war ich in seiner Gesellschaft sowohl auf seiner heiligen Fahrt über das Meer, als auch in der Zeit nach derselben.

Dieses Buch ist in zwei Hälften getheilt. Der erste Theil handelt davon, wie der besagte Ludwig der Heilige nach Gottes Willen und im Sinne unserer Mutter, der heiligen Kirche, sowie

zum Nutzen und Gedeihen seines Reiches lebte und regierte. Die zweite Hälfte spricht von seinen ritterlichen Zügen und seinen Waffenthaten. So wird man finden, wie das Eine durch das Andere bedingt ist, so daß den Lesern das Verständniß seines ganzen Lebens dadurch erleichtert wird. Die Schilderung desselben aber wird klar erkennen lassen, daß kein Mensch seiner Zeit, von dem Beginn seiner Regierung bis zu seinem Ende, so heilig und gerecht als er gelebt hat; doch glaube ich, hat man ihm nicht Ehre genug erwiesen, daß man ihn wegen der großen Leiden, die er auf seiner Kreuzesfahrt in dem Zeitraum von sechs Jahren ausstehen mußte, nicht unter die Märtyrer gezählt hat. Denn wie unser Herrgott für das menschliche Geschlecht den Kreuzestod erlitt, so starb in ähnlicher Weise, auf dem Wege des Kreuzes wandelnd, der gute König zu Tunis. Weil nun Nichts über eine vernünftige Seele geht, so will ich mit dem ersten Theil anheben, der von seinen guten Lehren und heiligen Worten spricht, also eine wahre Nahrung für die Seele enthält.

Erster Theil der Geschichte, der von dem frommen Lebenswandel und den guten Lehren des heiligen Ludwig spricht.

Erstes Kapitel.

Wie der gute Herr König sein Volk liebte, seine Wahrheitsliebe, sein nüchternes Leben, und welche Lehre er dem Sir von Joinville über den Genuß des Weines gibt.

Der heilige König Ludwig liebte und fürchtete sein ganzes Leben lang Gott über Alles, und folgte ihm in seinen Werken recht sichtbar nach. Denn wie Gott für sein ganzes Volk gestorben ist, so ähnlich hat auch dieser gute König mehrmals sein Leben für das Volk seines Königreichs der Todesgefahr ausgesetzt, wie in diesen Blättern wird

erzählt werden. Als er einmal gefährlich krank zu Fontainebleau lag, sagte er zu seinem ältesten Sohne Ludwig: [2]) „Lieber Sohn, ich bitte dich, dir die Liebe des Volkes deines Königreiches zu erwerben. Denn ich wollte wahrhaft lieber, es käme ein Schotte [3]) aus Schottland oder jemand Anderer aus fernen Landen, der das Volk des Königreiches gut und bieder regierte, als daß du dir den Vorwurf eines schlechten Betragens zuzögest."

Der heilige König liebte so sehr die Wahrheit, daß er selbst die Sarazenen und Ungläubigen niemals anlügen noch seinen, ihnen gemachten Versprechungen untreu werden wollte, wenn gleich sie seine Feinde waren. Sein Mund war nüchtern und mäßig. Denn niemals in meinem Leben habe ich gehört oder gesehen, daß er nach kostbaren Speisen verlangt hätte, nach dem Beispiel so mancher reichen Leute; im Gegentheil genoß er zufrieden, was man ihm vorsetzte. In seinen Worten war er so bemessen, daß ich ihn niemals in meinem Leben etwas Böses von Jemanden habe sagen, noch den Teufel nennen hören, wel-

cher Name sehr oft in der Welt ausgesprochen wird, was, wie ich fest glaube, Gott in hohem Grade mißfallen muß. Seinen Wein trank er gemischt, je nachdem der Wein stark war und er ihn vertragen konnte. Er frug mich einmal auf der Insel Cypern, warum ich kein Wasser unter meinen Wein gösse? Ich antwortete ihm, daran seien die Aerzte und Chirurgen Schuld, die mir sagten, ich hätte einen dicken Kopf und einen kalten Magen, so daß ich ihn gemischt nicht vertragen könnte. Der gute König sagte mir, daß sie mich täuschten, und rieth mir, ihn zu mischen; denn wenn ich nicht lernte ihn in meiner Jugend zu mischen und es im Alter thun wollte, so würden die Gicht und die Krankheiten, an denen mein Magen leide, überhand nehmen; tränke ich ihn aber ungemischt in meinem Alter, so würde ich mich jedes Mal berauschen, was für einen tapfern Mann etwas sehr Häßliches sei.

Zweites Kapitel.

Des heiligen Ludwig Lehre, wie man in der Welt geehrt werden und nach dem Tode das Paradies haben könne. — Seine einfache prunklose Tracht.

Einmal frug er mich, ob ich in dieser Welt geehrt sein und nach meinem Tode das Paradies haben wolle. Darauf gab ich zur Antwort, daß ich es wohl so wünschte. Da sagte er mir: „Hütet Euch also, mit gutem Vorbedacht etwas Abscheuliches zu thun oder zu sagen, damit Ihr nicht, wenn Jedermann es erfahren würde, zu Eurer Schmach und Schande gestehen müßtet: Ich habe es gethan oder ich habe es gesagt." Und so mahnte er mich auch, nie Jemanden in Etwas, was er in meiner Gegenwart sagen würde, Lügen zu strafen, wenn anders ich durch mein Stillschweigen nicht zu Schaden käme, Schande mir zuzöge oder eine Sünde beginge. Denn oft, setzte er bei, rufen Widersprüche harte und rauhe Worte hervor, derenthalber die Menschen sich häufig einander tödteten und in schlechten Ruf brächten: für Tausende von

Menschen sei dies die Quelle ihres Verderbens gewesen.

Er sagte auch, man solle sich nach seinem Stande, seinen Verhältnissen und in mäßiger Weise kleiden und zieren, damit die weisen und ältern Leute dieser Welt Jemanden nicht vorwerfen könnten, er übertreibe es; und damit auch die jüngern Leute nicht zu sagen Veranlassung fänden, er halte zu wenig auf sich und ehre seinen Stand nicht. Und dieß erinnert mich an den Vater des gegenwärtigen Königs bezüglich der übermäßigen Kleiderpracht und des Prunkes der gestickten Waffenröcke, die jetzt tagtäglich in Brauch gekommen sind. Ich bemerkte ihm,[4]) daß ich auf der Fahrt über das Meer, auf der ich seinen Vater begleitete, niemals einen gestickten Waffenrock gesehen, weder an seinem Vater, noch an den andern Rittern. Und er antwortete mir, er habe freilich ohne Grund seine Waffenröcke so prachtvoll sticken lassen, und sie kosteten ihm acht Livres Parisis. Da sagte ich ihm, er würde sie besser verwendet haben, wenn er sie um Gotteswillen hergegeben

und seinen Schmuck in gutem, einfach mit seinem Wappen gesticktem Doppeltaffet, wie der König sein Vater, gesucht hätte.

Drittes Kapitel.

Der König erklärt dem Sir von Joinville was die Sünde für ein böser Aussatz der Seele sei. — Seine große Demuth. — Wie er einen gottesfürchtigen biedern Mann zu schätzen wußte.

Der gute König beschied mich einmal zu sich und sagte zu mir, er wolle mit mir sprechen und den listigen, gewandten Sinn erproben, den er an mir wahrnehme. Und in Gegenwart mehrerer Klosterbrüder sagte er mir: „Ich habe diese Mönche hieher gerufen und will in ihrem Beisein eine Frage an Euch stellen, die sich auf Gott bezieht. Die Frage lautete also: Seneschall, was ist Gott? Und ich erwiederte ihm: „Sir, es ist das höchste und beste Wesen; es kann nichts Besseres geben. Vortrefflich, versetzte er, die Antwort ist ganz gut. Denn sie steht geschrieben in dem Buche, das ich in der Hand halte. Nun möchte ich wissen, was Euch lieber wäre, aussätzig zu

sein, oder eine Todsünde begangen zu haben?" Und ich, der ich ihn niemals anlügen wollte, bedachte mich nicht, ihm zu antworten, daß ich lieber dreißig Todsünden begangen haben möchte, als aussätzig sein. Als nun die Mönche fortgegangen waren, behielt er mich allein zurück, ließ mich zu seinen Füßen niedersitzen und sagte zu mir: „Wie habt Ihr so etwas behaupten können? Und noch spreche ich so, war meine Antwort. Da sagte er zu mir: Ei! Thor, wie sehr irret Ihr. Ihr wisset doch, daß es keinen so bösartigen und häßlichen Aussatz gibt, als die Todsünde; die Seele, die mit derselben behaftet ist, gleicht dem höllischen Teufel. Darum kann es keinen häßlichern Aussatz geben. Und dieß ist auch wahr, setzte er bei: denn wenn der Mensch gestorben ist, so verliert er seinen körperlichen Aussatz. Wann aber der Mensch, der eine Todsünde begangen hat, stirbt, so weiß er nicht bestimmt, ob er noch vor seinem Tode so reuevoll gewesen, daß ihm Gott verzeihen wird. Darum muß er gar sehr besorgen, daß dieser Sündenaussatz ihm lange anklebe, und zwar so

lange, als Gott im Paradies sein werde. Deßwegen bitte ich Euch, fuhr er fort, aus Liebe zu Gott und zu mir, das Gesagte Euch tief in's Herz zu schreiben, und weit lieber zu wünschen, es möchten Aussatz, andere Krankheiten und Unfälle über Euch kommen, als daß Ihr in Eurer Seele eine einzige Todsünde beginget, die ein so schmählicher Aussatz ist."

Damals frug er mich auch, ob ich am grünen Donnerstag den Armen die Füße wüsche. Ich sagte ihm: „Pfui! Nie werde ich diesen häßlichen Menschen die Füße waschen. Da habt Ihr wahrlich sehr schlecht geantwortet, versetzte er. Denn Ihr sollet niemals das verabscheuen, worin uns Gott zu unserer Belehrung vorangegangen. Er, welcher der Herr und Meister war, wusch an jenem heiligen Tage allen seinen Aposteln die Füße und sagte ihnen, daß, wie er, der ihr Meister sei, solches an ihnen gethan habe, auch sie einander thun sollten. Darum bitte ich auch Euch, daß Ihr Euch aus Liebe zu Gott und zu mir daran gewöhnen wollet." Wie hoch er alle Men-

schen schätzte, die Gott fürchteten und liebten, beweist der Umstand, daß er meinen Schwager Gilles le Brun, [5]) der als gottesfürchtiger Mann allenthalben bekannt und geachtet war, zum Connetable des Königreiches erhob, wiewohl er nicht aus Frankreich war.

Viertes Kapitel.

Der gute Herr König liebt eine offene, angenehme Unterhaltung bei Tisch. — Ein biederes Wort, wie man gethanes Unrecht wieder gut machen müsse. — Wie der herzensgute König Meister Robert von Sorben in Schutz nimmt, obgleich er nicht Recht hat.

Es geschah einmal, daß er den Meister Robert von Sorben [6]) (wegen seines großen Rufes als weiser und kluger Mann) zu sich zu Gaste laden ließ. Da saßen wir beisammen, ich und er, und aßen und tranken an der Tafel des Herrn König. Wir sprachen leise mit einander. Als dieß der gute König gewahrte, tadelte er uns und sagte: „Es ziemt sich nicht, daß Ihr leise sprechet. Redet laut, damit Eure Genossen nicht meinen, daß Ihr schlecht von ihnen sprechet und sie

verläumdet. Wenn Ihr als Tischgenossen etwas zu sagen habt, was man sagen darf und was angenehm zu hören ist, so sprechet laut, damit Jeder euch vernehme; wo nicht, schweiget."

Während unserer Unterhaltungen pflegte er alsdann allerlei schöne Lehren zu geben. So sprach er denn einmal auch von den Wucherern und Räubern, welche der Teufel gar listig verführe, indem er ihnen vorspiegle, sie sollten ihr unredlich an sich gebrachtes Gut der Kirche um Gottes willen geben, während sie doch recht gut wüßten, wem sie es zu erstatten hätten. Weil er gerade über diesen Punkt zu sprechen kam, forderte er mich auf, in seinem Namen dem König Theobald, seinem Sohne, [7]) zu sagen, er möge sich in Bezug auf das, was er thue, recht sehr in Acht nehmen und nicht seine Seele beschweren in der Meinung, er habe Alles oder genug gethan, wenn er dem Hause der Predigerbrüder viel Geld vermache. Denn der weise Mann müsse, so lange er lebe, gerade so handeln, wie der rechtschaffene Vollstrecker eines Testamentes; dieser nämlich er=

setze und erstatte vor allem Andern den Schaden, den der Verstorbene seinen Nebenmenschen zugefügt; und was übrig bleibe von dem Vermögen des Hingeschiedenen, das vermache er als Almosen den Armen Gottes.

Der König war an einem Pfingsttag zu Corbeil von wohl dreihundert Rittern begleitet; auch ich und Meister Robert von Sorben waren darunter. Der König stieg nach der Tafel auf die Wiese oberhalb der Kapelle herab und wollte eben mit dem Grafen der Bretagne, dem Vater des gegenwärtigen Herzogs, dessen Seele Gott selig habe, sprechen. Und vor allen Andern nahm mich der besagte Meister Robert beim Mantel, und frug mich in Gegenwart des Königs und der ganzen edeln Gesellschaft: „Wenn der König sich auf dieser Wiese niedersetzte, und wenn Ihr Euch auf seine Bank setztet, so daß Ihr über ihn hinwegschautet, so möchte ich doch wissen, ob Ihr nicht deßhalb zu tadeln wäret? Ich bejahte es. Also seid Ihr, fuhr er fort, sehr zu tadeln, da Ihr reicher als der König gekleidet seid.“ Darauf

sagte ich ihm: „Meister Robert, keineswegs bin ich zu tadeln, ohne der Ehre des Königs und der Eurigen zu nahe zu treten. Denn das Kleid, das ich trage, haben mir meine Eltern hinterlassen, und ich habe es mir nicht aus eigenem Antriebe machen lassen. Dagegen seid Ihr zu tadeln. Denn von niederer Herkunft, habet Ihr das Kleid Eurer Eltern abgelegt und Euch in feinern Camelott gekleidet, als der König." Und bei diesen Worten faßte ich einen Zipfel von seinem und des Königs Ueberwurf, hielt sie zusammen und sagte ihm: „Schauet nun, ob ich nicht wahr gesprochen." Der König aber nahm das Wort, um Meister Robert zu vertheidigen und mit all' seinem Ansehen dessen Ehrenhaftigkeit in Schutz zu nehmen, indem er zeigte, wie demüthig er sei. Hierauf rief der gute König den Prinzen Philipp, den Vater des gegenwärtigen Königs, und auch den König Theobald, seine Söhne, zu sich, ließ sich an der Thürschwelle der Kapelle nieder, und sagte auf die Erde deutend zu seinen Söhnen: „Setzet Euch hier neben mich. Sir, versetzten sie, es ge-

bührt uns nicht, so nahe bei Euch zu sitzen. Da sagte er zu mir: Seneschall, setzet Euch hieher.“ Und ich ließ mich so nahe bei ihm nieder, daß mein Kleid das seinige berührte; sie aber ließ er neben mir Platz nehmen, und sprach: „Ihr habet gar nicht recht gethan, daß Ihr, die Ihr doch meine Kinder seid, nicht sogleich das befolgt habet, was ich Euch geheißen: habt Acht, daß Euch dieß nie wieder begegne.“ Sie sagten ihm, sie würden es nicht mehr thun. Nun sprach er zu mir, daß er uns herbeigerufen, um mir zu gestehen, daß er mit Unrecht Meister Robert gegen mich in Schutz genommen und vertheidigt habe. „Aber, setzte er bei, ich that es deßhalb, weil ich ihn so erschrocken sah und wohl merkte, daß er meiner Hülfe bedürfte. Indeß that ich es nicht, um Meister Robert zu vertheidigen, glaubet dieß nicht. Denn wie der Seneschall gesprochen, also muß man sich ehrbar kleiden, damit man von seinem Weibe mehr geliebt und von seinen Untergebenen mehr geachtet werde.“ So spricht auch der Vernünftige, wie schon bemerkt

worden, man solle sich nämlich nach seinem Stande und zwar so tragen, damit die Weisen der Welt nicht sagen können: Ihr übertreibet es; und damit die jüngern Leute nicht Grund haben, euch vorzuwerfen: Ihr haltet zu wenig auf Euer Aeußeres.

Fünftes Kapitel.

Welch' schöne Lehre Sir von Joinville dem guten Herrn König nach einem Meeressturm vor der Insel Cypern verdankte.

Nun sollet Ihr eine Lehre vernehmen, die ich dem guten König verdanke. Während wir von unserer Fahrt zurückkehrten und von der Insel Cypern in Folge eines Südwestwindes noch entfernt waren, stieß unser Schiff heftig auf einen Felsen, so daß unsere Seeleute darüber die Besinnung verloren und verzweifelt ihre Kleider von sich warfen und den Bart sich ausrauften. Da sprang der König barfuß und bloß in sein Obergewand gehüllt von seinem Lager auf und warf sich vor dem kostbaren Leib unseres Herrn nieder, wie Jemand, der den Tod erwartet. Und bald

darauf schwieg der Wind. Am andern Tag rief mich der König zu sich und sprach zu mir: „Seneschall, wisset, daß Gott uns einen Theil seiner Allmacht gezeigt. Denn einer dieser kleinen Winde, die man in Vergleich zu den vier Hauptwinden, welche das Meer beherrschen, kaum richtig zu benennen weiß, hat den französischen König, sein Weib, seine Kinder und seine Familie der Gefahr des Ertrinkens ausgesetzt.“ Als Jemand sagte, daß dies Drohungen unseres Herrn seien, als habe er sagen wollen: Sehet und erkennet, daß ihr Alle ertrunken wäret, wenn ich gewollt hätte, erwiederte betend der König: „Herr Gott, warum bedrohst du uns? Denn dein Drohen bringt dir weder Nutzen, noch Vortheil; und wenn du uns hättest zu Grunde gehen lassen, so wärest du darum nicht ärmer, so wie du nicht reicher bist, weil du uns nicht vernichtet hast. Also gereicht dein Drohen uns, nicht dir zum Nutzen, wenn wir es nur verstehen und erkennen wollten. Durch diese Drohung, fuhr der heilige König fort, sollen wir

lernen, daß wir, wenn an uns auch nur das Geringste Gott mißfällt, es schnell entfernen müssen, so wie daß wir eilends und eifrig das thun und erfüllen sollen, wovon wir wissen, daß es Gott angenehm ist. Und wenn wir also thun, so wird unser Herr in dieser und in der andern Welt uns mehr Segen und Glück schenken, als wir zu sagen vermögen. Handeln wir aber anders, so wird er mit uns verfahren, wie der Herr mit seinem schlechten Diener. Denn wenn der schlechte Knecht in Folge der Drohung seines Herrn sich nicht bessern will, so straft ihn sein Herr an Leib und Gut, sogar mit dem Tode und schlimmer noch, wenn es möglich wäre. So also wird unser Herr gegen den Sünder verfahren, der seine Drohung nicht zu seiner Besserung anwendet. Denn er wird ihn entweder an seiner eigenen Person, oder an seinen Gütern schrecklich züchtigen."

Sechstes Kapitel.

Wie der gute Herr König den Sir von Joinville ermahnt, um keinen Preis seinem heiligen Glauben untreu zu werden; drei Erzählungen über den Punkt des Glaubens.

Der gute König bot alle seine Kräfte auf, um mich von der Wahrheit des christlicheu Gesetzes, das uns Gott gegeben, zu überzeugen, wie erzählt werden wird. Er sagte, wir sollten so fest an die Glaubensartikel glauben, daß uns kein Unglück, das uns heimsuche, bestimmen dürfte, anders zu handeln und zu sprechen. Ueberdieß bemerkte er, der Feind der menschlichen Natur, der Teufel, sei so listig, daß, wenn die Menschen sterben, er sich alle Mühe gebe, sie in irgend einem Zweifel über die Glaubensartikel sterben zu lassen. Denn er sehe und erkenne wohl, daß er dem Menschen die guten Werke, die er vollbracht, nicht nehmen könne, und daß er des Menschen Seele verloren, sobald dieser im wahren, katholischen Glauben sterbe. Deßhalb müsse man diese Angelegenheit sich recht zu Herzen nehmen und so fest

im Glauben sein, daß man zum Feinde, wann er uns versuche, sagen könne: „Entferne dich, Feind der menschlichen Natur, du wirst mich nicht um das bringen, was ich fest glaube; im Gegentheil wäre es mir lieber, du rissest mir alle Glieder aus; denn ich will in meinem Glauben leben und sterben.“ Wer es so mache, schloß er, besiege den Feind mit der Waffe, mit der ihn der Feind tödten wollte.

Der Glaube an Gott, sagte der gute König, müsse darum vollkommen in uns sein und auch nicht dem geringsten Zweifel Raum lassen, wüßten wir von ihm auch nur durch Hörensagen. In dieser Beziehung nun stellte der gute Herr eine Frage an mich, nämlich welchen Namen mein Vater gehabt habe. Ich antwortete ihm, er habe Simon geheißen. „Und woher wißt Ihr es?“ frug er weiter. Ich sagte ihm, ich sei dessen gewiß und glaube fest daran, weil meine Mutter es mir mehrmals gesagt. „Also, schloß er, müßt Ihr die Glaubensartikel vollkommen glauben, weil die Apostel Euch Zeugniß geben von unserm Herrn, wie Ihr alle Sonntage im Credo singen höret.“

Er sagte mir, daß ein Bischof von Paris, Namens Wilhelm *) ihm eines Tages erzählt habe, ein großer Meister in der heiligen Theologie sei zu ihm gekommen, um mit ihm zu sprechen und sich Raths bei ihm zu holen. Und als er seinen Fall vorbringen sollte, habe er heftig zu weinen angefangen. Der Bischof aber habe ihm gesagt: „Meister, vergießet keine Thränen und verlieret den Muth nicht. Denn Niemand kann ein so großer Sünder sein, daß Gott die Macht nicht hätte, ihm zu verzeihen. Ach! habe der Meister gesagt, wisset Herr Bischof, daß ich nicht umhin kann, zu weinen. Denn ich fürchte gar sehr, in einem Punkte ungläubig zu sein: ich bin nämlich in Bezug auf das heilige Altarssakrament dessen nicht recht gewiß, was die heilige Kirche zu glauben lehrt; und in meinem Herzen erheben sich Zweifel hierüber; aber ich glaube, daß mich der böse Feind versucht. Meister, habe zu ihm der Bischof gesagt, saget mir doch, ob es Euch angenehm ist, wann Euch der Feind also versucht und zum Irrthum verführt? Gewiß nicht, habe der

Meister versetzt; im Gegentheil ärgert und betrübt mich dies mehr, als irgend etwas Anderes. Nun frage ich Euch, habe der Bischof fortgefahren, ob Ihr Gold, Silber oder sonst ein zeitliches Gut annehmen würdet, wenn man Euch dieß anböte unter der Bedingung, mit Euerm Munde Etwas zu läugnen, was sich auf das heilige Altarsakrament oder auf ein anderes heilige Sakrament der Kirche bezöge? Ihr könnet, hätte der Meister geantwortet, vollkommen überzeugt sein, daß ich um Alles in der Welt diesen Glauben nicht verlieren möchte: im Gegentheil wollte ich lieber, man risse mir lebendig Glied vor Glied aus, als daß ich das geringste der heiligen Sakramente läugnete." Da habe ihm nun der Bischof an einem Beispiel das große Verdienst nachgewiesen, das er sich durch Ueberwindung einer so schweren Versuchung erwerbe: „Ihr wisset, Meister, daß der König von Frankreich gegen den König von England Krieg führt; und Ihr wisset auch, daß das Schloß, welches näher an der Grenze zwischen den genannten zwei Königen liegt, la Ro-

chelle in Poitou ist. Nun antwortet mir: wenn Euch der König von Frankreich das Schloß la Rochelle, das so nahe an der Grenze liegt, und mir die Veste Montl'hery, die im Herzen von Frankreich liegt, zur Vertheidigung übergeben hätte; — wem von uns müßte der König am Ende des Krieges mehr Dank dafür wissen, daß wir seine Schlösser so treu bewacht haben, Euch oder mir? Sicherlich, sei die Antwort des Meisters gewesen, mir, da ich ihm la Rochelle erhalten, das in einer gefährlicheren Gegend liegt, und dazu hätte er guten Grund. Meister, habe ihm der Bischof gesagt, ich versichere Euch, daß mein Herz der Veste Montl'hery gleicht; denn ich bin meines Glaubens an das heilige Sakrament des Altars und auch an die anderen ganz sicher und habe nicht den geringsten Zweifel darüber. Doch sage ich Euch, daß im Vergleich zu dem Dank, den Gott unser Schöpfer mir dafür weiß, daß ich sicher und in Frieden an ihn glaube, er Euch doppelt so viel Dank dafür weiß, daß Ihr ihm Euer Herz in der Trübsal bewahret, und daß Ihr um kein irdisch

Gut und um kein Unglück, das Euch begegnen könnte, jemals Euern Glauben verläugnen noch von ihm lassen wollet. Also weit besser gefällt ihm in diesem Falle Euer Zustand, als der meinige. Demnach seid ruhig, und traget Gott im Herzen; er wird Euch in der Noth helfen.“ Wie nun der Meister dieß vernommen, hätte er sich vor dem Bischof auf die Knie niedergelassen und sei beruhigt und zufrieden von ihm geschieden.

Der heilige König erzählte mir, *) daß einmal im Albigensergebiet die Leute des Landes dem Grafen von Montfort, der damals für den König das Albigenserland beschützte, entgegengezogen seien und ihm gesagt hätten, er möge kommen und den Leib unseres Herrn sehen, der in den Händen des Priesters Fleisch und Blut geworden sei, worüber sie ganz verwundert wären. Da habe ihnen der Graf geantwortet: „Gehet ihr hin, die ihr daran zweifelt. Denn was mich betrifft, so glaube ich vollkommen und ohne allen Zweifel an das heilige Altarssakrament, sowie es unsere Mutter, die heilige Kirche, es uns bezeugt und lehrt. Deßhalb

hoffe ich auch, für diesen meinen Glauben im Paradiese eine Krone mehr als die Engel zu erhalten, die ihn von Angesicht zu Angesicht schauen; diese müssen ja darum an ihn glauben.

Wiederum erzählte mir der gute König, daß einmal im Kloster zu Clugny ein großer Streit zwischen Geistlichen und Juden stattgefunden. Daselbst sei ein alter Ritter gewesen, der den Abt dieses Klosters gebeten hätte, daß man auch ihm einige Worte zu sprechen erlaube und Gehör schenke; diese Bitte sei ihm, wiewohl nicht ganz gerne, gewährt worden. Nun habe er gebeten, man möge den gelehrtesten Geistlichen und den ersten Meister jener Juden vor ihn kommen lassen, was auch geschah. Da hätte der Ritter die Frage an diesen gestellt: „Meister, antwortet, glaubt Ihr an die Jungfrau Maria, die unsern Erlöser Jesus Christus in ihrem Leibe, dann auf ihren Armen getragen, und glaubet Ihr, daß sie ihn als Jungfrau geboren, und daß sie die Mutter Gottes sei?" Und des Juden Antwort sei gewesen, daß er von allem dem Nichts glaube. Da habe der Ritter

zu ihm gesagt: „Ihr habt sehr thöricht gesprochen und Ihr waret sehr verwegen, da Ihr, wiewohl Ihr an Jesus Christus nicht glaubet, dennoch in sein Kloster und in sein Haus gekommen seid. Ihr sollet es aber auch jetzt begreifen.“ Und der Ritter habe den Stock, auf den er sich stützte, emporgehoben und dem Juden recht tüchtig auf's Ohr geschlagen, so daß dieser rücklings zur Erde niedergefallen sei. Als nun die andern Juden dies gesehen, hätten sie ihren verwundeten Meister aufgehoben und sich aus dem Staube gemacht; damit aber sei der Streit zwischen den Geistlichen und den Juden zu Ende gewesen. Darauf sei der Abt zu diesem Ritter gekommen und habe zu ihm gesagt: „Herr Ritter, Ihr habt thöricht gehandelt, daß Ihr so zugeschlagen.“ Der Ritter aber hätte ihm geantwortet: „Ihr aber habet noch thörichter gehandelt, da Ihr einen Streit voll Irrthümer geduldet. Denn hier waren sehr viele gute Christen, die durch das Gerede der Juden hätten ungläubig werden können.“ Nach dieser Erzählung bemerkte mir nun der König, Niemand, wenn er

nicht ein gelehrter Geistlicher und ein vollkommner Theologe sei, dürfe mit Juden streiten; wohl aber müsse der Laie, wann er den christlichen Glauben verspotten und verläumden höre, sich desselben nicht nur mit Worten, sondern auch mit seinem guten Schwerte annehmen, und dasselbe den Verläumdern und Ungläubigen in den Leib stoßen, so tief es hinein gehe.[10])

Siebentes Kapitel.

Von den täglichen Andachtsübungen des Königs. — Welche Lehre er von einem Franziskaner erhielt, und wie er sie sein ganzes Leben hindurch befolgte.

Während seines ganzen Lebens wohnte er täglich dem Gesange der Stundengebete und einer stillen Seelenmesse, alsdann dem täglichen Hochamte zu Ehren des Heiligen von jedem Tage bei, wann es in Musik gesetzt war. Nach dem Mittagsmahl ruhte er auf seinem Bette aus; alsdann betete er für die Verstorbenen mit einem seiner Kapläne, hernach die Vesper; und alle Abende sprach er seine Complete.

Eines Tages kam ein guter Franziskaner zum König in's Schloß Hieres, allwo wir von unserer Fahrt gelandet waren. Um ihn zu belehren, sagte dieser Franziskaner zu ihm, er habe die Bibel und andere gute Bücher gelesen, die von den ungläubigen Fürsten sprächen, aber immer habe er gefunden, daß ein Reich, möge es von gläubigen oder ungläubigen Menschen bewohnt werden, nur durch Mangel an Gerechtigkeit zu Grunde gehe. „Es möge also, so schloß der Franziskaner, der König, den ich von hieraus nach Frankreich zurückkehren sehe, wohl beherzigen, gerecht und bieder sein Volk zu regieren, damit ihm der Herr die Gnade schenke, sein ganzes Leben hindurch sein Reich ruhig und friedlich zu besitzen und zu lenken." Man sagt von diesem guten und weisen Franziskaner, der also den guten König belehrte, er liege zu Marseille begraben, und der Herr wirke manch' schöne Wunder durch ihn. Damals wollte er bei dem König nur einen Tag bleiben, so sehr auch dieser in ihn drang, länger bei ihm zu verweilen.

Der König vergaß nicht die Lehre des guten Franziskaners, sondern regierte sein Land gut und bieder nach dem Willen Gottes; stets wollte er die Gerechtigkeit gehandhabt wissen, wie man sogleich vernehmen wird. Denn gewöhnlich mußten wir: ich, der Herr von Neelles,[11]) der gute Herr von Soissons und Andere aus seiner nächsten Umgebung, nachdem wir der heiligen Messe beigewohnt, die Bittgesuche vor der Pforte anhören, die man gegenwärtig an den Gerichtshof von Paris verwiesen. War nun der gute König des Morgens aus der Kirche gekommen, so ließ er uns zu sich rufen und frug uns, wie die Dinge stünden, und ob es Jemanden gebe, dessen Angelegenheiten man ohne ihn nicht entscheiden könne. War dieß der Fall, so sagten wir es ihm. Alsdann ließ er sie zu sich kommen und frug sie, woran es denn läge, daß sie sich über den Ausspruch seiner Beamten zu beklagen hätten, und hierauf befriedigte er sie nach Recht und Billigkeit; diesen schönen Brauch verlor der heilige König niemals aus den Augen. Bisweilen habe ich gesehen, daß er im Sommer

nach Anhörung der heiligen Messe sich im Wald von Vincennes erlustigte und am Fuß einer Eiche niedersetzte. Dann mußten auch wir uns neben ihm niederlassen: und Alle, die ihre Angelegenheiten vor ihn bringen wollten, kamen dann zu ihm, ohne daß ihnen ein Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Hierauf frug er laut, ob streitende Partheien unter ihnen seien. War dem so, dann sagte er zu den Andern: „Freunde schweiget, und man wird Einen nach dem Andern abfertigen." Hierauf ließ er nicht selten Peter von Fontaines [12]) und Gottfried von Vilette [13]) rufen und sagte zu ihnen: „Fertiget mir diese Partheien ab." Fand er Etwas in den Worten der Sprecher zu rügen, so tadelte er sie ganz sanftmüthig. Auch habe ich öfters gesehen, daß zur Sommerszeit der gute König in den Garten von Paris kam, in ein einfaches Gewand gekleidet, über dem er einen Mantel von schwarzem Taffet trug; hier nun ließ er Teppiche ausbreiten, um uns neben sich Platz nehmen zu lassen, und dann sprach er seinem Volk in der Weise Recht, wie ich kurz vorher erzählt habe. [14])

Achtes Kapitel.

Welch' vernünftige Antwort der gute Herr König einst den französischen Prälaten auf ihr Ansuchen gegeben. — Wie er bloß um des Friedens halber dem König von England einige Ländereien abtritt, worauf dieser keinen Anspruch hat. — Wie gerecht er gegen den Herrn Reinhold von Trie gewesen.

Ich sah eines Tages, daß alle Prälaten von Frankreich sich in Paris einfanden, um persönlich an den heiligen Ludwig ein Bittgesuch zu stellen. Und als er es erfuhr, begab er sich in den Gerichtshof, um hier ihr Begehren anzuhören. Als sie nun versammelt waren, führte der Bischof Veit von Auxerre im Namen aller andern Prälaten also das Wort: „Sir, wisset, daß alle Prälaten, die hier anwesend sind, Euch durch mich sagen lassen, daß Ihr alles Christenthum verderben lasset. Bei diesen Worten bekreuzte sich der gute König und sprach: Bischof, saget mir doch, wie ich dieß verstehen soll. Sir, versetzte dieser, man achtet nicht mehr auf den Bann. Denn heutzutage machen sich die Menschen so wenig aus demselben, daß sie lieber darinnen sterben und der Kirche keine Genugthuung leisten.

Daher ersuchen wir Euch, Sir, um Gottes und um Eurer Pflicht willen einstimmig, Ihr möget Euern Amtleuten und Gerichtspersonen zu befehlen geruhen, daß sie da, wo sich in Euerm Königreich Jemand findet, der über Jahr und Tag in dem Bann gewesen, diesen zwingen, sich bei Verlust seiner Güter davon freisprechen zu lassen." Der fromme Herr gab ihm zur Antwort, er wolle dies gern in Bezug auf diejenigen befehlen, welche sich Ungerechtigkeiten und Erpressungen gegen die Kirche und ihre Angehörigen erlauben würden. Da sagte der Bischof, es stehe ihm nicht zu, ihre (der Bischöfe) Angelegenheiten zu untersuchen. Es soll aber nicht anders geschehen, antwortete der König; denn es sei gegen Gott und gegen die Vernunft, diejenigen, denen die Geistlichen Unrecht thäten, zur Absolution zu zwingen und ihnen ihr gutes Recht zu wehren, sich zu vertheidigen. Und zum Beweise seiner richtigen Meinung erzählte er ihnen das Beispiel des Grafen von Bretagne; dieser hätte während der sieben vollen Jahre seiner Excommunikation sein Recht gegen die Prälaten

der Bretagne vertheidigt und am Ende seine Sache so gut durchgeführt habe, daß unser heiliger Vater der Papst sie verurtheilt habe. Hätte er nun, so schloß er, gleich im ersten Jahre diesen Grafen zwingen wollen, sich lossprechen zu lassen, so hätte er auch jenen Prälaten wider Vernunft das zugestehen müssen, was sie wider seinen Willen von ihm verlangt; und würde er dieß gethan haben, so hätte er sich gegen Gott und den besagten Grafen von Bretagne schwer versündigt. Als nun die Prälaten jenen Fall hatten erzählen hören, genügte ihnen die gute Antwort des Königs; und seitdem erinnere ich mich nicht mehr, daß solche Bitten an ihn gestellt worden sind.

Der Frieden, den er mit dem König von England schloß, war gegen den Willen seines ganzen Rathes, der ihm sagte: „Sir, es däucht uns, daß Ihr Euerm Königreich großen Schaden zufüget, weil Ihr dem König von England so viel Land einräumet: auch scheint es uns, daß er kein Anrecht darauf habe, weil sein Vater es durch Urtheilsspruch verlor.“ Darauf erwiederte der

gute König, er wisse wohl, daß der König von England keinen Anspruch darauf habe; aber aus guter Ursache müsse er es ihm wohl geben. „Wir haben ja beide, so sprach er, zwei Schwestern zu Frauen.[15]) Darum geziemt es sich, daß Friede und Einigkeit unter uns und unsern Kindern herrsche. Auch freut es mich sehr, fuhr er fort, Frieden mit dem König von England geschlossen zu haben, weil er jetzt mein Lehnsmann ist, was er vorher nicht war."

Die Biederkeit des guten Königs ward ziemlich offenkundig in der Angelegenheit Reinholds von Trie, der ihm einen Brief überbrachte, durch den er, wie er sagte, den Erben der Gräfin von Boulogne, die unlängst gestorben war, die Grafschaft Dammartin gegeben habe. An diesem Briefe war das ehemalige Siegel des Königs ganz zerbrochen, von dem Bildniß desselben war nur mehr die Hälfte der Beine und das Gestell, worauf seine Füße ruhten, zu sehen. Der König zeigte den Brief uns, die wir zu seinem Rathe gehörten, um uns darüber zu befragen. Wir waren alle der Meinung, der König sei nicht ge-

halten, den Bestallungsbrief in Vollzug zu setzen, und die besagten Erben sollten die genannte Grafschaft nicht besitzen. Darauf rief er Johann Sarrazin, seinen Kämmerer zu sich und sagte zu ihm, er möge ihm einen Brief, den er ihn habe schreiben lassen, übergeben. Als er nun den Brief erhalten, verglich er das daran befindliche Siegel mit dem, was von dem Siegel der Urkunde des besagten Reinhold übrig geblieben war, und sagte zu uns: „Ihr Herren, sehet hier das Siegel, dessen ich mich vor meiner Fahrt über das Meer bediente; das zerbrochene gleicht vollständig dem Abdruck dieses Siegels. Darum möchte ich es nicht wagen, gegen Gottes Willen und wider Recht und Billigkeit die Grafschaft Dammartin zu behalten.“ Darauf rief er den erwähnten Reinhold von Trie zu sich, und sagte zu ihm: „Herr Ritter, ich übergebe Euch die Grafschaft, um die Ihr bittet.“

Zweiter Theil der Geschichte, welcher von des Königs ritterlichen Zügen und Waffenthaten handelt und zuletzt von seinem heiligen Tode spricht.

Erstes Kapitel.

Des heiligen Ludwig Geburtstag. — Wie der Bittgang mit schwarzen Kreuzen an diesem Tag eine Prophezeiung für so viele Kreuzfahrer gewesen sei. — Der gute Herr König tritt seine Regierung mit Vertrauen auf Gott an, das ihn sein Lebenlang nicht verläßt.

Hier hebt die zweite Hälfte des vorliegenden Buches an, in welcher man, wie ich oben gesagt, von seinen großen Thaten und Ritterzügen wird lesen können. Im Namen des allmächtigen Gottes ward der heilige König Ludwig, wie ich ihn oftmals habe sagen hören, am Festtage des heiligen

Apostels und Evangelisten Markus geboren. An diesem Tage trug man an mehreren Orten in Frankreich die Kreuze in Procession herum und nannte sie die schwarzen Kreuze. [16]) Das war gleichsam eine halbe Prophezeiung für die Menschen, die in großer Masse, ja fast in unendlicher Zahl auf der Kreuzesfahrt nach Aegypten umkamen. Deßhalb ward wohl viel in dieser Welt getrauert; aber diejenigen, die auf dieser heiligen Pilgerfahrt wahrhaft den Weg des Kreuzes wandelten und im Glauben an Gott ihr Leben ließen, freuen sich nun auch im Paradies.

Er ward am ersten Adventssonntag gekrönt, an dem die heilige Messe mit den Worten beginnt: „At te levavi animam meam, das heißt: O mein Gott, zu Dir habe ich meine Seele und mein Herz erhoben, in Dir ruht mein Vertrauen.“ In diese Worte setzte der gute König großen Glauben, darum sprach er sie auch wegen der großen Bürde, die er auf sich nehmen sollte, laut nach. Von seiner Kindheit bis zu seinem Tode setzte er großes Vertrauen auf Gott. Denn bis an's Ende seiner

Lebenstage flehte er stets Gott und seine Heiligen an; zu besondern Fürsprechern hatte er den heiligen Jakobus und die heilige Genovefa. Darum ward wohl seine Seele von Kindheit an bis zur letzten Stunde von Gott immer beschirmt. Aber auch die guten Lehren seiner Mutter hatten viel dazu beigetragen, daß der Glaube an den Herrn, Gottesfurcht und Gottesliebe in seinem jugendlichen Herzen tiefe Wurzeln schlug; und seitdem hat er fromm und heilig nach Gottes Willen gelebt. Die Mutter umgab ihn frühzeitig mit frommen Menschen und hielt ihn an, alle Sonn- und Festtage das Wort Gottes zu hören. Dessen gedachte er oft, sowie daß ihm seine Mutter häufig gesagt, lieber wollte sie ihn todt wissen, als daß er eine einzige Todsünde begangen hätte.

Zweites Kapitel.

Wie der König in Gefahr schwebte, und wie ihn seine getreuen Unterthanen im Triumph nach Paris führten.

Er bedurfte aber auch wohl der Hülfe Gottes von seinem jugendlichen Alter auf. Denn seine

Mutter war aus Spanien, einem fremden Lande, und wohnte im Königreiche Frankreich, ohne irgend Jemanden ihrer Verwandten oder Freunde bei sich zu haben. Darum sahen die französischen Barone ihn und seine Mutter für fremde Leute an; er und sie waren aber auch ohne Beistand der Menschen und wurden nur von Gott beschirmt. Jene nun machten den Grafen von Boulogne, den Onkel des unlängst verstorbenen Königs, seines Vaters, zu ihrem Führer, und erkannten in ihm ihren Herrn und Meister. Als nun der König gekrönt war, geschah es im Anfang des Krieges, daß einige der erwähnten französischen Barone seine Mutter baten, ihnen eine große Menge Ländereien im Königreich Frankreich zu geben. Da sie nun nicht wollte, indem es ihr nicht zustand, ohne Wissen und Willen ihres Sohnes, der schon gekrönter König war, das Königreich zu vermindern und zu schwächen, so versammelten sich jene Barone zu Corbeil. Wie mir der König erzählte, waren er und seine Mutter damals zu Montl'hery und wagten nicht, sich nach Paris zu begeben, bis die

Bewohner dieser Stadt sie in großer Menge und bewaffnet dahin geleiteten. Von Montl'hery bis Paris war die Straße mit sehr vielen Truppen und andern Leuten besetzt, die alle laut unsern Herrn baten: er möge dem König ein gesundes und glückliches Leben schenken, und ihn gegen seine Feinde schützen. Gott wachte auch wirklich über ihn an mehreren Orten, wie man noch lesen wird.

Drittes Kapitel.

Der König besiegt den Grafen von Bretagne und verzeiht ihm.

Es geschah, daß die französischen Barone sich zu Corbeil versammelten und in gemeinsamer Verabredung beschlossen, den Grafen von Bretagne zur Schilderhebung gegen den König zu bewegen. Sie versprachen ihm, sie wollten, damit er seinen Verrath am guten König besser ausführen könnte, scheinbar dem Gebot des Königs Folge leisten, und wenn er sie gegen ihn in den Kampf führen würde, nur je zwei Ritter mit sich nehmen, damit er um so leichter den König und seine Mutter, die Spanierin, besiegen könne. Und wirklich würde

der Graf auch den König und dessen Mutter unterjocht haben, wäre die Hülfe Gottes nicht gewesen, die ihm nie ausblieb. Denn wie durch göttliche Schickung fühlte sich, in der großen Noth des Königs der Graf Theobald von Champagne angeregt, den König aufzusuchen. Und wirklich zog er mit etwa dreihundert Reitern ab und kam Gottlob grade zur rechten Zeit mit ihnen beim König an. Denn in Folge der Hülfeleistung des Grafen von Champagne mußte sich der Graf von Bretagne dem König unterwerfen und ihn um Gnade anflehen. Und der gute König, der sich nicht rächen wollte, erwog, daß er den Sieg, der ihm zu Theil geworden, der Allmacht und Güte Gottes verdanke, der den tapfern Grafen von Champagne angeregt hatte, ihn aufzusuchen, und nahm den Grafen von Bretagne in Gnaden auf. Darauf nun konnte der König sicher sein Land bereisen.

Viertes Kapitel.

Der Sir von Joinville flicht zum Verständniß des Ganzen eine Nebenerzählung ein.

Weil nun in gewissen Abhandlungen Nebenumstände nothwendig erwähnt werden müssen, so werde ich den Hauptinhalt meiner Erzählung ein wenig unterbrechen. Dagegen wird man in der von mir eingeschalteten Erzählung von einigen Dingen lesen, deren Erwähnung zum Verständniß des Ganzen nothwendig ist. Der gute Graf Heinrich, der Freigebige, hatte von der Gräfin Maria, [17]) seiner Gemahlin, die eine Schwester des Königs von Frankreich und eine Schwägerin des Königs Richard von England war, zwei Söhne; der ältere hieß Heinrich, der andere Theobald. Heinrich zog mit dem König Philipp und dem König Richard als Kreuzfahrer in das heilige Land; sie belagerten die Stadt Acre und nahmen sie ein. Nach Eroberung derselben jedoch kam König Philipp nach Frankreich zurück, was man ihm sehr verübelte. König Richard aber blieb im heiligen Land und führte daselbst große

Waffenthaten gegen die Ungläubigen und Sarazenen aus. Wie in der Geschichte des Kreuzzuges in das heilige Land geschrieben steht, fürchteten sie ihn so sehr, daß, wann die kleinen Kinder der Sarazenen schrieen, ihre Mütter ihnen zuriefen: „Schweiget, König Richard ist da; der wird euch holen.“ Und so groß war ihre Furcht, wann sie nur seinen Namen aussprechen hörten, daß sie sogleich schwiegen. Jagten die Sarazenen und Türken zu Pferd auf den Feldern umher und erschracken ihre Pferde vor einem Schatten oder Gebüsche, so pflegten sie ihren Rossen den Sporn zu geben und sie also anzureden: „Glaubst du vielleicht, es sei König Richard?“ Solche Furcht vor ihm beweiset klar, daß er große Waffenthaten ausgeführt hat. Diesem König nun gelang es, den Grafen Heinrich von Champagne, der, wie ich oben erwähnt habe, bei ihm geblieben war, mit der Königin von Jerusalem zu vermählen. Er hatte von der Königin, seiner Gemahlin, zwei Töchter, von denen die erste Königin von Cypern war; Ayrart von Brienne hatte die andere zur

Frau; das von ihnen stammende Geschlecht ward berühmt in Frankreich und in der Champagne. Von der Gemahlin des genannten Ayrart von Brienne werde ich jetzt Nichts sagen; dagegen werde ich von der Königin von Cypern sprechen, weil dieß zur Fortsetzung meiner Erzählung nothwendig ist.

Fünftes Kapitel.

Die verbündeten Barone suchen den Grafen Theobald von Champagne zu vernichten. — Später ziehen sie ihn in ihr Bündniß durch eine Heirath mit der Tochter des Grafen von Bretagne. — Der König aber hintertreibt das ihm gefährliche Ehebündniß, und gewinnt den Grafen Theobald für sich. — Die Verwüstung der Champagne und wie diese Fehde beigelegt wurde.

Nachdem der gute König den Grafen Peter von Bretagne mit Hülfe des Grafen Theobald von Champagne unterworfen und besiegt hatte, wurden die französischen Barone gegen diesen sehr aufgebracht, und beschlossen anfänglich, um den Grafen Theobald, der ein Sohn des zweiten Sohnes von Champagne war, zu enterben, die Königin von Cypern nach Frankreich zu rufen. [18]) Dieß schien ihnen aber von keinem großen Nutzen zu sein, und

einige jener Barone, weil sie ihren Zweck nicht erreichen zu können glaubten, sondern erkennen mochten, man könnte zuletzt ihre üblen Absichten durchschauen, unternahmen sofort, zwischen dem Grafen Peter von Bretagne und dem Grafen Theobald von Champagne Frieden zu schließen. Die Sache ward daher auf beiden Seiten in der Art vermittelt, daß, um die Friedensverhandlungen zwischen ihnen in's Werk zu setzen, der Graf Theobald von Champagne versprach, die Tochter des Grafen Peter von Bretagne zur Gemahlin zu nehmen. Es wurde der Tag bestimmt, an welchem man diesen Akt vollziehen und das Fräulein dem Grafen von Champagne zur Ehelichung zuführen sollte. Als Ort wurde eine Abtei des Predigerordens in der Stadt Val-Secret unweit Château Tierry gewählt. Wie ich nun vernommen, zog der Graf Peter von Bretagne mit den französischen Baronen, die fast alle verwandt waren, dem Fräulein entgegen, um sie in das Kloster von Val-Secret zu geleiten; und auch der Graf Theobald von Champagne, der zu Château Tierry war,

wurde jetzt an sein Versprechen, sie heirathen zu wollen, erinnert. Er schickte sich wirklich an, dasselbe zu halten, als plötzlich Gottfried de la Chappelle mit einem Briefe vom Könige anlangte, in dem dieser ihm also schrieb: „Sir Theobald von Champagne, ich habe vernommen, daß Ihr das Versprechen gegeben, die Tochter des Grafen Peter von Bretagne zu ehelichen. Ich bitte Euch, dieß nicht zu thun. Den Grund kennt Ihr; niemals habe ich einen so argen Feind, der gegen mich Böses im Schilde führte, gefunden, als er ist.“ Als nun der Graf Theobald, der schon abgereist war, um sich mit dem Fräulein zu vermählen, dieß vernommen, kehrte er wieder nach Château Tierry zurück.

Als der Graf Peter von Bretagne und die dem guten König feindselig gesinnten Barone, die zu Val-Secret sich befanden, sahen, daß der Graf Theobald von Champagne sie getäuscht habe; riefen sie nun, getrieben von Aerger und Haß, den sie gegen diesen faßten, die Königin von Cypern herbei, die auch bald bei ihnen ankam. Nachdem sie

mit denselben unterhandelt hatte, traten sie einig zusammen, und ein Jeder ließ so viel bewaffnete Mannschaft, als ihm möglich war, aufbringen. Dann brachen sie, also gerüstet, mitten durch Frankreich in die Ländereien Theobald's ein, nämlich in Brie und Champagne. Auch standen sie mit dem Herzog von Burgund, der die Tochter des Grafen Robert von Dreux zur Frau hatte, im Einverständniß, und es ward mit ihm verabredet, daß auch er von Burgund aus in die Grafschaft Bretagne einfallen sollte. An dem festgesetzten Tage, an dem sie alle vor der Stadt Troie zusammenstoßen sollten, um sie einzunehmen, erfuhr es der heilige Ludwig, der nun ebenfalls seine Krieger aufbot, um dem Grafen Theobald zu Hülfe zu eilen. Sengend und brennend durchzogen die Barone das Land und ließen die Spuren ihrer Verwüstung allenthalben zurück; ebenso machte es auch der Herzog von Burgund, der sich mit ihnen verstand. Und als so der gute Graf Theobald sich von beiden Seiten angegriffen sah, verbrannte und zerstörte er selbst mehrere Städte

seines Landes, unter andern Epernay, Vertu und Sezanne, um seinen Feinden die Lebensmittel abzuschneiden, und damit die Barone und der Herzog von Burgund keinen festen Haltpunkt in denselben finden möchten. Als nun die Bürger von Troie die Residenzstadt ihres guten Herrn und Grafen verloren sahen, stellten sie sogleich an den Herrn Simon von Joinville, den Vater des gegenwärtigen Seneschalls, dessen Name im Eingang zu diesem Buche genannt ist, die Bitte, ihnen zu Hülfe zu kommen; was auch der gute Herr that. Denn sobald diese Nachrichten zu ihm gelangt waren, stand er auch schon vor Tagesanbruch mit seinen Leuten vor den Thoren von Troie und leistete den thatsächlichsten Beistand den Bürgern, so lange die Barone die Stadt zu nehmen versuchten. Sie mußten an der Stadt vorbei weiter ziehen und lagerten sich mit dem Herzog von Burgund auf einer Wiese. Und als der gute König erfuhr, wo sie seien, ging er mit seinen Leuten gerade auf sie zu, um mit ihnen den Kampf zu bestehen. Als die Barone dieß sahen, baten sie ihn, er möge

sich doch zurückziehen; sie wollten es mit dem Grafen von Champagne und dem Herzog von Lothringen, sowie mit deren Kriegern allein aufnehmen, und zwar mit dreihundert Rittern weniger, als jene hätten. Da erwiederte ihnen der König, sie sollten doch nicht daran denken, sich je mit seinen Leuten zu schlagen, wenn er nicht persönlich zugegen sei. Als nun dieß die Barone vernommen, unterhandelten sie in ihrer Bestürzung und Verlegenheit unverzüglich mit ihm und erklärten, sie wollten gerne die Königin von Cypern bewegen, mit dem Grafen Theobald von Champagne Frieden zu schließen. Der König aber gab ihnen den Bescheid, er entschließe sich nicht eher zum Frieden, noch duldete er, daß der Graf von Champagne Friedensvorschläge annähme, als bis sie die Grafschaft Champagne geräumt hätten. Nach Vernehmung dieser Antwort zogen sie fort und lagerten sich nach dem Marsche von einem Tage unterhalb July. Der König aber zog nach Ylles, woraus er sie vertrieben hatte. Wie nun die Barone sahen, daß sie der König so nahe ver-

folge, verließen sie July und zogen in die Stadt Langres in der Grafschaft Nevers ein, die ihrer Partei angehörte. Jetzt erst versöhnte der heilige Ludwig die Königin von Cypern mit dem Grafen von Champagne. Der Friede ward in der Art zwischen ihnen geschlossen, daß der Graf für die Erbschaftsansprüche der Königin von Cypern ihr einen Jahrgehalt von zweitausend Livres an Land und Einkünften und überdieß noch vierzigtausend Livres gab, die der Köuig für den Grafen auf einmal bezahlte. Dafür verkaufte ihm der Graf folgende Lehen: die Grafschaft Blois, die Grafschaft Chartres, die Grafschaft Sanserre und die Untergrafschaft Châteaudun. Einige sagten, der König besäße sie nur als Pfand, was aber nicht wahr ist. Denn ich frug ihn deßhalb, und er sagte mir, er besitze sie durch Ankauf.

Sechstes Kapitel.

Der Sir von Joinville erwähnt bezüglich der vom König gekauften Grafschaften, kurz des alten Geschlechtes der Herren von Champagne, und besonders des Grafen Heinrich von Champagne, des Freigebigen.

Das Land, welches der Graf Theobald der Königin von Cypern gab, besitzt der gegenwärtige Graf von Brienne und der Graf von Joigny, weil die Großmutter des Grafen von Brienne eine Tochter der Königin von Cypern und Gemahlin des großen Grafen Walther von Brienne war. Damit ihr aber wisset, woher die Lehen stammen, welche der Herr von Champagne dem König verkaufte, und von denen soeben Erwähnung geschah, so muß ich euch mittheilen, daß der große Graf Theobald, der zu Laigny begraben liegt, drei Söhne hatte, deren erster Heinrich, der zweite Theobald, und der dritte Stephan hieß. Heinrich nun, der älteste Sohn war nachher Graf von Champagne und Brie, und wurde Graf Heinrich der Freigebige genannt. Denn freigebig und uneigennützig war er sowohl in Bezug auf Gott,

als auch in Bezug auf die Welt. In Bezug auf Gott war er freigebig, wie die St. Stephanskirche von Troie, sowie die andern Kirchen, die er stiftete, und die großen Gaben, die er an sie verschenkte, davon zeugen: was Alles in der Champagne noch in frischem Angedenken lebt. Gegen die Welt war er freigebig, wie dieß aus einer Angelegenheit, die er mit Arthault von Nogent hatte, und aus vielen andern Gelegenheiten erhellt, welche alle zu erzählen zu viele Zeit erfordern würde. Aber das Begebniß mit Arthault soll erwähnt werden. Dieser war zu seiner Zeit derjenige Bürger, dem der Graf Heinrich den meisten Glauben schenkte. Er war ein so reicher Mann, daß er von seinem Gelde das Schloß Nogent bauen ließ. Nun geschah es, daß der Graf Heinrich eines Tages seinen Palast in Troie verließ, um in der St. Stephanskirche am Pfingstfeste der heiligen Messe beizuwohnen. Unten an den Stufen der Kirche lag auf den Knieen ein armer Ritter; der mit lauter Stimme ihn bat: „Herr Graf, ich bitte Euch im Namen Gottes, mir doch so viel geben

zu wollen, um meine zwei Töchter verheirathen zu können, die Ihr hier sehet; denn ich besitze dazu keine Mittel." Da sagte Arthault von Nogent, der hinter dem Grafen stand, zu jenem Ritter: „Herr Ritter, Ihr handelt nicht recht, daß Ihr den Herrn Grafen um Geschenke angehet. Denn er hat schon so viel gegeben, daß er Nichts mehr zu verschenken hat." Als aber der Graf dies gehört hatte, kehrte er sich zu Arthault um, und sagte zu ihm: „Abscheulicher Mann, Ihr saget nicht die Wahrheit, wenn Ihr behauptet, ich habe Nichts mehr zu geben: ich besitze noch immer genug, und hätte ich nur Euch; und Euch gebe ich diesem. Also, Herr Ritter, nehmet diesen Mann, ich steh' Euch für ihn." Der arme Ritter aber war nicht verlegen, sondern packte den Bürger bei seinem Mantel fest und sagte zu ihm, er werde ihn nicht eher loslassen, als bis er mit ihm fertig geworden sei. Und wirklich mußte er dem Ritter fünfhundert Livres geben. Der zweite Bruder Heinrichs des Freigebigen war Theobald, Graf von Blois. Der dritte, Stephan,

war Graf von Sancerre. Die beiden Brüder trugen ihre Grafschaften von ihrem ältesten Bruder, und nach ihm von dessen Erben, die Grafen von Champagne waren, zu Lehen; bis der Graf Theobald sie dem heiligen Ludwig verkaufte, wie vorher erzählt worden.

Siebentes Kapitel.

Das Hoflager zu Saumur in Anjou.

Wir kehren nun wieder zu unserer Erzählung zurück. Bald darauf hielt der König ein großes Hoflager zu Saumur, wovon ich erzählen will, weil ich dabei anwesend war. Das Fest fand in den Hallen von Saumur statt, die der König von England, wie man sagt, hatte erbauen lassen, um darinnen seine großen Festlichkeiten zu begehen. Diese Hallen sind nach Art der Klöster des Cisterzienserordens gebaut; ich glaube aber, daß keines derselben jenen an Größe gleichkommt. Denn da, wo der König aß, saßen mit ihm zu Tische der Graf von Poitiers, den er erst kürzlich am Tage des heiligen Johannes zum Ritter ge-

schlagen; der Graf Johann von Dreux, den er ebenfalls in den Ritterstand erhoben hatte, der Graf von la Marche und der Graf Peter von Bretagne, nebst zwanzig Prälaten, lauter Bischöfe und Erzbischöfe. An einem anderen Tische, nächst der Tafel des Königs, in der Nähe des Grafen von Dreux, saß der König von Navarra, der in ein prachtvolles, mit Gold reich durchwirktes Gewand gekleidet war. Vor ihm zerlegte ich die Speisen. Den heiligen Ludwig bedienten der Graf von Artois, sein Bruder, und der gute Graf von Soissons. Rings umher aber nahmen Ritter und Bewaffnete einen großen Raum ein. Die Wache nämlich bei der königlichen Tafel führten die Herren Imbert von Beaujeu, der spätere Connetable von Frankreich, Honourat von Coucy, Archimbault von Bourbon. Hinter diesen drei Baronen standen dreißig von ihren Rittern, in Seidenstoff gekleidet; und hinter ihnen war eine Menge Bewaffneter aufgestellt, die dem Grafen von Poitiers angehörten und dessen Wappen in ihren Taffetanzug eingewirkt trugen. An der entgegengesetzten

Tafel, dem Könige gegenüber, saß ganz oben die Königin. Sie ward bedient von dem Grafen von Boulogne, der nachher König von Portugal wurde,[19]) vom Grafen von St. Paul und einem achtzehn- jährigen Teutschen, der ein Sohn der heiligen Eli- sabeth von Thüringen gewesen sein soll; darum, so sagte man, habe ihn die Königin Blanca ehrerbie- tigst auf die Stirn geküßt, weil sie vernommen, daß seine Mutter ihn oft geküßt hätte.

In einer andern Seitenhalle waren die Küchen und Vorrathsplätze für Fleisch, Wein und Brod. Und in allen sonstigen Flügeln des großen Gebäudes, sowie in dem weiten Hofraum saßen Ritter in solcher Menge, wie ich noch niemals gesehen.

Der König trug ein Gewand von blauem, und einen Uebermantel von rothem Seidenstoff, der mit Hermelin besetzt war. Ueberhaupt erin- nere ich mich nicht, in meinem Leben eine größere Pracht geschaut zu haben; und ich habe viele An- wesenden sagen hören, daß sie nie bei einem Feste, wie es damals gefeiert wurde, einen so glanzvollen

Aufwand von kostbaren und reich mit Gold gestickten Gewändern bewundert hätten.

Achtes Kapitel.

Dem guten Herrn König werden zu Poitiers von dem Grafen von la Marche Nachstellungen bereitet. — Wie heldenmüthig der König gegen ihn und den König von England kämpft und seine Feinde besiegt. — Von der Rache eines Ritters in jener Zeit.

Nach diesem Feste geleitete der König den Grafen von Poitiers nach seiner Grafschaft, um daselbst den Lehenseid und die Huldigung entgegen zu nehmen. Damals nun wurden dem König von dem Grafen von la Marche, welcher doch an seiner Tafel zu Saumur gespeis't hatte, Nachstellungen bereitet. Denn, um gegen den König bewaffnet auftreten zu können, versammelte er in aller Stille Truppen, so viel er nur aufbringen konnte, und lagerte sich mit diesen zu Lusignan in der Nähe von Poitiers. Der gute König hätte gern in Paris sein mögen. Aber er mußte zu Poitiers vierzehn Tage verweilen, und durfte es nicht wagen, diese Stadt zu verlassen. Nun sah man wohl, welch' bösen Frieden der gute König und

der Graf von Poitiers mit dem Grafen von la Marche geschlossen hatten; denn der König mußte sich jetzt, um sich mit demselben zu versöhnen, persönlich zu ihm und zur Königin von England, seiner Gemahlin [19]) begeben, welche die Mutter des Königs von England war.

Als bald darauf der König von Poitiers nach Paris zurückgekehrt war, zögerten der König von England und der Graf von la Marche nicht, gemeinschaftlich den guten heiligen Ludwig mit Krieg zu überziehen und eine möglichst große Waffenmacht aufzubieten. Sie brachen aus der Gascogne auf und lagerten sich vor der Veste Taillebourc, die an der Charente liegt; über diesen Fluß führt eine sehr kleine, steinerne Brücke. Als nun der König von dieser kriegerischen Bewegung hörte, zog er gegen sie nach der Veste Taillebourc. Sobald unsre Leute das feindliche Heer erblickten, das die Veste auf ihrer Seite hatte, so drangen die einen sogleich mit großer Gefahr über die Brücke; die andern setzten auf Kähnen zum jenseitigen Ufer über; und nun begann der Angriff

auf die Engländer. Als der gute König das heftige Handgemenge gewahrt, stürzte er sich mitten unter die Kämpfenden. Die Gefahr war sehr groß. Denn gegen einen Mann aus den Truppen des Königs konnten die Engländer wohl hundert aufstellen. Deßungeachtet, als die Engländer den König auf ihrem Ufer ankommen sahen, fuhr ein gewaltiger Schrecken in sie, wie wenn Gott es so gewollt; und sie zogen sich in die Stadt Saintes zurück. Da geschah es nun, daß während des Kampfes mehrere unserer Leute unter die Feinde geriethen, mit diesen in die Stadt kamen und gefangen genommen wurden.

Nachher habe ich einige von diesen sagen hören, daß in jener Nacht der König von England und der Graf von la Marche in der Stadt Saintes einen großen Zwist mit einander gehabt hätten, wie sie vernommen. Der König von England habe gesagt, der Graf von la Marche habe ihn in's Land gerufen und ihm versprochen, er werde in Frankreich viele Anhänger finden. Darauf habe der König von England die Stadt Saintes

verlassen und sei in die Gascogne zurückgekehrt, von wo er aufgebrochen. Der Graf von la Marche aber, der sich nun allein sah und erkannte, daß er das geschehene Uebel nicht ändern könne, habe sich, seine Gemahlin und seine Kinder dem König gefangen gegeben. In dem darauf folgenden Frieden habe der König sehr viele Ländereien vom Grafen erhalten. Doch weiß ich nicht, wie viel, weil ich damals nicht anwesend war. Denn ich war noch nicht zum Ritter geschlagen. Auch habe ich sagen hören, daß außerdem noch der Graf von la Marche dem König zehntausend Livres Parisis, die ihm dieser jährlich bezahlte, erlassen mußte.

Als wir zu Poitiers waren, sah ich einen Ritter, Namens Gottfried von Rançon, der ob einer großen Schmach, die ihm der Graf von la Marche angethan, bei den Heiligen schwur, daß er sich so lange nicht die Haare, wie die Ritter, würde schneiden lassen, sondern sie wie die Frauen lang und auf der Höhe des Kopfes gescheitelt tragen wolle, bis er sich am Grafen von la Marche

entweder selbst oder durch einen andern gerächt sähe. Als nun Ritter Gottfried von Rançon Zeuge war, wie der Graf von la Marche, dessen Weib und Kind dem König zu Füßen fallend, ihn um Gnade anflehten, ließ er eine Bank herbeiholen und sich sein gescheiteltes Haar in Gegenwart des Königs, des Grafen von la Marche und der übrigen Anwesenden scheeren.

Neuntes Kapitel.

Wie der gute Herr König gefährlich erkrankte, und bei seiner Genesung gelobte, das Kreuz zu nehmen, und welche Großen an dem Kreuzzuge Theil nahmen. Auch der Sir von Joinville trifft seine Vorbereitungen zum Aufbruch in das heilige Land.

Darauf geschah es, daß der König zu Paris gefährlich krank wurde, und zwar so sehr herunterkam, wie er mir später erzählte, daß eine der Frauen, die bei ihm wachten, in der Meinung, er sei todt, mit dem Betttuch sein Gesicht verdeckte und sagte, er wäre verschieden. Aber auf der andern Seite des Bettes, gerade als wollte es Gott so, stand eine andere Frau, welche es nicht leiden wollte, daß man ihm das Gesicht verhülle

und ihn begrabe; indem sie fortwährend behauptete, er sei noch bei Leben. Während des Streites dieser Frauen nun, wirkte der Herr in ihm und gab ihm das Wort wieder. Der König bat, man möge ihm das Kreuz bringen; was auch geschah. Wie freute sich aber seine gute Mutter, als sie vernahm, daß er wieder sprechen könne! Wie sie ihn jedoch mit dem Kreuz in den Händen erblickte, erschrack sie ebenso, wie wenn sie ihn todt gesehen.

Gleichwohl nahm der gute König das Kreuz, wie auch seine drei Brüder: Robert Graf von Artois, Alphons Graf von Poitiers, Karl Graf von Anjou, der nachherige König von Sicilien, thaten. Auch Hugo Herzog von Burgund, Wilhelm Graf von Flandern, sein Bruder Guion von Flandern, der nachher zu Compiegne starb, rüsteten sich zu dem Kreuzzuge; ebenso nahmen Theil daran der tapfere Graf Hugo von St. Paul, der Ritter Walther sein Neffe, der sich sehr tapfer jenseit des Meeres bewiesen, und dessen früher Tod schmerzlich beweint ward, weil er ein so wackerer Ritter gewesen. Ferner betheiligten

sich daran der Graf von la Marche, von dem wir unlängst gesprochen, Ritter Hugo le Brun und sein Sohn, der Graf von Salebruche, Gaubert von Apremont und seine Brüder. In Gesellschaft mit diesen machte auch ich, weil wir Vettern waren, in einem kleinen Schiffe die Fahrt über das Meer mit. Es waren unser zwanzig Ritter, von denen zehn zu seinem, und zehn zu meinem Banner gehörten. Das geschah nach Ostern, im Jahr der Gnade eintausendzweihundertachtundvierzig. Vor dem Aufbruch entbot ich am Tage vor Ostern, an welchem mir meine erste Gemahlin, die Tochter des Grafen von Grandpré, meinen Sohn Johann, Herrn von Ancarville, geboren hatte, meine Lehenleute zu mir nach Joinville. Die Osterwoche verging in Schmausereien und Festlichkeiten, denen mein Bruder, Simon von Vauconleurs, und die Angesehensten des Landes beiwohnten. Hatten wir gegessen und getrunken dann sang einer um den andern ein Liedchen, und Jeder war seelenvergnügt. Als der Freitag gekommen war, sprach ich zu meinen Gä-

sten also: „Ihr Herren, wisset, daß ich über Meer ziehe. Ob ich je wiederkehre, weiß ich nicht. Ist nun einer unter Euch, dem ich einst Unrecht gethan, und der sich dessen beklagen will, der trete vor. Denn das will ich ihm entgelten, wie es mein Brauch ist mit denen, so sich über mich oder meine Leute beklagen. Und also that ich nach dem gemeinsamen Ausspruch der Nachbarn und der Insassen meines Landes. Daß sie ja frei beriethen und meiner nicht schonten, war ich indeß beiseiten getreten. Ich wollte Alles glauben, was sie ohne Widerspruch gegen mich vorbringen würden, und es war mein fester Wille, auf die Fahrt Nichts mitzunehmen, was ich nicht mein nannte. Mein Gewissen zu beschwichtigen und die Bedürfnisse der Kriegsfahrt anzuschaffen, verpfändete ich an meine Freunde große Stücke meiner Herrschaft, so daß mir nur zwölfhundert Livres jährlich verblieben. Denn meine Mutter lebte noch, welcher der größte Theil meiner Güter als Witthum angewiesen war. Ich zog nun, wie ich vorher gesagt, mit meinen Rittern fort, darunter sich

drei Bannerherrn [20]) befanden. Dieß erwähne ich deßhalb, weil ich, wenn mir Gott nicht beigestanden, der meiner niemalen vergaß, solchen Aufwand während meines sechsjährigen Aufenthalts im heiligen Lande wohl nicht hätte bestreiten können.

Als ich zum Abzug bereit war, ließen mich der Ritter Johann von Apremont und der Graf von Salebruche fragen, ob wir uns zusammen auf den Weg machen wollten; sie seien schon bereit zur Abfahrt. Gerne willigte ich ein; und wir ließen zu Marseille ein Schiff ausrüsten, das uns mit einander, Mann und Pferd, fortführen sollte.

Vor der Abreise beschied der König nach Paris alle französischen Barone und nahm ihnen den Schwur ab, daß sie seinen Kindern aufrichtig treu sein wollten, so ihm auf der Fahrt über das Meer etwas Menschliches begegnete. Auch ich sollte mich dazu einfinden. Da ich ihm aber nicht lehenspflichtig war, wollte ich keinen Eid schwören; es war ja nicht meine Absicht, zu bleiben. Zum Aufbruch gerüstet, ließ ich den Abt von Cheminon [21]) zu mir bitten, den größten Bie-

dermann, der je ein weißes Gewand getragen, um ihm noch einmal zu beichten. Er umgürtete mich mit der Pilgertasche und gab mir den Pilgerstab in die Hand. Dann verließ ich meine Burg Joinville, um bis zur Rückkehr von meiner Kreuzesfahrt dieselbe wohl nicht wieder zu betreten, und verrichtete noch einige Wallfahrten zu Gnadenorten der Umgegend. Zuerst ging ich nach Blecourt, von Joinville eine Stunde entlegen, dann nach der Abtei St. Urbain, barfuß und in Lacken gehüllt. Wie ich nun von Blecourt nach St. Urbain ging, und vorüberschritt an der Burg Joinville, da wagte ich nicht, die Blicke dahin zu richten, aus Furcht, mein Herz möchte erweicht und von Sehnsucht gerührt werden: denn ich ließ meine zwei Kinder und die schöne Burg Joinville zurück, an denen meine Seele hing. Raschen Schrittes ging ich fürbaß, mit mir der Graf von Salebruche, mein Gefährte, und unser ritterliches Gefolge. Wir machten zu Fontaine-l'Archeveque, vor Dongeux, Mittag. Dort traf uns der Abt von St. Urbain, den Gott selig habe; er schenkte mir und meinen

Rittern schöne Kleinodien. Dann nahmen wir Abschied von ihm und gingen geraden Weges nach Aussonne, allwo wir uns mit unserm Gepäcke zu Schiffe begaben; und nun ging es die Saone herab nach Lyon, während unsere großen Schlachtrosse am Ufer hinabgeführt wurden. Zu Lyon schifften wir uns auf der Rhone ein, und begaben uns nach Arles. Während dieser Fahrt nun erinnere ich mich sehr wohl, wie wir an dem Schloß la Roche-gluy vorüberfuhren, welches der König hatte niederreißen lassen, weil der Herr dieser Burg, welcher Roger hieß, in dem schlechten Ruf stand, daß er die Kaufleute und Pilger, die hier vorüberzogen, ausplünderte.

Zehntes Kapitel.

Das Schiff des Sir von Joinville sticht im August 1248 in die See. — Welch' seltsame Erscheinung die Kreuzfahrer unterwegs schreckte.

Im Monat August jenes Jahres bestiegen wir unser Schiff zu Roche de Marseille; [22]) man öffnete die Thür des Schiffes, brachte die Pferde, welche wir über das Meer führen wollten, hinein und verschloß alsdann wieder den Zugang, den

man so sorgfältig verstopfte als eine Tonne; denn diese Thür befindet sich unter dem Wasser, sobald das Schiff im Meere ist. Als wir nun sammt unsern Pferden drinnen waren, rief der Schiffsherr seinen Leuten zu, die auf dem Schnabel des Schiffes standen: „Ist Alles in Ordnung?" Als sie dies bejaht hatten, hieß er alle Geistlichen auf das Verdeck heraufkommen, und sagte zu ihnen: „Singet in Gottes Namen, auf daß uns Gott eine glückliche Fahrt verleihen wolle." Und alle huben einstimmig an das schöne Lied Veni creator spiritus zu singen. Alsdann rief er seinen Leuten zu: „Spannt in Gottes Namen die Segel," was sie sogleich thaten, und augenblicklich blies ein frischer Wind in die Segel, und dahin flog das Schiff, daß bald nur mehr Himmel und Wasser zu sehen; und jeden Tag entfernte uns der Wind weiter von den Ländern, wo wir waren geboren worden. Und dieses melde ich euch, damit ihr einsehet, daß der wohl ein frecher Narr ist, der belastet mit fremdem Gute, oder in seiner Seele befleckt mit einer

Todsünde, in Meeresgefahr sich begibt; denn wie mag er doch, wann er am Abend sich niederlegt, wissen, ob er nicht am andern Morgen auf des Meeres tiefem Grunde gebettet sein wird.

Ich will nun die erste merkwürdige Erscheinung erzählen, die uns auf unserer Fahrt begegnete. Vor der afrikanischen Küste erblickten wir gegen die Abendstunde einen großen, ganz runden Berg. Bald meinten wir daran vorbeigefahren zu sein und zogen jene ganze Nacht weiter. Am andern Morgen glaubten wir wohl fünfzig Stunden zurückgelegt zu haben; aber wir befanden uns noch immer vor jenem Berg. Wir erschracken nicht wenig; wie vorher schwamm unser Schiff an diesem Tage und die folgende Nacht dahin; demungeachtet hatten wir den Berg immer noch vor uns. Da fühlten wir alle Todesnoth: denn die Matrosen versahen sich eines Angriffs von den Sarazenen der Barbarei. Nun sagte uns ein gar frommer Priester, der Dechant von Mauru: „Edle Herren, niemals habe ich in einem Kirchspiel eine Bedrängniß durch Wassergewalt oder

Dürre erlebt, ohne daß Gott und seine Mutter den von solcher Noth heimgesuchten Pfarrkindern geholfen hätte, wenn die Insassen drei Samstage hintereinander zu einem Bittgange sich vereinigten. Jener Tag nun war ein Samstag, und sogleich stellten wir eine Prozession um die Schiffsmasten an. Ich erinnere mich dessen gar wohl; denn ich ließ mich unter den Armen dazu führen, weil ich sehr krank war. Alsbald schwand vor unsern Augen jener Berg, und am dritten Samstag langten wir auf der Insel Cypern an, nachdem wir unsern dritten Umgang gehalten.

Eilftes Kapitel.

Des Sir von Joinville Ankunft auf der Insel Cypern. — Er findet den König schon daselbst anwesend. — Von den großen Vorräthen an Lebensmitteln für den Kreuzzug. — Die Gesandten des Königs der Tartarei. — Der König nimmt den Sir von Joinville in seinen Dienst und versieht ihn mit Geld. — Der Seneschall erzählt von den überseeischen Fürsten.

Als wir nach Cypern gekommen, war der König schon da, und wir fanden große Vorräthe an Lebensmitteln, die wir seiner Fürsorge verdankten. Die Weinvorräthe waren von den

Leuten des Königs auf den Feldern an der Küste aufgehäuft; die Weinfässer, die man vor zwei Jahren gekauft hatte, waren eines über das andere gelegt. Das Getreide war auf den Feldern aufgeschüttet in Haufen, die, von der Ferne gesehen, Bergen glichen; und weil es wegen des häufigen Regens Keime getrieben hatte, so sah man davon Nichts als grünes Kraut. Als man später die Frucht nach Aegypten bringen wollte, nahm man die Decke des grünen Krautes hinweg und fand darunter das Getreide so frisch, als ob es eben erst ausgedroschen worden wäre. Der gute König hatte solches Verlangen, ohne Verzug nach Aegypten zu ziehen, wie ich ihn hatte sagen hören, daß er, wenn die Barone und seine andern Verwandten, die ihn ersuchten, hier auf seine Leute zu warten, die noch nicht alle gekommen waren, nicht gewesen wären, kühn allein oder nur in geringer Begleitung fortgeeilt sein würde.

Während der König auf Cypern verweilte, schickte der große König der Tartarei zu ihm seine Gesandten, die an ihn — obgleich dieß nicht ihre

Absicht war — viel gute und schöne Worte richteten. Unter Anderem ließ ihm der König der Tartarei wissen, er sei ganz bereit, seinem Gebot zu folgen, sowie ihm in der Eroberung des heiligen Landes und in der Befreiung Jerusalems aus den Händen der Sarazenen und Heiden behülflich zu sein. Der König empfing die Gesandten gütig und schickte gleichfalls aus seinen Leuten eine Gesandtschaft an den König der Tartarei, die zwei Jahre ausblieb. Auch sandte ihm der heilige Ludwig ein, wie eine Kapelle, zusammengesetztes Gezelt, das sehr reich geziert und gar schön gemacht war. Das Zelt war von feinem Scharlach. Er that dieß, um den König der Tartarei und sein Volk wo möglichst zu unserm Glauben zu bekehren. In dem Gezelt sah man die Verkündigung Mariä und alle andern Glaubensartikel in feiner und künstlicher Stickerei dargestellt. Es ward von zwei Minoritenbrüdern getragen, die der Sarazenensprache kundig waren, und die der König abschickte, damit sie den Ungläubigen lehren sollten, wie man an Gott glauben müsse.

Als die beiden Minoritenbrüder nach Acre zurückgekehrt waren, wo sie den König zu finden glaubten, war er schon in Cäsarea. Darauf traten sie die Rückkehr nach Frankreich an.

Wie die andern Gesandten, die der König an den Fürsten der Barbarei schickte, empfangen wurden, wäre sehr anmuthig zu berichten, wie ich es den König und sie selbst habe erzählen hören. Aber ich werde hier Nichts davon erwähnen, weil ich den Fortgang meiner bereits begonnenen Erzählung nicht gern unterbrechen möchte.

Ihr müsset wissen, daß ich zur Zeit, wo ich Frankreich verließ, um meine Fahrt über Meer anzutreten, nicht mehr als zwölfhundert Livres Einkünfte besaß, und daß ich zehn Ritter mit drei Bannern übernommen. Bei meiner Ankunft auf Cypern blieben mir nur mehr zweihundertundvierzig Livres Tournois in Gold und Silber, nachdem ich mein Schiff bezahlt hatte. In Folge davon erklärten mir mehrere meiner Ritter, sie würden mich verlassen, wenn ich kein Geld schaffte. Dessen entsetzte ich mich ein wenig,

doch vertraute ich immer auf Gott. Und als der gute und heilige König Ludwig von meiner Verlegenheit hörte, ließ er mich rufen, nahm mich in seinen Dienst und gab mir achthundert Livres Tournois. Dafür dankte ich Gott; denn ich hatte jetzt mehr Geld, als ich bedurfte.

Weil es nothwendig ist, von der Macht der überseeischen Fürsten zu sprechen, so will ich davon erzählen. Der erste war der Sultan von Konia, [23]) der mächtigste König im ganzen Heidenland. Sein Reichthum war ungeheuer. Denn er ließ einen Theil seines Geldes einschmelzen und daraus große Geschirre nach Art der irdenen Töpfe verfertigen, in welchen Wein aufbewahrt wurde. Ein jeder dieser Töpfe enthielt drei bis vier Mud Wein. Später ließ er sie zerschlagen und die zerbrochenen Goldmassen in sein Schloß bringen, wo man sie sehen und berühren konnte. Wie man sich erzählte, hatte er sechs bis sieben solch' großer Goldtöpfe. Sein großer Reichthum zeigte sich deutlich in einem Zelt, das der König von Armenien dem französischen König sandte, als er auf Cypern

verweilte. Das Zelt wurde auf fünfhundert Livres geschätzt. Der König von Armenien ließ zugleich dem heiligen Ludwig wissen, daß einer von den Dienern des Sultans von Konia es ihm gegeben hätte. Dieser Diener hatte nämlich die Aufsicht über die Gezelte des Sultans, und mußte die Häuser und Säle seines Herrn täglich rein halten.

Der König von Armenien, der dem Sultan von Konia dienstpflichtig war, wandte sich an den großen König der Tartarei mit der Klage, wie der besagte Sultan von Konia ihn stets bekriege und in harter Dienstbarkeit halte, darum flehe er ihn um Hülfe an. Würde er ihm nun eine große Menge seiner Krieger schicken, so wolle er ihm dagegen gern unterthan sein. Der König der Tartarei willigte ein und schickte ihm eine große Menge seiner Leute. Da zog der armenische König mit seinem ganzen Heer gegen den Sultan von Konia; die Macht beider war bedeutend. Aber die verbündeten Armenier und Tartaren schlugen einen großen Theil des feindlichen Heeres, und der

König von Armenien, dessen Ruhm in Folge dieser Schlacht nach Cypern herüberdrang, siegte mit Hülfe der Tartaren so vollständig über den Sultan, daß er ihm von nun an nicht mehr dienstpflichtig war. Viele von unsern Leuten zogen damals nach Armenien hinüber, um in jener Schlacht ihr Glück zu versuchen; allein seitdem hörte man Nichts mehr von ihnen.

Ich will jetzt vom Sultan von Babylon reden. Er dachte sich, der König werde den Sultan von Haman bekriegen, der seit langer Zeit sein Feind war; und darum wartete er, bis der König sich mit ihm gegen denselben verbünden würde. Als er aber sah, daß der König nicht zu ihm käme, zog er aus und belagerte den Sultan in seiner Stadt Haman selbst. Dieser nun war in seiner Bedrängniß verlegen, was er anfangen solle. Denn er wußte wohl, daß, wenn der Sultan von Babylon lange herrschte, er ihn bekriegen und vernichten würde. Da überredete er durch Geschenke und Versprechungen einen Diener des Sultans von Babylon, diesen seinen Herrn zu

vergiften. Dieß geschah nun auf folgende Art: Jener Diener wußte, daß der Sultan, wann er Schach gespielt hatte, sich oft auf einer Matte am Fuße seines Bettes niederlegte: diese Matte vergiftete er. Wie sich nun einmal wieder der Sultan ohne Fußbedeckung auf dieselbe niederließ, geschah es, daß eine wunde Stelle an einem seiner Füße auf die Matte aufzuliegen kam. Sogleich drang das Gift durch die Wunde in den Körper ein, dergestalt, daß er zuerst an jenem Fuß lahm wurde, und dann, als auch das Herz von dem Gifte angegriffen ward, wohl zwei Tage lang bewußtlos da lag, ohne zu essen, zu trinken und zu sprechen. Auf diese Weise bekam der Sultan von Haman Frieden; der Sultan von Babylon aber mußte von seinen Leuten nach Aegypten gebracht werden.

Zwölftes Kapitel.

Der König bricht mit den Kreuzfahrern von Cypern nach Aegypten auf. — Während der Fahrt werden viele Ritter an fremde Küsten verschlagen. — Der König kommt vor Damiata an, und beschließt, sogleich zu landen und die Sarazenen anzugreifen. — Unordnung im Gefolge des Seneschalls während der Landung.

Es war im Monat Mai, als vom König befohlen ward, daß alle Schiffe mit Lebensmitteln versehen würden, um auf sein Gebot sofort zum Abzug bereit zu sein. Hierauf bestiegen der König, die Königin und das ganze Heer die Schiffe. Am Freitag vor Pfingsten jenes Jahres ließ der König verkünden, daß alle ihm am andern Tage folgen sollten; indem man geraden Weges nach Aegypten segle. Und am andern Tage stachen alle Schiffe in die See. Die Abfahrt war gar anmuthig anzusehen. Denn es schien, als ob das ganze Meer, so weit man mit den Blicken reichen konnte, mit Segeln bedeckt wäre: achtzehnhundert Schiffe, groß und klein, hatten die Anker gelichtet.

Am Pfingsttage gelangte der König mit den andern ihn zunächst umgebenden Schiffen an eine Landspitze, welche man die Spitze von Lymesson

nannte. Er stieg aus und wohnte der heiligen Messe daselbst bei. Da nun gerieth man in große Drangsal. Denn von den zweitausendachthundert Rittern, die dem Könige nachgefolgt waren, fanden sich am Lande nur siebenhundert ein: ein lange anhaltender, furchtbarer Wind, der von Aegypten herwehte, hatte sie von ihrer Richtung und aus der Nähe des Königs entfernt. Sie wurden nach Acre und in andere fremde weit entfernte Länder verschlagen. Der König sah sie lange nicht wieder. Darüber waren er und seine Umgebung jenen ganzen Tag sehr betrübt. Denn man glaubte sie alle todt oder in großer Gefahr.

Am nächstfolgenden Tag war der Wind günstig. Der König und wir alle, die wir um ihn waren, segelten also in Gottes Namen weiter. Unterwegs begegneten wir dem Fürsten von Morea und dem Herzog von Burgund, welche beide in Morea verweilt hatten. Am Donnerstag nach Pfingsten langten wir vor Damiata an. Am Ufer des Meeres aber sahen wir die Gesammtmacht des Sultans aufgestellt, die aus sehr schö=

nen Kriegern bestand. Die Waffenrüstung des Sultans war von feinem glänzenden Gold, so daß er, wann die Sonnenstrahlen darauf fielen, die Sonne selbst zu sein schien. Der Lärm und das Getöse, das sie mit ihren Hörnern und Pauken machten, war schrecklich anzuhören, und für die Franzosen höchst seltsam.

Als dieß der König sah, beschied er alle seine Barone und Räthe zu sich, um zu erfahren, was zu thun. Diese nun riethen ihm, seine zurückgebliebenen Leute zu erwarten; denn der oben erwähnte Wind hätte zwei Dritttheile verschlagen. Allein der König gab ihnen kein Gehör, sondern sagte, er würde durch sein Zögern den Feinden Muth machen. Auch gäbe es in dem Meere dort keinen Hafen, wo er landen und seine Leute sicher erwarten könnte. Zudem bemerkte er, daß ein heftiger Wind uns weit auseinander trennen und in fremde Länder verschlagen könnte, wie dieß unlängst am Pfingsttage seinen andern Rittern begegnet wäre. Sofort also ward nach dem Willen des Königs beschlossen, daß er am Freitag vor

dem Dreifaltigkeitsfest landen und gegen die Sarazenen anrücken würde. Und der König befahl dem Ritter Johann von Belmont, er solle dem Ritter Eberhard von Brienne, bei dem ich war, eine Galeere geben, um uns und unsere Leute an's Ufer zu setzen, weil die großen Schiffe nicht wohl am Meeresufer landen könnten. Und wie Gott es wollte, stieg ich aus meinem Schiffe in eine kleine Galeere, die ich für die meinige erkannte und die ich schon verloren glaubte. Dieselbe war mir von der Frau von Berytus, der leiblichen Base des Grafen von Montbelial gegeben worden. Allein es befanden sich bereits acht von meinen Pferden darinnen. Am Freitag nun traten ich und Ritter Eberhard von Brienne bewaffnet vor den König und verlangten von ihm die Galeere, die er uns bewilligt hatte. Aber Johann von Belmont erwiederte uns in seiner Gegenwart, daß wir keine bekämen. Daraus kann man ersehen, daß der König eben so viel damit zu thun hatte, seine Leute in Frieden zu erhalten, als er andererseits Mißgeschicke und Verluste ertragen mußte.

Als unsere Leute sahen, daß wir keine Galeere bekamen, stiegen sie trotzig unter lautem Getös in die meinige. Wie nun die Seeleute bemerkten, daß die Barke zu versinken drohte, zogen sie sich in's Schiff zurück und ließen meine Ritter im Stich. Ich aber frug laut den Schiffsherrn, welche Anzahl Leute sich zu viel in der Barke befände. Er antwortete mir, um achtzehn bewaffnete Männer seien zu viel darin. So viel ließ ich sogleich in das Schiff zurücksteigen. Im Augenblick aber, wo ich mich mit meinen Leuten vom Schiffe schon entfernte, geschah es, daß ein Ritter, Namens Plouket, der zum Banner des Herrn Eberhard von Brienne gehörte, als auch er in das Boot steigen wollte, in's Meer fiel und ertrank.

Dreizehntes Kapitel.

Der Sir von Joinville landet mit mehreren Rittern und erwartet den Angriff der Sarazenen. — Diese aber fliehen. — Der gute Herr König springt bewaffnet aus dem Schiffe und eilt durch das Wasser an's Ufer.

Hierauf fuhren wir hinter der Landungsbarke des Königs und steuerten gegen das Ufer zu.

Als nun seine Leute, die sich auch dem Lande näherten, sahen, daß wir schneller als sie segelten, riefen sie uns zu, wir sollten doch nicht dem Panier des heiligen Dionysius vorauseilen. Aber ich kehrte mich nicht daran, und also fuhren wir fort. Als wir aber landeten, standen viele Sarazenen in Schlachtordnung aufgestellt, darunter wohl gegen sechstausend Mann zu Roß. Die sahen uns kaum am Land, als sie spornstreichs auf uns zu ritten. Wir aber pflanzten unsere Lanzen und Schilder in den Sand, die Spitze gegen sie gekehrt. Das sehend, wandten sie sich urplötzlich in die Flucht.

Der ritterliche Herr Balduin von Rheims ließ mir, sobald ich gelandet war, durch einen seiner Knappen sagen, ich solle ihn erwarten. Und ich ließ ihm durch seinen Boten die Antwort zurückbringen, daß es nicht anders als schicklich wäre, in solcher Sache, wie die gegenwärtige, auf einen so edlen Ritter zu warten. Dafür wußte er mir Dank sein ganzes Leben lang. Und bald kam er bei uns an, mit wohl tausend Rittern bei sich. Wisset aber, daß ich auf dem Ufer angekommen,

nicht einen der Gesellen um mich hatte, die ich von Hause in den Kreuzzug mitgenommen. Gott aber hat mir noch immer geholfen, wofür ich ihn lobpreise.

Zu unserer Linken kam der Graf von Jaffa an, der mit dem Grafen von Montbelial verwandt und vom Stamme des Hauses Joinville war. Derselbe landete stattlich am Ufer. Dessen Landungsbarke war inwendig und von außen mit seinem Wappen bemalt, welches auf Goldgrund rothe Ankerkreuze darstellte. Er hatte wohl gegen dreihundert Mann bei sich, und ein jeder von ihnen trug ein Schild mit seinem Wappen; an jedem Schild war ein Banner angeheftet, worauf abermals sein Wappen abgebildet war. Und wann er dahin segelte, bot dieß ein schönes Schauspiel dar wegen des lauten Flatterns der Fahnen, und auch wegen des Tones der sarazenischen Pauken und Hörner, die er mit sich führte. Sobald die Barke beim Landen so weit als möglich über den Ufersand hinweggeglitten war, sprangen er und seine Waffengefährten in's Wasser, eilten wohl ge-

rüstet und gewaffnet an's Land und stellten sich uns zur Seite auf. Dann ließ er seine Gezelte aufschlagen. Wie nun die Sarazenen dieß bemerkten, eilten sie gegen uns zurück. Als sie aber sahen, daß wir nicht erschracken, sondern uns zum Widerstand bereiteten, kehrten sie uns den Rücken und flohen.

Zu unserer Rechten landete die Barke mit der Oriflamme [24]) in der Entfernung eines starken Armbrustschusses. Da nun geschah es, daß, sobald sie am Ufer angekommen war, ein Sarazene auf die Leute dieser Barke zueilte. Nun weiß ich nicht, warum er es that; vielleicht wurde er wider seinen Willen von der Wildheit und Unbändigkeit seines Pferdes fortgerissen, oder er glaubte, der Hülfe seiner Leute gewiß zu sein. Aber bald ward der Arme niedergehauen.

Als der gute König erfahren hatte, das Panier des heiligen Dionysius sei schon an's Land gebracht, warf er sich wider den Willen des Legaten, der bei ihm war, hastig in's Meer, indem er nicht erwarten konnte, bis sein Schiff gelandet

wäre; und, bis an die Schultern im Wasser, den Helm auf dem Haupte, den Schild am Halse und das Schwert in der Rechten, eilte er auf die Feinde zu. Bei seinen Waffengefährten angekommen, sah er nun auch die Sarazenen, und frug, was dieß für Leute wären. Man sagte ihm, es seien Sarazenen. Da wollte er ganz allein auf sie losstürmen. Allein seine Leute baten ihn, zu bleiben, bis alle Bewaffneten an Ort und Stelle gekommen wären.

Vierzehntes Kapitel.

Damiata wird ohne Schwertstreich genommen. — Wie es mit der Vertheilung der Beute gehalten worden. — Ausschweifungen im Heerlager.

Alsobald schickten die Sarazenen an den Sultan die Botschaft, der König sei angekommen. Dreimal ließen sie es ihm melden, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten; denn der Sultan war krank. Darauf nun verließen die Sarazenen die Stadt Damiata, in der Meinung, ihr Sultan sei gestorben. Als der König diese Nachricht erfuhr, sandte er sofort einen seiner Ritter aus, um bis nach

Damiata hin Erkundigungen einzuziehen. Es währte nicht lange, so kehrte der Ritter zum Könige zurück und berichtete ihm, der Sultan sei wirklich gestorben und die Sarazenen hätten die Flucht ergriffen; er selbst sei in ihren Häusern gewesen. Darauf ließ der König den Legaten und alle Prälaten des Heeres zusammenrufen und den Gesang **Te deum laudamus** anstimmen. Alsdann bestiegen der König und alle seine Leute ihre Rosse, und brachen auf, um sich vor Damiata zu lagern. Die übel berichteten Sarazenen waren so schnell abgezogen, daß sie vergaßen, die Schiffbrücken abzubrechen, wodurch sie uns große Verlegenheit hätten bereiten können. Dagegen schadeten sie uns in anderer Weise, indem sie allenthalben auf dem Marktplatz, wo ihre Waarenlager sich befanden, aus Vorsicht Feuer anlegten; denn dadurch glaubten sie unser Vorrücken zu hintertreiben. Um sich einen Begriff von dem Brande zu machen, denke man sich, es breche zu Paris bei der kleinen Brücke Feuer aus, wovor uns Gott behüten möge.

Da nun sprachen wir zu uns selbst, wie gnä-

dig Gott unser Schöpfer gegen uns gewesen, daß er uns vor Todesgefahren bei unserer Ankunft schützte, als wir sogleich freudig gegen unsere berittenen Feinde anrückten. Welche noch größere Gnade aber ließ er uns angedeihen, als er uns Damiata ohne Leibesgefahr Preis gab. Denn wir hätten sie niemals in unsere Gewalt bekommen, wir würden sie denn haben aushungern müssen. Wir können wohl sagen und deutlich erkennen, daß die Gnade sehr groß war, wenn wir bedenken, daß der König Johann [25]) diese Stadt zur Zeit unserer Vorfahren durch Hungersnoth eingenommen hatte. Aber Gott kann von uns dasselbe sagen, was er von den Kindern Israels gesagt, nachdem er sie in das Land der Verheißung geführt hatte. Denn als er ihnen den Vorwurf machte: Und für Nichts haben sie geachtet das ersehnte Land, u. s. w. (Ps. 105, 24.); so meinte er damit, daß sie ihn vergessen hätten, während er ihnen doch so viel Gutes erwiesen; er hatte sie gerettet, aus der Gefangenschaft des Pharaon befreit und ihnen das Land der Verheißung geschenkt. So wird er auch von uns

sprechen können, die wir seine Wohlthat vergaßen, wie später noch erzählt werden wird.

Ich werde mit der Person des Königs selbst beginnen, welcher alle seine Barone und Prälaten zusammenberufen ließ und sie um Rath frug: was mit den Gütern geschehen solle, die man in der Stadt Damiata gefunden, und wie sie zu vertheilen seien. Ein Patriarch, der Zeuge war, sprach zuerst also: „Sir, es däucht mir, Ihr solltet alle Vorräthe an Korn, Gerste, Reis und übrigen Lebensmitteln zurückbehalten, damit die Stadt nicht entblößt bleibe; alsdann lasset im Heere verkündigen, daß alle andere Geräthschaften in das Haus des Legaten gebracht werden, wo nicht, die Strafe der Excommunication verhängt würde." Diesem Rathe traten alle Barone und Andere bei, und so geschah denn auch. Man fand nun, daß alle bewegliche Güter, die zum Legaten gebracht wurden, nur sechstausend Livres werth waren. Als darauf Alles im Hause des besagten Legaten versammelt war, ließen der König und die Barone den wackern Ritter Johann von Valeri rufen. Und wie dieser

gekommen war, sagte ihm der König, was geschehen sei und daß der Rath beschlossen habe, der Legat müsse ihm die sechstausend Livres geben, welche die Geräthschaften werth seien, die man in seine Wohnung gebracht habe, damit er sie nach seinem Ermessen vertheile, wobei er darauf zu sehen habe, wie sie am besten verwendet würden. „Sir, versetzte der wackere Mann, ich danke Euch ganz ehrerbietigst für die Ehre, die Ihr mir erweiset. Doch möge es Euch nicht mißfallen, wenn ich das Anerbieten nicht annehme. Ich kann, so es Gott gefällt, dieses Geschäftes mich nicht unterwinden, weil ich dadurch den alten löblichen Gewohnheiten des heiligen Landes entgegenhandeln würde. Denn nach dieser Sitte, die der König Johann von Jerusalem, als er Damiata eroberte, und alle unsere Vorgänger in ähnlichen Fällen sehr streng beobachtet haben, soll die Beute jeder eroberten Stadt in drei Theile getheilt werden, und davon ein Theil dem Könige, zwei Theile den Pilgern zufallen. Wollt Ihr mir nun zwei Theile von Weizen, Gerste, Reis und von den andern

Dingen geben, die Ihr zurückbehalten habet, so werde ich sie sehr gerne an die Pilger zu Gottes Ehre vertheilen." Der König genehmigte nicht diesen Rath, und so blieb es bei dem frühern Beschluß. Manche Leute waren nun deshalb mit ihm sehr unzufrieden, indem er das gute alte Herkommen verletzt habe. [26])

Die Barone, Ritter und Andere, welche ihre Habe und Gut hätten sparen sollen, um zur rechten Zeit und am passenden Ort einen Nothpfennig zu haben, fingen nun an, Bankette mit großem Aufwand von köstlichen Speisen zu veranstalten. Das gemeine Volk hingegen nothzüchtigte und schändete Weiber und Töchter. Daraus entstand vielfaches Unheil. Denn der König mußte deßhalb sehr viele von seinen Leuten entlassen; und wie er mir sagte, fand er auf einen Steinwurf von seinem Zelte entfernt mehrere Plätze der Ausschweifung, die seine Leute besuchten. Auch anderer Uebel gab es mehr, als man jemals von einem Heere hat erzählen hören.

Fünfzehntes Kapitel.

Das christliche Heer wird vom Lande aus angegriffen. — König Ludwig gebietet, bloß das Lager zu schützen, nicht aber wider die Feinde zu rennen. — Ritter Walther von Entrache gehorcht nicht und wird von den Sarazenen tödtlich verwundet und stirbt. — Die nächtlichen Einfälle der Sarazenen in's Lager. — Wie dem vorgebeugt ward.

Kommen wir nun wieder zur Haupterzählung zurück. Als wir in der Stadt Damiata waren, rückte der Sultan mit einer großen Truppenmacht vom Lande her gegen unser Heer an. Sogleich bewaffnete sich der König mit seinen Leuten und setzte sich zur Wehr. Um nun zu verhüten, daß die Sarazenen sich in Besitz unserer Lager setzten, die wir auf den Feldern aufgeschlagen, trat ich vollständig gewaffnet vor den König, und bat ihn demüthig, er möge mir und meinen Leuten die Erlaubniß geben, aus den Reihen des Heeres zu treten und die Sarazenen anzugreifen. Sobald aber der Ritter Johann von Belmont mein Ansuchen vernommen, gebot er mir laut im Namen des Königs, ich solle nicht so verwegen sein, und mein Quartier verlassen, bis der König es mir

befehlen würde. Ihr müßt nun auch wissen, daß der König bei sich acht tapfere Ritter hatte, die oftmals sowohl diesseits als jenseits des Meeres den Kampfpreis gewannen, und welche man die guten Ritter nannte. Unter ihnen befanden sich die Ritter Gottfried von Sergines, Matthias von Marly, Philipp von Nanteuil und Imbert von Beaujeu, der Connetable von Frankreich: Diese nun streiften an jenem Tage nebst dem Meister der Armbrustschützen auf den Feldern umher, um zu wachen, daß sich die Sarazenen nicht unserm Heere näherten. Da geschah es, daß der Ritter Walther von Entrache sich waffnete, den Schild und die Lanze sich geben ließ und sein Schlachtroß bestieg; dann ließ er das Gezelt öffnen und eilte spornstreichs gegen die Sarazenen. Wie er aber, bloß von einem Mann, Namens Castillon, begleitet, aus seinem Gezelt hervorgeritten war, warf ihn sein Hengst ab und rannte mitten unter die Sarazenen, welche auf Stuten ritten. Diejenigen nun, die zugesehen zu haben behaupteten, erzählten, daß vier Sarazenen zum Ritter von

Entrache gekommen seien, und vorbeireitend mit ihren Streitkolben den noch auf der Erde liegenden Ritter jämmerlich geschlagen hätten, so daß er in Todesgefahr gewesen, wenn nicht der Connetable von Frankreich mit mehreren Leuten des Königs zu seiner Hülfe herbeigeeilt wäre. Diese trugen ihn auf den Armen in sein Zelt zurück; er aber litt so sehr an den erhaltenen Schlägen, daß er nicht mehr sprechen konnte. Mehrere Aerzte und Chirurgen wurden zu ihm geschickt, welche ihm, keine Todesgefahr für ihn ahnend, an beiden Armen zur Ader ließen, was ihm aber übel bekam. Denn als der Abend nahte, bat mich der Ritter Albert von Narcy, ich möchte ihn mit ihm besuchen, weil er ja doch im Rufe großer Tapferkeit stehe. Das thaten wir nun auch sehr gerne, und als wir in sein Zelt gekommen, trat uns einer seiner Knappen entgegen nnd bat uns, fein leise aufzutreten, um ihn nicht zu wecken. Wir thaten, wie er wollte, und fanden ihn in seine Lagerdecke eingehüllt; sachte zogen wir sie von seinem Gesicht hinweg, und — fanden ihn todt. Da waren wir

sehr betrübt ob dem Verluste eines so wackern Mannes. Als man diese Trauernachricht dem König hinterbrachte, antwortete er, er wolle in seinem Heere nur solche Leute haben, die seinen Befehlen glauben und gehorchen; der Ritter von Entrache aber habe dagegen gehandelt und sich durch eigne Schuld den Tod zugezogen.

Nun müßt ihr wissen, daß der Sultan für jeden Kopf eines Christen, den man ihm überbrachte, einen Goldbyzanz bezahlte. Da drangen denn die verrätherischen Sarazenen Nachts in unser Heer ein und hieben denjenigen, welche sie hie und da schlafen sahen, den Kopf ab. So traf es sich nun einmal, daß sie die Wache des Ritters von Corcenay tödteten, den abgeschlagenen Kopf mitnahmen, und den Leichnam liegen ließen. Man muß jedoch wissen, daß sie die Bewegungen der Wachposten unseres Heeres einigermaßen kannten. Denn jede Abtheilung desselben mußte abwechselnd am Abend die Wache zu Pferde halten. So wie nun die Reiter, welche diesen Dienst hatten, vorbeigezogen waren, drangen die Sarazenen

schnell in's Heer ein und richteten heimlich viel Schaden an. Als man davon den König in Kenntniß gesetzt hatte, befahl er, daß die Wache in Zukunft zu Fuße stattfinden sollte. Auch mußte das Heer so eng zusammengezogen werden, daß die Posten, die es umgaben, ganz nahe bei einander standen und zwischen ihnen kein Platz mehr leer war.

Sechzehntes Kapitel.

Wie in drei Bittgängen des guten Grafen von Poitiers Rückkehr erfleht wurde, und wie er nach der dritten Bittfahrt zu Damiata landete. — Im Kriegsrath obsiegt des Grafen von Artois Meinung, man solle nach Babylon (Cairo) ziehen, um hier der Schlange den Kopf zu zertreten.

So lagen wir denn nun lange zu Damiata. Denn der König fand es nicht für rathsam, weiter zu ziehen, bis sein Bruder, der Graf von Poitiers, den der Wind nach Acre verschlagen hatte, wie ich vorher erzählt, angekommen wäre, weil dieser den Heerbann von Frankreich bei sich hatte. Damit aber die Sarazenen nicht zu Pferde in das Heer eindrängen, ließ der König mit großer

Raschheit das Lager durch hohe Wälle und tiefe Gräben schützen, auf welchen Armbrustschützen und andere Leute standen, die, wie ich bemerkt habe, die Nachtwache hielten. Das Fest des heiligen Remigius ging vorüber, ehe man irgend eine Kunde von dem Grafen von Poitiers und seinen Leuten erhielt, worüber König und Heer gleich sehr sich grämten und das Aergste besorgten. Denn man schloß aus seinem langen Ausbleiben, daß er todt sei oder sich in großer Gefahr befinde. Da erinnerte ich mich des guten Dechanten von Mauru, und erzählte dem Legaten, wie wir von ihm berathen, auf unserer Fahrt über das Meer, durch drei Bittgänge aus großer Gefährlichkeit errettet worden. Der Legat glaubte meinem Rath und ließ im Heer drei Prozessionen ausrufen, die an drei Samstagen stattfinden sollten. Die erste Prozession begann im Hause des Legaten und ging zu der Kirche zu unsrer lieben Frau in der Stadt Damiata. Es war eine Moschee der Sarazenen, die der Legat zu Ehren der Mutter Gottes, der glorreichen Jungfrau Maria, hatte einweihen lassen.

In dieser Weise fand die Bittfahrt auch an den andern zwei Sonnabenden statt; und bei jeder hielt der Legat eine erbauliche Predigt. An derselben nahmen der König und die andern großen Herren Theil, und am Schlusse der Rede ertheilte ihnen der Legat die Vergebung ihrer Sünden. Am dritten Samstag kam der gute Graf von Poitiers mit seinen Leuten an; es war aber ein großes Glück für ihn, nicht während der zwei ersten Bittfahrten gekommen zu sein. Denn diese Zeit über tobte unaufhörlich ein so großer Sturm auf dem Meere vor Damiata, daß gegen zwanzig große und kleine Schiffe zu Grunde gingen, und die Leute, welche die Wache darauf hielten, ertranken. Wäre daher der Graf von Poitiers zu dieser Zeit gekommen, so würde er der großen Gefahr zu ertrinken ausgesetzt gewesen sein; und ich glaube, daß dem also gewesen, wäre ihm Gott nicht beigestanden.

Als der Graf von Poitiers, der Bruder des Königs, angekommen war, verbreitete sich eine große Freude im ganzen Heer. Damals nun berief der

König seinen Kriegsrath zusammen, und frug an, welchen Weg er einschlagen solle, nach Alexandrien oder nach Babylon. [28]) Der Graf Peter von Bretagne war nebst mehreren andern Baronen der Meinung, der König solle nach Alexandrien ziehen, weil die Stadt einen sehr guten Hafen zur Landung der Schiffe besäße und insofern sehr geeignet wäre, das Heer mit Lebensmitteln zu versehen. Aber dieser Meinung war der Graf von Artois entgegen, der erklärte, daß man doch zuerst Babylon, den Schlüssel des ganzen Königreiches Aegypten haben müsse; denn derjenige, welcher die Schlange tödten wolle, müsse ihr zuerst den Kopf zertreten. Diesem Rath pflichtete der König bei und gab die erste Meinung auf.

Siebzehntes Kapitel.

Der König zieht mit seinem Heere gen Babylon (Cairo) und läßt durch einen Kanal des Nils einen Damm führen. — Wie fünfhundert Sarazenen ihre Treulosigkeit sehr übel bekommt. —

Mit Beginn des Advents zog der König mit seinem ganzen Heer ab, um sich nach Babylon

zu begeben, wie der Graf von Artois ihm gerathen. Auf unserm Zuge stießen wir unweit Damiata auf einen Abfluß [28]) des großen Stromes; sofort ward beschlossen, daß sich der König hier einen Tag aufhalten sollte, während man einen Damm durch diesen Abfluß führen würde. Dieß geschah denn auch so ziemlich leicht. Denn man dämmte den Kanal dergestalt ein, daß das Wasser auf beiden Seiten niedergehalten wurde, und man bequem hinübersetzen konnte. Was that nun der Sultan? Er glaubte aus Vorsicht fünfhundert von seinen bestberittenen Kriegern an den König schicken zu müssen, die ihm sagen sollten, sie seien zu seinem und des Heeres Beistand gekommen. Dieß geschah aber nur deßhalb, um unser Vorrücken zu hemmen. Am Tage des heiligen Nikolas befahl der König, daß Alle zu Roß steigen sollten, und verbot unter Strafe, als Rebell behandelt zu werden, Jedem aus seinen Leuten, den Sarazenen, die der Sultan zu ihm geschickt, ein Leid zuzufügen. Als aber diese sahen, daß das Heer des Königs zum Aufbruch bereit sei,

und sein Verbot erfuhren, bekamen sie auf einmal großen Muth und fielen in engen geschlossenen Reihen über die Templer her, welche die Vorwache des Heeres übernommen. Einer von jenen Sarazenen traf mit seiner Keule einen Templer und warf ihn vor den Füßen des Rosses, auf welchem der Meister der Templer, Reinhold von Bichiers, ritt, von seinem Pferde herab auf den Boden. Als dieser es sah, rief er seinen Waffengefährten zu: „Mit Gott wider sie; denn solches kann ich nicht dulden.“ Sofort gab er seinem Pferde die Sporen und rannte wider die Sarazenen, und die ganze Ritterschaft der Pilger folgte seinem Beispiele. Dabei will ich noch bemerken, daß die Pferde der Sarazenen insgesammt ermattet und die unsrigen frisch und muthig waren; ein Umstand mehr, der großes Unglück über sie brachte. Denn ich habe später sagen hören, daß nicht ein einziger entrann, daß Alle getödtet oder genöthigt wurden, in's Wasser zu stürzen, wo sie ertranken.

Achtzehntes Kapitel.

Wie anmuthig der Sir von Joinville den Nil schildert.

Es mag passend sein, hier von dem Strome zu reden, der durch Aegypten fließt und aus dem irdischen Paradies kömmt. Denn diese Dinge muß man wissen, wenn man meine Erzählung verstehen will. Dieser Fluß ist von allen andern Flüssen verschieden. Denn während sonst überall kleinere Flüsse in einen großen Strom fallen, durchzieht jener immer in gleicher Weise Aegypten und sendet nur aus seinem eigenen Bett hie und da seine Wasser wie Zweige in's Land aus. Um die Zeit des heiligen Remigius nämlich ergießen sich sieben Arme über die Niederungen Aegyptens. Haben sich nun später die Gewässer zurückgezogen, dann bestellen die Ackersleute den Boden und säen Weizen, Gerste, Reis, die vortrefflich gedeihen. Man weiß nicht, woher anders dieser Wachsthum kommen sollte, als von der Gnade Gottes. Wäre dem nicht so, so besäße das ägyptische Land keinen Reichthum; denn es herrscht hier sehr große Hitze,

und nur äußerst selten tritt Regenwetter ein. Die Einwohner des Landes schöpfen Abends aus dem Flusse Wasser, welches sie, um es trinken zu können, seihen, wodurch er trüb wird. Sie werfen alsdann in das Wasser, welches sie aus dem Fluß schöpfen, vier zerbröckelte Mandeln oder Bohnen, und am andern Tage gewährt es einen reinen köstlichen Trunk. In diesen Fluß oder in seine ausgetretenen Gewässer werfen erfahrene Leute am Abende ihre Netze aus, und finden oft am andern Morgen kostbare Spezereien, als: Zimmet, Ingwer, Rhabarbar, Aloëholz und viele andere gute Sachen, die hierauf in den entfernteren Landestheilen sehr theuer verkauft werden. Alle diese Spezereien, sagt man im Land, kommen aus dem irdischen Paradies: der Wind schlage sie von den guten Bäumen ab, wie in den Wäldern dieses Landes der Wind das trockene Holz herunterschlage; was alsdann in jenen Fluß falle, das führe das Wasser mit fort. Die Kaufleute sammeln es hierauf und verkaufen es nach dem Gewicht.

Man erzählte im Lande von Babylon, daß

bisweilen der Sultan von kundigen Leuten, welche den Lauf dieses Flusses aufwärts verfolgten, habe erfahren wollen, woher er käme; diese nahmen zum Lebensunterhalt Brod mit, das man Zwieback nennt, für den Fall, als man keine Nahrungsmittel finden würde. Einmal nun berichteten dem Sultan seine Leute, sie seien auf jenem Flusse aufwärts gefahren, bis sie zu einem großen Felsenhügel gekommen; diesen Fels habe man unmöglich ersteigen können, und von demselben falle der Fluß herab. Auch habe es ihnen geschienen, daß auf der Höhe des Berges eine ungeheure Menge Bäume stünden. Auf dem Hügel hätten sie aber auch eine große Anzahl wilder Thiere gesehen, die von ganz fremder Gestalt gewesen, wie: Löwen, Schlangen, Elephanten und andere Thiere, die sie von der Höhe des Felsenufers aus betrachtet hätten. Darauf nun seien sie zurückgekehrt und hätten nicht gewagt, weiter vorzudringen.

Neunzehntes Kapitel.

Der König lagert sich mit seinem Heere zwischen dem Nilarm von Damiata und dem von Rexi. — Von dem unglücklichen Versuch, einen Damm durch den letzteren zu führen. — Die Sturmkatzen. — Die Christen werden im Rücken angegriffen. — Scecedun der Führer der Sarazenen. — Sieg der Kreuzfahrer. — Die Verheerungen des griechischen Feuers. — Alle fernere Versuche, einen Damm aufzuführen, werden dadurch vereitelt. — Ein Beduine zeigt dem König eine Furth.

Um nun meine Erzählung wieder fortzusetzen, glaube ich wiederholen zu müssen, daß dieser Fluß, sobald er in Aegypten eintritt, seine Arme durch das Land ausbreitet; einer derselben fließt nach Damiata, ein zweiter nach Alexandrien, ein dritter nach Thanis und ein vierter nach Rexi. Zwischen dem Arm von Damiata und dem von Rexi [29]) lagerte sich nun der König mit seinem Heere. Die ganze Streitmacht des Sultans sahen wir auf dem andern Ufer des Flusses von Rexi aufgestellt, um uns den Uebergang zu wehren. Das nun war ihnen etwas Leichtes. Denn von uns wußte keiner, wie er hinüber kommen könnte, er hätte sich denn durch Schwimmen helfen müssen. Der König ließ

daher mitten durch den Fluß einen Damm ziehen, damit man die Sarazenen erreichen könnte. Dazu verleitete den König und die Barone des Heeres die Leichtigkeit, mit der es ihnen gelungen war, durch den frühern, kleinen Kanal einen Damm zu führen; leichter aber war es bei diesem, weil man gleich bei seinem Ausfluß aus dem Strom den Damm baute, während man es bei jenem erst eine halbe Stunde unterhalb seinem Ausfluß that. Um aber die bei dem Damm beschäftigten Leute zu schützen, ließ er zwei Wachthürme errichten, die man Sturmkatzen [30]) nennt. Eine jede derselben war vorn mit einem Thurme und an der hintern Seite mit einem Wachthause versehen. Denn die Sarazenen warfen auf die Unsrigen Geschosse vermittelst Kriegsmaschinen, deren sie sechzehn hatten und womit sie Erstaunliches leisteten. Der König ließ nun auch achtzehn solcher Maschinen machen, deren Baumeister ein gewisser Joscelin von Cornaut war. Beide Heere setzten auf diese Weise ihre Feindseligkeiten fort. Der Bruder des Königs bewachte am Tage den Bau dieser Thürme, und Nachts

führten wir andern Ritter die Wache. Eine Woche vor Weihnachten standen die Sturmkatzen fertig. Darauf begann man, den Damm aufzuführen. Aber soviel man daran arbeitete, vereitelten immer wieder die Sarazenen. Denn sie gruben auf ihrer Seite am Ufer tief in die Erde, so daß, wann das Wasser durch den Damm, den wir errichteten, zurückgedrängt wurde, die Gräben der Sarazenen sich mit Wasser füllten: auf solche Weise geschah es, daß Alles, was wir in drei Wochen oder in einem Monat bewerkstelligten, von den Feinden innerhalb eines oder zweier Tage zerstört wurde. Auch mußten unsere Leute, die zu dem Damm Erde herbeischleppten, viel leiden, indem sie beständig den feindlichen Geschossen ausgesetzt waren.

Als die Sarazenen ihren Sultan in Folge der Krankheit verloren, die ihn vor der Stadt Haman befallen, wählten sie zu ihrem Führer einen Sarazenen, der Scecedun, Sohn des Schaik, hieß, und den der Kaiser Friedrich zum Ritter geschlagen hatte. [51]) Sogleich schickte derselbe einen Theil seiner Leute in der Richtung gegen Damiata

nach der kleinen Stadt Sourmesak, die an dem Fluß von Rexi liegt;[52]) diese griffen nun auf dieser Seite unsere Leute an. Es war gerade am Weihnachtstage, während ich, mein Gefährte Peter von Avalon und alle unsere Leute zu Mittag aßen, als die Sarazenen in unser Heer eindrangen, und viele Armen des geringen Volkes, die sich auf die Felder entfernt hatten, niedermachten. Hastig warfen wir uns zu Roß, um den Feinden entgegen zu eilen. Ihr Angriff hatte unsern Wirth, den Ritter Perron, der sich auf dem Felde außer dem Heere befand, in große Gefahr gestürzt. Denn ehe wir noch angekommen, hatten ihn die Sarazenen schon gefangen genommen und mit sich fortgeführt, sowie auch seinen Bruder, Ritter du Val. Sogleich gaben wir unsern Pferden die Sporen und griffen die Sarazenen an, um diesen zwei guten Rittern zu Hülfe zu kommen, die sie bereits durch Schläge auf die Erde niedergeworfen. Wir waren so glücklich, sie in's Heer zurückzubringen. Die Tempelritter, die auf das Geschrei herbeigeeilt waren, besorgten mit gewohnter Unerschrockenheit

die Hinterwache. Gleichwohl drangen die Sarazenen mit großer Keckheit sogar in unser Lager von dieser Seite ein; allein man beeilte sich, dasselbe gegen Damiata hin durch tiefe Gräben zu schützen.

Jener Scecedun, von dem ich vorher gesprochen, galt für den tapfersten und wackersten Mann im ganzen Heidenland. Er trug in seinem Banner das Wappen des Kaisers, der ihn zum Ritter geschlagen. In den beiden andern Feldern seines Paniers führte er das Wappen des Sultans von Haleb und des Sultans von Babylon. Sein Name war, wie ich gesagt, Scecedun, Sohn des Schaik, was in der Sprache der Sarazenen so viel heißt, als der Alte Sohn des Alten. Sein Name ward unter ihnen hochgehalten. Denn die Sarazenen ehren gar sehr die alten Leute, wann Gott sie bis in ihr Greisenalter vor schlechten Handlungen bewahrt hat. Wie dem König von seinen Kundschaftern berichtet wurde, rühmte sich dieser Sarazene, er werde im Zelt des Königs am Tage des heil. Sebastian, der sehr nahe war, mit ihm speisen.

Als der König dieß vernommen, sagte er, daß er sich davor wohl in Acht nehmen werde. Er zog sein Heer enger zusammen und ließ an seine Wachen die nothwendigen Befehle ergehen. Der Graf von Artois, sein Bruder, übernahm die Wache der Wachthürme und der Wurfmaschinen. Der König und der Graf von Anjou, der später König von Sicilien wurde, befehligten das Heer gegen Babylon hin; der Graf von Poitiers und ich, Seneschall von Champagne, mußten die Wache des Heeres gegen Damiata führen. Darauf nun ließ der vorher erwähnte Führer der Sarazenen seine Leute die Insel betreten, welche die Flußarme von Damiata und von Rexi bildeten, und wo unsere Leute sich gelagert hatten; hier stellte er sein Heer in Schlachtordnung auf. Der Graf von Anjou, der sich auf jener Seite befand, wagte einen Angriff auf die Sarazenen, richtete eine große Niederlage unter ihnen an, jagte sie in die Flucht, und viele ertranken in den beiden Flußarmen. Gleichwohl blieb noch eine große Menge übrig, mit der man nicht zusammen zu stoßen

wagte, wegen der verschiedenen Wurfmaschinen, die sie besaßen. Mit diesen fügten sie uns großen Schaden zu. Bei Gelegenheit des Angriffs des Grafen von Anjou auf die Sarazenen durchbrach der Graf Guido von Forest, der sich bei ihm befand, mit seinen Rittern zu Roß die Schlachtreihe der Sarazenen, kämpfte sich zu einer andern Heeresabtheilung derselben durch und legte hier außerordentliche Proben seiner Tapferkeit ab. Nichtsdestoweniger ward er zur Erde niedergeworfen, so zwar, daß er ein Bein zerbrach; zwei seiner Ritter brachten ihn an den Armen in's Lager zurück. Auch den Grafen von Anjou konnte man nur mit großer Mühe aus dem Schlachtgewühl herausreißen, wo er mehrere Male großer Gefahr ausgesetzt war. Seit jenem Tage ward er hochgeschätzt. Gegen den Grafen von Poitiers und gegen mich rückte eine andere große Schlachtordnung der Sarazenen heran. Seid aber versichert, daß sie gehörig empfangen wurden und bedient treffentlich. Denn sie hatten große Noth, den Weg, auf dem sie gekommen, wieder zurück zu finden; eine große

Menge von ihnen blieb todt auf der Wahlstätte. In Sicherheit kehrten wir zum Heere auf den uns angewiesenen Posten zurück, ohne auch nur einen Mann verloren zu haben.

Eines Abends schleppten die Sarazenen eine furchtbare Wurfmaschine, den sogenannten Steinwerfer, herbei und stellten sie den Wachthürmen gegenüber auf, die der Ritter Walther von Curel und ich Nachts bewachten. Mittelst dieser Maschine schleuderten sie in reichlichem Maß das griechische Feuer [53]) zu uns herüber. Noch nie habe ich etwas Schrecklicheres gesehen. Als der gute Ritter Walther, mein Gefährte, dieses Feuer wahrnahm, rief er laut aus: „Edle Herren, wir sind in größerer Gefahr, denn jemals; denn so die Sarazenen unsere Sturmkatzen verbrennen, sind wir verloren; so wir aber unsern Posten verlassen, bringen wir große Schande über uns. Niemand kann uns aber aus dieser Gefahr erretten, außer Gott. Daher ist mein Rath, daß wir so oft sie das griechische Feuer gegen uns schleudern, zur Erde niederfallen und unsern allmäch-

tigen Herrn um Barmherzigkeit anrufen." Als nun der erste Feuerwurf geschah, warfen wir uns zur Erde nieder, wie der fromme Waffenbruder uns gerathen. Das erste Mal gleich fiel das Feuer zwischen den zwei Wachthürmen nieder; und unverzüglich ward es von einem Manne gelöscht, der damit umzugehen verstand. Die Feuermasse glich an Umfang einem Weinfasse, und der flammende Schweif, den sie nach sich schleppte, war an Länge einem großen Schwerte ähnlich. Das Feuer machte beim Zerspringen ein solches Getöse, daß man meinte, es falle der Blitzstrahl aus dem Himmel krachend nieder, und es kam mir wie ein in der Luft fliegender Drache vor. Die Helle, die es verbreitete, war so groß, daß das Tageslicht unser Heer zu beleuchten schien. Dreimal spie in jener Nacht der mächtige Steinwerfer griechisches Feuer zu uns herüber; und abwechselnd schleuderten sie es viermal mittelst der Armbrust auf uns. So oft unser guter König das Krachen desselben vernahm, warf er sich auf die Erde und hob die Hände gen Himmel empor. Mit lauter

Stimme und unter Vergießung heißer Thränen betete er: „Herr Gott, Jesus Christus, beschütze mich und mein ganzes Volk." Und wahrlich, sein inbrünstiges Gebet brachte uns Hülfe. Noch mehr; so oft das Feuer niedergefallen war, schickte er einen seiner Kämmerer zu uns, um zu erfahren, ob wir verletzt worden. Einer der drei Feuerwürfe zündete den Thurm, den die Ritter des Herrn von Corcenay bewachten, indem es an der Seite des Thurmes streifend auf das Flußufer herabfiel. Gleich darauf kam der Ritter Laubigois, einer seiner Leute, hergeeilt zu mir und schrie laut: „Helft uns, Sir, oder wir werden Alle verbrannt. Denn sehet dort die große Feuermasse, welche die Sarazenen gegen uns geschleudert." Sogleich eilten wir an den Ort hin, wo Hülfe nothwendig war; und, wie der Ritter gesagt, so verhielt es sich auch. Mit großer Mühe löschten wir das Feuer. Denn von der andern Seite des Flusses schossen die Sarazenen Pfeile gegen uns ab.

Der Graf von Anjou führte bei Tag die Wache über die Schutzthürme und beschoß fort-

während mit Pfeilen das Heer der Sarazenen. Nun hatte der König befohlen, daß, nachdem der Graf von Anjou die Wache während des Tages besorgt hätte, ich mit meinen Leuten Nachts wachen sollte. Da befanden wir uns nun in großer Noth und Besorgniß. Denn die Sarazenen hatten bereits unsere Gepäcke und unsere Wachen stark beschädigt. Jetzt führten sie selbst am hellen Tage, als der Graf von Anjou gerade die Wache hatte, ihren Feuerwerfer auf. Dann schleuderten sie zu wiederholten Malen das griechische Feuer zu uns herüber. Da nun wagte sich keiner mehr hervor. In einem Augenblick waren unsere zwei Wachthürme verbrannt. Der Graf von Anjou, der an jenem Tage die Wache hielt, war darüber ganz außer sich und wollte sich in's Feuer stürzen, um es zu löschen. Meine Ritter aber und ich, wir lobten und priesen Gott; denn wäre dieß zur Nachtzeit geschehen, wo uns wieder die Reihe getroffen hätte, so wären wir Alle verbrannt worden.

Als der König dieses sah, ließ er die Barone

bitten, ihm von den Schiffen, welche sie auf dem Meere hätten, so viel Bauholz zu geben, als ein Jeder liefern könnte. Denn es war kein Holz vorhanden, so daß man sich nicht zu helfen wußte; und aus diesem Grunde richtete der König diese Bitte an sie. Jeder verschaffte ihm nun so viel Holz, als er konnte. Ehe der Wachthurm vollendet war, wurde das Bauholz über zehntausend Livres geschätzt. Daraus kann man ersehen, daß manches Schiff auf diese Weise zu Grunde ging, und daß wir uns damals in großer Noth befanden. Als der Thurm fertig stand, wollte der König ihn nicht eher aufrichten lassen, als bis den Grafen von Anjou die Reihe traf, die Wache zu halten. Auch befahl er, daß er am nämlichen Ort aufgestellt werde, wo die beiden andern niedergebrannt wurden. Der König that dieß deßhalb, um die Ehre seines Bruders, während dessen Wache das Unglück geschehen war, zu retten. Und so geschah denn auch. Bei diesem Anblick setzten die Sarazenen wieder ihre sechzehn Wurfgerüste in Thätigkeit und beschossen unsern neuen Wachthurm; und

als sie sahen, daß es unsern Leuten wegen ihrer gewaltigen Steinwürfe unmöglich war, sich dem Thurme zu nähern, richteten sie abermals ihre große Feuermaschine gegen denselben und brannten ihn mit griechischem Feuer wiederum nieder; und zum zweiten Mal war der Herr mir und meinen Rittern gnädig. Denn hätten sie bis zur kommenden Nacht gewartet, wo wir die Wache besorgen sollten, so würden wir durch den Brand zu Grunde gegangen sein.

Bei diesem Anblick ward der König mit all' seinen Leuten sehr betrübt; und er berief seine Barone, auf daß sie ihm riethen, was er thun sollte. Sie aber erkannten, daß man unmöglich einen Damm aufführen könnte, um zu den Sarazenen hinüber zu kommen. Denn was auch unsere Leute auf ihrer Seite thun mochten, ward auf der andern durch die Feinde wieder vereitelt. Da sagte nun Ritter Imbert von Beaujeu, Connetable von Frankreich, zum König, ein Beduine sei zu ihm gekommen und habe ihm erklärt: wenn man ihm fünfhundert Goldbyzantiner geben wolle,

werde er uns einen Ort zeigen, wo man sehr leicht zu Pferd über den Fluß setzen könne. Darauf erwiederte der König, er ginge sehr gern auf diesen Vorschlag ein, wenn sich der Connetable der Wahrheit dessen versicherte, was jener verspräche. Der Beduine aber wollte den Uebergang nicht eher zeigen, als bis er das ihm versprochene Geld erhalten.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Herzog von Burgund und die überseeischen Barone bleiben zur Bewachung des Heerlagers zurück, während der König mit seinen Brüdern und den übrigen Pilgern über den Kanal setzen. — Der Graf von Artois, des Befehles Ludwigs uneingedenk, verfolgt die Feinde bis über Mansurah hinaus, fällt aber sammt vielen Rittern.

Der König beschloß, daß der Herzog von Burgund und die reiche überseeische Ritterschaft, die sich mit ihm verbunden, gegen die Sarazenen das Heer bewachen sollten. Er aber und seine drei Brüder, nämlich die Grafen von Poitiers, von Artois und von Anjou, wollten mit ihren berittenen Leuten den Uebergang untersuchen, den ihnen der Beduine zeigen würde. Man bestimmte dazu den

ersten Dienstag der Fasten. Am festgesetzten Tag stiegen wir zu Pferd und begaben uns insgesammt zum Kampfe gerüstet an die von dem Beduinen bezeichnete Stelle. Während des Rittes kamen einige sehr nahe an's Flußufer, wo die Erde erweicht war; sie glitten aus, fielen sammt ihren Pferden in's Wasser und ertranken. Der König, der den Unfall bemerkte, zeigte den gefährlichen Ort den Andern, damit sie sich in Acht nähmen. Unter Andern ertrank der tapfere Ritter Johann von Orleans, der das Heerbanner trug. An der Furth angekommen, sahen wir auf der andern Seite des Flusses gegen dreihundert Sarazenen zu Roß, die den Uebergang bewachten. Alsdann ritten wir in den Fluß, und wirklich fanden unsere Pferde einen bequemen und sichern Uebergang. Als nun die Sarazenen uns so glücklich über den Fluß setzen sahen, entflohen sie in großer Hast.

Ehe man abgezogen war, hatte der König bestimmt, daß die Tempelritter den Vortrab bilden sollten, während der Graf von Artois, sein Bruder, die zweite Schlachtreihe anführen mußte.

Aber sobald der Graf von Artois mit allen seinen Leuten über den Fluß gesetzt war und sah, wie die Sarazenen vor ihnen flohen, gaben er und die Seinigen ihren Pferden die Sporen und jagten den Sarazenen nach. Deßhalb wurden diejenigen, welche den Vortrab bildeten, gegen den Grafen von Artois erzürnt, der ihnen aber nicht antworten konnte, weil der Ritter Forcald du Marle, welcher das Streitroß des Grafen am Zügel führte, taub war, die Rede des Templers also nicht verstand und nicht aufhörte, mit angestrengter Stimme zu schreien: „nur auf sie!“ Als dieß die Tempelritter sahen, hielten sie sich für beschimpft, wenn sie nicht dem Grafen von Artois den Vorrang abgewännen. Sofort gaben sie ihren Pferden die Sporen, und verfolgten mit der größten Schnelligkeit die Sarazenen durch die Stadt Mansurah bis in die Felder gen Babylon hin. Als sie sich wieder zur Rückkehr anschickten, schossen die Sarazenen in den engen Straßen eine Menge Pfeile auf sie ab. Bei dieser Gelegenheit wurden der Graf von Artois, der Ritter Radulph von Coucy

und wohl dreihundert andere Ritter getödtet. Die Tempelritter, wie ihr Führer mir sagte, verloren gegen zweihundertachtzig berittene Leute.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie es indeß dem Sir von Joinville und mehreren andern Rittern ergangen. — Wie der König mit seinem Gefolge sich naht, und mehrere seiner Ritter einen Kampf mit den Sarazenen wagen. — Der Seneschall eilt zur Wahlstätte. — Der König vernimmt die Gefahr des Grafen von Artois und schickt ihm den Connetable zu Hülfe. — Der Seneschall zieht mit diesem.

Als ich, meine Ritter und meine übrigen Bewaffneten zu unserer Linken eine große Menge Sarazenen erblickten, die noch mit ihrer Ausrüstung beschäftigt waren, griffen wir sie unverzüglich an. Während wir sie zu ihrem Heer zurücktrieben, bemerkte ich einen vornehmen Sarazenen, der ein Pferd bestieg, dessen Zügel einer seiner Ritter hielt. Während der Sarazene sich anschickte, sich in den Sattel zu schwingen, trieb ich ihm mein Schwert mit solcher Gewalt in die Achselhöhle, daß er auf der Stelle des Todes war. Als der Ritter seinen Herrn leblos erblickte, ließ er den Todten und das

Roß, erspähet mich aber, wie ich umkehre, und versetzt mir einen so heftigen Säbelhieb zwischen die Schultern, daß er mich auf meines Rosses Mähne niederbeuget; hält mich auch so fest, daß ich das Schwert, das ich umgürtet hatte, nicht zu ziehen vermag, sondern nach einem anderen langen muß, das am Sattel befestigt war. Wie ich mein Schwert in der Faust fühlte, und er dieß sah, zog er seinen Säbel an sich, den ich gefaßt hatte, und ließ von mir ab. Es kam nun aber eine neue Fluth von Sarazenen herangezogen, deren wohl sechstausend von einem Streifzuge in die Ebene zurückkehrten. Als diese uns von den Unsrigen entfernt sahen, griffen sie uns mit großem Muth an, und tödteten den Ritter Hugo von Trichatel, Herrn zu Esconflans, der das Banner unseres Zuges trug. Ebenso nahmen sie den Ritter Radulph von Wanon, der auch zu den Unsrigen gehörte, gefangen, nachdem sie ihn auf die Erde geworfen. Wie sie ihn nun fortführten, erkannten wir ihn und eilten herbei, um ihn aus den feindlichen Händen zu befreien. Als ich mich aber wieder zurückzog, erhielt

ich von den Sarazenen so gewaltige Hiebe, daß mein Schlachtroß unter der Wucht, die es empfand, auf die Knie fiel und ich kopfüber stürzte. Gleich erhob ich mich, das Schild am Halse, das Schwert in der Faust. Und zu mir hielt Herr Erhard von Esmeray, den Gott selig habe; ihn hatten sie gleichfalls niedergeworfen. Wir beide schleppten uns sofort gegen ein in der Nähe niedergerissenes Haus, daselbst den König zu erwarten. Das Haus war noch nicht erreicht, da kam ein Schwarm Sarazenen geritten, um eine unserer Schaaren anzugreifen, die in der Ferne sichtbar wurde. Im Sturme warfen sie mich zu Boden, daß der Schild mir entfällt; und über meinen Leib jagen sie hinweg, glaubend ich sei todt, woran wenig fehlte. Nachdem sie vorübergebrauset waren, kam Ritter Erhard, mir aufzuhelfen, und zusammen erreichten wir das verwüstete Haus. An dessen Gemäuer fanden sich zu uns die Ritter Hugo von Escossé, Ferreys von Loppei, Reinhold von Menoncourt und andere mehr. Und es flogen von allen Seiten die Sarazenen herbei, um uns zu bestürmen.

Ein Theil saß ab, um in das Innere der uns schützenden Mauern zu dringen, und es ward lange gestritten mit blanker Klinge. Einer meiner Ritter lieh mir sein Roß, sie aber kämpften alle so tapfer, daß sie hohes Lob gewannen von den erfahrenen Männern, die dessen Zeugen geworden. Der Ritter Hugo von Escossé erhielt drei Wunden im Gesicht und anderwärts. Ebenso wurden die Ritter Radulph und Ferreys in der Schulter dergestalt verwundet, daß das Blut aus ihren Wunden, wie der Wein aus einem Faß quoll. Ritter Erhard von Esmeray erhielt über das Gesicht einen so heftigen Schwerthieb, daß ihm die Nase über den Mund herabhing. In dieser argen Noth gedachte ich des heiligen Jacobus und flehte also zu ihm: „Heiliger Jacobus, ich bitte dich, hilf mir und stehe mir in meiner Noth bei.“ Und sobald ich mein Gebet verrichtet, sagte Ritter Erhard zu mir: „Sir, wenn Ihr nicht dächtet, ich thue es, um zu entfliehen und Euch im Stich zu lassen, so begäbe ich mich zu dem Herrn Grafen von Anjou, den ich dort in der Ebene erblicke. Lieber

Herr Erhard, gab ich ihm zur Antwort, mich dünkt, Ihr würdet ein gut Werk verrichten, wolltet Ihr uns Hülfe erwirken, um unser Leben zu retten; das Eure aber schwebt in großer Gefahr." Ich sprach wahr; denn er starb später an seiner Wunde. Auch die andern Ritter billigten alle das Anerbieten des Herrn Erhard. Darauf ließ ich sein Streitroß los, das ich am Zügel hielt. Sofort eilte er zum Grafen von Anjou und bat ihn, uns aus der Gefahr zu befreien. Ein vornehmer Ritter stand eben bei ihm, und wollte ihn daran verhindern. Aber der gute Herr Graf glaubte ihm nicht, sondern kehrte sein Roß um und sprengte mit Bewaffneten spornstreichs herbei. Als nun die Sarazenen ihn herbeikommen sahen, wichen sie von uns. Angekommen bemerkten seine Leute die Sarazenen, die den verwundeten Ritter Radulph von Wanon gefangen mit sich fortführten. Alsogleich brachten sie dem Verwundeten Hülfe, der sich in einem recht kläglichen Zustand befand.

Bald darauf sah ich den König mit seinen Leuten unter dem lauten Schall der Trompeten,

Heerpauken und Hörner herannahen. Auf der Höhe des Wegs hielt er mit seinen Kriegern an, wahrscheinlich weil er etwas zu sagen hatte; und ich muß gestehen, niemals noch habe ich einen schönern gewappneten Mann bewundert. Denn er ragte an Größe über sein ganzes Gefolge empor. Er trug einen sehr schönen, goldenen Helm auf dem Haupte und in der Faust führte er ein deutsches Schwert. Wie er nun also stille stand, bemerkten mehrere seiner Ritter in den Schlachtreihen der Sarazenen eine große Menge anderer Ritter; sofort stürzen sie sich in das Kampfgewühl. Dabei muß ich erwähnen, daß bei dieser Gelegenheit auf beiden Seiten wohl die schönsten Waffenthaten ausgeführt wurden, von denen man jemals auf dem Zuge über das Meer hat erzählen hören. Denn man bediente sich weder des Bogens noch der Armbrust noch sonst eines Geschützes. Hier focht einer mit dem andern; man schlug sich mit Streitkolben, Schwertern, griff sich gegenseitig mit Lanzen an, und unter der Keule und der Streitaxt zersplitterten Helme und Schilde im dichtesten

Kampfgedränge. Und wie wir so zuschauten, da zog es uns, obgleich verwundet, gewaltig nach der Wahlstätte hin. Und sieh' da! in diesem Augenblick brachte mir einer meiner Knappen, der mit meinem Paniere entflohen war und jetzt zurückkehrte, mein flämmisches Schlachtroß. Sogleich warf ich mich in den Sattel und flog an die Seite des Königs. Hier befand sich der wackere Ritter Johann von Valeri. Wie dieser bemerkte, daß sich der König in das Schlachtgedränge hineinwagen wollte, so rieth er ihm, sich rechts längs dem Flusse zu halten, auf daß er im Fall der Noth vom Herzog von Burgund und den Hintertruppen, welche zur Deckung seines Heeres zurückgelassen worden waren, Unterstützung erhielte, und damit auch seine Leute sich erfrischen könnten und zu trinken hätten. Denn die Sonne fing bereits heftig zu brennen an. Da ließ der König seine Barone, Ritter und seine andern Rathgeber, die im Kampfe mit Sarazenen begriffen waren, zu sich entbieten und frug sie, was er wohl thun solle. Viele nun antworteten ihm, daß der wackere

Ritter Johann von Valeri ihn gut berathen hätte. Sofort zog sich der König rechts dem Flusse entlang. Aber sieh! da kam Ritter Imbert von Beaujeu, Connetable von Frankreich, zum König geritten und sagte ihm, sein Bruder, der Graf von Artois, befinde sich in großem Gedränge in einem Hause zu Mansurah und wehre sich mit Löwenmuth, sei aber des Entsatzes hoch benöthigt, deßhalb bitte er den König, ihm zu Hülfe zu kommen. „Eilet, edler Connetable, versetzte der König, nach Mansurah und suchet zu helfen; ich werde Euch folgen.“ Aber auch ich sagte zum Connetable, daß ich nicht zurückbleiben, sondern ihn in einen solchen Kampf begleiten wolle, wofür er mir herzlich dankte. Sofort ritten wir spornstreichs gegen die Stadt Mansurah mitten durch die Reihen der Sarazenen. Aber bald wurden mehrere von unserm Zug durch das dichte Gedränge der Feinde von einander getrennt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie der gute Herr König in große Gefahr kömmt, wie wacker er kämpft, und wie die weichende Ritterschaft bei dem Anblick des tapfern Königs neuen Muth faßt. — Wie es den fliehenden Pilgern so jämmerlich ergangen. — Wie der Sir von Joinville und der Connetable, die Gefahr des Königs sehend, umkehrten, und ihm auf Umwegen zu Hülfe eilen wollen, wie sie aber auf der Brücke über einen kleinen Kanal Halt machen, um die Feinde von dieser Seite abzuwehren.

Es währte nicht lange, da brachte ein Soldat dem Connetable die Kunde, der König sei von Sarazenen umringt und schwebe in dringender Gefahr. Wir erschracken heftig bei dieser Nachricht; denn zwischen dem Ort, wo sich der König mit den Sarazenen im Streite befand, und uns waren wohl gegen tausend bis zwölfhundert Feinde, während unser nur sechs waren. Da sagte ich zum Connetable, daß wir uns unmöglich durch das feindliche Gedränge durchschlagen könnten, weßhalb es besser wäre, sie von einem höher gelegenen Orte aus zu umgehen. Das thaten wir denn auch sogleich. Auf dem Wege nun, den wir einschlugen, befand sich zwischen uns und den Sarazenen ein Kanal. Hätten

sie indeß auf uns Acht gehabt, so würden sie uns alle getödtet haben: allein sie richteten ihr Augenmerk auf den König und die andern dichtern Schlachtreihen; auch mochten sie denken, daß wir zu ihren Leuten gehörten. Als wir nun zwischen dem Kanal und dem Flusse abwärts reitend bei dem letztern angekommen waren, sahen wir, daß sich der König auf die Höhe desselben zurückgezogen hatte, und die Sarazenen die andern Schlachtreihen mit sich in's Kampfgewühl fortrissen. Die feindlichen Schaaren und die des Königs geriethen am Flusse zusammen; und hier nun gab es eine jammervolle Scene. Die meisten unserer Leute, die sich zu schwach fühlten, um den Kampf fortzusetzen, wollten sich zu dem Heere begeben, wo sich der Herzog von Burgund befand. Aber es war nicht möglich; denn ihre Pferde waren zu abgemattet, und zudem brannte die Hitze furchtbar. Wie wir nun von der Anhöhe zum Fluß hernieder ritten, sahen wir das Wasser mit Piken, Lanzen, Schildern, Leuten und Pferden bedeckt, die ertrunken waren. Als wir den jammervollen Zustand erblickten, in

dem sich unsere Leute befanden, sagte ich zum Connetable, daß es gut wäre, wenn wir diesseits des Flusses blieben, um die in der Nähe befindliche kleine Brücke zu bewachen. „Denn thun wir dieß nicht, bemerkte ich ihm, so werden sie den König von hier aus angreifen; und werden unsere Leute auf zwei Seiten überfallen, so dürfte es uns noch schlimmer ergehen.“ So thaten wir denn auch. Seid aber versichert, daß der König an jenem Tage größere Waffenthaten ausführte, als ich je in den Schlachten gesehen, in denen ich gewesen. Ja, man sagte, daß, wenn er nicht gewesen wäre, wir damals Alle zu Grunde gegangen sein würden. Aber ich glaube, daß seine große Tugend von Gott dadurch belohnt wurde, daß er durch seine Person seine Leute doppelt ersetzte. Wo immer er diese in Gefahr sah, kam er dahin geeilt, und hieb mit dem Streitkolben und dem Schwerte furchtbar um sich. So erzählten mir die Ritter von Courcenay und Johann von Salenay, es seien sechs Sarazenen zum König gekommen, hätten den Zügel seines Pferdes erfaßt

und ihn mit Gewalt fortführen wollen. Der tugendhafte Fürst habe sich aber mit aller Macht gewehrt und sei so muthig auf diese sechs Sarazenen eingedrungen, daß er allein sich befreite. Und als mehrere gesehen hätten, daß er solche Waffenthaten ausführe und sich so mannhaft vertheidige, hätten sie Muth gefaßt und seien dem König zu Hülfe geeilt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Zu dem Seneschall finden sich noch mehrere Ritter auf der Brücke ein. — Wie sie einen Angriff sarazenischer Fußknechte abwehren und sie in die Flucht jagen. — Der Connetable führt die Armbrustschützen zu ihnen. — Wie der Sir von Joinville den ermüdeten König in sein Zelt geleitet. — Wie ein christlicher König sich über den Tod seines Bruders tröstete. — Ritter Malvoisin und sein Geschlecht.

Gleich darauf eilte der Graf Peter von Bretagne, der von der Stadt Mansurah herkam, wo ebenfalls ein furchtbares Treffen stattgefunden, geraden Wegs auf die Brücke zu, die wir bewachten. Er war im Gesicht dergestalt verwundet, daß ihm das Blut stromweise aus dem Munde quoll, wie wenn er einen Mund voll Wasser hätte ausspeien

wollen. Er ritt auf einem niedrigen, aber schweren und wohl gerüsteten Roß, dessen Zügel zerrissen am Sattelknopf herabhingen, so daß er sich mit beiden Händen am Halse des Pferdes festhalten mußte, damit die ihm ganz nahe zusetzenden Sarazenen ihn nicht aus dem Sattel werfen könnten. Gleichwohl schien er sie nicht gar sehr zu fürchten. Denn er kehrte sich oft gegen sie um und rief mit lauter Stimme: „Bei Gottes Haupte, sahet ihr wohl jemals solche Schurken?“ Am Ende jener Schlacht kam zu uns der Graf Johann von Soissons mit dem Ritter Peter von Nouille, die beide an jenem Tag ziemlich viel leiden mußten. Als die Sarazenen dieser ansichtig wurden, wollten sie ihnen entgegen ziehen. Sobald sie jedoch gewahrten, daß wir die Brücke bewachten und das Gesicht gegen sie gekehrt hielten, ließen sie jene weiter ziehen, weil sie glauben mochten, wir würden ihnen zu Hülfe eilen, was wir auch gethan hätten. Darauf sagte ich zum Grafen von Soissons, mit dem ich verschwägert war: „Sir, ich bitte Euch, hier zu bleiben und die Brücke zu bewachen; denn

wenn Ihr das nicht thut, so werden diese Sarazenen, die Ihr vor uns sehet, durchdringen, und der König wird vorn und hinten angegriffen werden." Und er frug mich, ob auch ich bei ihm Stand halten wolle, wenn er bliebe; worauf ich ihm zur Antwort gab, daß ich sehr gern bleiben werde. Als nun der Connetable unsere Verabredung vernommen, sagte er mir, ich solle den Uebergang wohl behaupten und mich nicht entfernen, er werde uns Hülfe bringen. Und als ich zwischen meinem Vetter, dem Grafen von Soissons zur Rechten, und dem Ritter von Nouille zur Linken auf meinem Posten an der Brücke verblieb, sieh! da kam ein Sarazene gegen das Heer des Königs her und traf von hinten den Ritter Peter von Nouille mit einem schweren Streitkolben dergestalt, daß er ihn auf den Hals seines Rosses niederschlug; dann nahm er seinen Lauf über die Brücke und entfloh zu seinen Leuten, in der Meinung, wir würden ihn verfolgen, so daß die Brücke verlassen stünde und seine Waffengenossen sich auf diese Weise derselben bemächtigen könnten. Sobald

sie aber sahen, daß wir nicht von der Brücke weichen wollten, schickten sie sich an, über das Wasser des Kanals hinüber zu setzen. Da näherten wir uns ihnen so weit, daß wir einen Angriff auf sie wagen konnten, wenn sie weiter vorgedrungen wären.

Vor uns standen zwei Herolde des Königs, von denen der eine Wilhelm von Bron und der andere Johann von Gaymaches hieß: gegen dieselben führten die Sarazenen, die sich zwischen dem Kanal und dem Flusse befanden eine Menge häßlicher Fußknechte, die auf die Herolde schwere Erdschollen und große Steine warfen. Hinter diesen ging ein anderer von diesen häßlichen Sarazenen, der dreimal griechisches Feuer gegen jene schleuderte. Einmal fing das Gewand Wilhelms von Bron Feuer, allein es gelang ihm doch, es bald zu löschen. Denn hätte es weiter um sich gegriffen, so wäre er ganz verbrannt. Wir aber waren dicht von Pfeilen bedroht, welche von den Sarazenen auf die beiden Herolde abgeschossen wurden. Zufällig fand ich nun ein mit Werg gefülltes, den

Pfeilen widerstrebendes Wams, das einem Sarazenen gehört hatte. Ich hielt den Kittel wie einen Schild gegen mich, wodurch ich mich gegen die Pfeile gut schützen konnte; denn ich war nur an fünf, mein Roß an fünfzehn Stellen durch Pfeilschüsse verwundet. Bald aber kam, wie wenn es Gott so wollte, ein Bürger von Joinville herbeigeeilt, der mir ein Panier mit meinem Wappen und ein großes Schlachtmesser brachte, das mir erwünschte Dienste leistete. Sobald nun die Sarazenen wiederum auf die Herolde eindringen wollten, eilten wir ihnen entgegen, worauf sie entflohen.

Als wir von der Verfolgung dieser Schurken zurückgekommen waren, sagte der Graf von Soisson scherzend zu mir: „Seneschall, wir wollen dieses Lumpengesindel schreien und toben lassen; bei der Helmhaube Gottes, (so schwur er), von dem heutigen Gefechte werden wir im Zimmer vor den Frauen noch genug mit einander plaudern.“

Gegen Abend führte uns der Connetable Ritter Imbert von Beaujeu die Armbrustschützen des Königs zu und stellte sie vor uns auf. Wir

Andern stiegen von den Pferden und stellten uns in den schirmenden Schatten dieser Schützen. Das sahen kaum die Sarazenen, die in der Nähe waren, so entflohen sie eilends und ließen uns in Frieden. Dann sagte mir der Connetable, wir hätten wohlgethan, daß wir die Brücke bewacht, und forderte mich auf, ungescheut zum König zu gehen, und ihn nicht eher zu verlassen, bis er in seinem Zelte angekommen. So that ich denn auch; und als ich vor ihm stand, kam Johann von Valeri zu ihm, um ein Ansuchen an ihn zu stellen, der Ritter von Chastillon nämlich lasse ihn bitten, daß ihm die Führung des Nachtrabs übergeben werde. Sehr gern gab der König seine Einwilligung dazu. Dann machte er sich auf, um sich in sein Zelt zurück zu ziehen. Ich hob ihm den Helm vom Haupte und setzte ihm dafür meinen Eisenhut auf, der viel leichter und kühler war, weil der Wind durch konnte. Wie wir also unseres Weges fortgingen, kam der Prior Heinrich des Hospitals von Ronnay, der über den Fluß gesetzt war, küßte dem König die gewaffnete Hand und

frug ihn, ob er Nichts von seinem Bruder, dem Grafen von Artois, vernommen. Der König erwiederte demselben, er habe gute Nachrichten von ihm; denn er wisse, daß er im Paradies sei. Der Johanniter Heinrich, der ihn über den Tod des Bruders zu trösten gedachte, fuhr dann also fort: „Gnädiger Herr, es ist Euch eine herrlichere Waffenthat gelungen, als jemals einem andern König von Frankreich, indem Ihr sammt Euern Leuten von hohem Muth beseelt ohne Schiffe über einen recht bösen Fluß gesetzt seid, um Eure Feinde zu bestreiten. Ihr habt sie aus dem Felde geschlagen und ihre Maschinen und Zelte erobert. Ihr könnet nun diese Nacht noch in ihre Lager eindringen." Da antwortete der König, daß Gott wegen dessen gepriesen werde, was er ihm gewährt. Dann stürzten ihm gewaltsam heiße Thränen aus den Augen, so daß fast alle um ihn versammelte Herren und Barone sehr bedrängt und beängstet waren von Mitleiden, wie sie ihn so bitterlich weinen und den Namen Gottes für die ihm auferlegten Prüfungen preisen

sahen. In unsern Lagern angekommen, fanden wir eine große Anzahl Sarazenen zu Fuß, die gewaltsam mehrere aus unsern Leuten hindern wollten, ein Zelt aufzuschlagen. Aber der Großmeister der Tempelritter, der den Vortrab führte, und ich, wir jagten sogleich das Gesindel in die Flucht, so daß unsere Leute ungestört jenes Zelt errichten konnten. Damals benahmen sich mehrere, die durch äußere Pracht großes Aufsehen machten, sehr feige. Ich könnte ihre Namen melden; doch ich thue es nicht, weil sie todt sind; denn es geziemt Niemanden, von den Todten Böses zu sagen. Von dem Ritter Guion Malvoisin will ich gern erzählen. Denn der Connetable und ich begegneten ihm unterwegs, als er hart verfolgt von den Sarazenen aus der Stadt Mansurah mit den Seinigen in tapferer Haltung zurückkehrte. So wacker die Ritter sich auch bewiesen, so wunderte man sich doch dessen nicht gar sehr. Denn wie mir diejenigen, die sein Geschlecht kannten, erzählten, bestand die Schaar, die er befehligte, fast gänzlich aus seinen Verwandten; sie waren zugleich seine Va-

fallen und Dienstmannen, und diese in den Gefechten stets vereinte Familie von Kriegern mußte, geschaart um ihren Heerführer, von desto größerm Muthe beseelt sein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Sir von Joinville erzählt, was die Beduinen für Leute seien. — Ihr Glaube. — Der Seneschall kennt auch solche, die den Namen Christen führen, in ihrer Gesinnung aber Beduinen seien.

Nachdem wir die Sarazenen geschlagen und aus ihrem Lager verjagt hatten, drangen die Beduinen, die sehr große Leute waren, durch das Heer zu ihren verlassenen Gezelten, und nahmen Alles, was die Sarazenen im Stiche gelassen, mit sich fort. Darüber war ich sehr erstaunt. Denn die Beduinen sind den Sarazenen unterworfen und zinspflichtig. Aber es ist ihre Gewohnheit, stets die Schwächsten anzugreifen, nach Art der Hunde. Denn wenn ein Hund einem andern hart zusetzt, so fallen auch alle übrigen über ihn her.

Ich will nun aber auch, weil dieß meiner Geschichte angemessen sein möchte, von den Be-

duinen erzählen, und beschreiben, was dies für Leute sind. Sie glauben nicht an Muhammed, wie die Sarazenen, sondern sie unterwerfen sich dem Gesetz des Hely, von dem sie sagen, er sei ein Onkel Muhammeds. Sie halten sich in Gebirgen und Wüsteneien auf. Ihr Glaube ist, daß wenn einer von ihnen für seinen Herrn oder aus sonst einer guten Absicht sterbe, seine Seele in einen schönern Körper übergehe und daß es ihm alsdann besser ergehen werde als vorher. Darum tragen sie kein Bedenken, in den Tod zu gehen, wenn ihre Aeltesten und Obern es also gebieten. Diese Beduinen wohnen, wie gesagt, nicht in Städten, sondern ziehen stets auf den Feldern und in den Wüsten umher. Tritt die schlechte Witterung ein, so errichten sie mit ihren Frauen und Kindern Gezelte; zu diesem Zweck schlagen sie Stangen in die Erde, befestigen Reife daran, wie die Frauen es machen, wann sie Wäsche trocknen; über diese Reife und Stangen hängen sie Thierhäute. Mit dichthaarigen Pelzen umkleiden die Beduinen den Körper gegen die Abendzeit oder wann das Wet-

ter schlecht ist; die in den Krieg ziehen, führen ihre Schlachtrosse selbst in der Nacht bei sich, nehmen ihnen nur das Sattelzeug ab und lassen sie um sich her weiden. Am andern Tag spannen sie ihre Pelze in der Sonne aus, und reiben, wann sie trocken geworden, den Staub und Schmutz heraus. Die das Kriegshandwerk treiben, sind niemals bewaffnet, weil sie sagen und glauben, einem Jeden sei am bestimmten Tag sein Todesloos beschieden. Daher haben sie eine eigenthümliche Sitte, wann sie ihre Kinder verfluchen; sie sagen nämlich zu ihnen: „Du sollst sein verflucht, wie derjenige, der sich aus Todesfurcht waffnet.“ In der Schlacht führen sie nur den einfachen sarazenischen Säbel, und sind fast insgesammt in linnene Gewänder gehüllt, die unsern Chorhemdern gleichen. Es ist ein häßlicher Menschenschlag; denn sie tragen ihre schwarzen Haare und Bärte sehr lang. Sie leben von der Milch ihrer Thiere, und sind so zahlreich, daß Niemand ihre Zahl anzugeben vermag. Denn sie sind im Königreich Aegypten, Jerusalem und in allen Ländern der

Sarazenen und Ungläubigen anzutreffen, denen sie zinsbar sind.

Weil ich gerade von den Beduinen spreche, will ich noch bemerken, daß ich bei meiner Rückkehr viele Menschen angetroffen, die den christlichen Namen tragen, aber mir vorkommen, wie wenn sie dem Gesetz der Beduinen anhingen. Sie sagen nämlich, daß man an einem bestimmten Tag unfehlbar sterben müsse, was eine falsche Lehre ist. Denn ich verstehe diesen Glauben so, als wollten sie sagen, Gott habe nicht die Macht, uns mit Uebeln heimzusuchen oder uns beizustehen, unser Leben zu verlängern oder abzukürzen; und dieses ist ketzerisch gesprochen. Im Gegentheil behaupte ich, daß wir auf ihn vertrauen sollen, daß er allmächtig ist und daß bei ihm alle Dinge möglich sind; so kann er uns auch früh oder spät mit dem Tode nach seinem Gefallen heimsuchen. Auf diese Weise huldigen sie dem Glauben der Beduinen, die sagen, ihr Todestag sei unwiderruflich vorher bestimmt, ohne daß er verlängert oder abgekürzt werden könne.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie die christlichen Pilger vor Tagesanbruch von den Sarazenen überrumpelt werden; wie aber dieser Angriff wacker abgewehrt wird, und wie ein Priester des Seneschalls allein die Feinde überfällt und in die Flucht schlägt.

Um zu meiner Erzählung zurück zu kehren will ich einen Vorfall berichten, der sich ereignete, als wir aus der verhängnißvollen Schlacht zurückkehrten, von der ich gesprochen. Wir hatten uns an dem Orte gelagert, aus dem wir die Sarazenen vertrieben hatten: meine Leute überbrachten mir aus unserm Heere ein Zelt, welches mir der Großmeister der Tempelritter, der die Vorhut anführte, geschenkt hatte. Ich ließ es rechts von den Wurfmaschinen aufschlagen, die wir den Sarazenen abgenommen. Nun wollte Jeder aus uns von den schweren Mühen des Tages ausruhen. Denn die Wunden, die wir aus jener unglücklichen Schlacht davon getragen, machten uns viel zu schaffen. Aber noch nicht grauete der Tag, so hörte man schon im Heere den Ruf: „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ Sogleich hieß ich mei-

nen Kämmerling, der neben mir lag, aufstehen, um zu sehen, was vorgefallen sei. Es währte nicht lange, so kehrte er ganz erschrocken zurück und rief mir zu: „Sir, auf, auf! denn schon haben die Sarazenen zu Fuß und zu Roß die Leute auseinander gejagt, denen der König die Bewachung des Heeres und der Maschinen, die wir den Sarazenen abgenommen, aufgetragen hatte." Auf der Stelle sprang ich auf, legte schnell den Waffenrock an und setzte die Sturmhaube auf. Ich rief unsere Leute zusammen, und so sehr wir auch an unsern Wunden litten, jagten wir die Sarazenen von den Kriegsmaschinen weg, welche sie wiederum erobern wollten. Weil wir nun nicht unsern Panzer anlegen konnten, schickte uns der König den Ritter Walther von Chastillon, der sich vor den Kriegsmaschinen zwischen uns und den Sarazenen aufstellte.

Als Ritter Walther von Chastillon zu mehreren Malen die Sarazenen zurückgeworfen hatte, die in der Nacht ihre Maschinen wieder zu erobern suchten, und als sie sahen, daß sie uns nicht über-

fallen könnten, zogen sie sich zu einer großen Schaar ihrer Leute zurück, die zu Roß sehr nahe vor unserm Heere aufgestellt waren, um zu wachen, daß wir Nachts ihr Lager, das sich hinter ihnen befand, nicht überfallen möchten. Sechs trefflich bewaffnete feindliche Anführer stiegen nun von ihren Rossen herunter und ließen einen Haufen von großen Quadersteinen aufschütten, damit unsere Bogenschützen sie nicht mit ihren Pfeilen verwundeten. Sie selbst schossen auf unser Heer und verletzten oft mehrere von unsern Leuten. Als ich und die meinigen — wir hatten diesen Ort zu bewachen — ihren aufgeworfenen Steinhügel sahen, faßten wir den Entschluß, in der kommenden Nacht denselben zu zerstören. Nun hatte ich einen Priester, der Johann von Baysy hieß; er hatte unsere Verabredung kaum vernommen, so legte er seinen Waffenrock und Helm an, und schlich sich, sein Schwert unter dem Arme verbergend, unbemerkt an die Sarazenen. Bei ihnen angekommen, die nicht im Geringsten an eine Gefahr dachten, weil er ganz allein war, fällt er mit

gezücktem Schwert über die sechs sarazenischen Anführer, die so unversehens angegriffen sich nicht vertheidigen konnten, mit solchem Ungestüm her, daß sie nothwendig die Flucht ergreifen mußten. Die andern Sarazenen fuhren erschrocken auf; und als sie ihre Herren also fliehen sahen, gaben sie ihren Rossen die Sporen, und griffen meinen Priester an, der zu unserm Heere zurückkehrte. Sogleich zogen gegen fünfzig unserer Bewaffneten den Sarazenen entgegen, die jenen zu Pferde verfolgten. Aber sie wollten nicht unsern Leuten zu nahe kommen; daher wichen sie ihnen zwei bis dreimal seitwärts aus. Da geschah es denn unter Anderm daß einer von unsern Bewaffneten seinen Dolch gegen einen Sarazenen warf, der tödtlich davon getroffen zur Erde sank und den Geist aufgab. Wie die andern Feinde dieses sahen, wagten sie nicht mehr, uns zu nahen. Auf diese Weise konnten unsere Leute die Steinschanze der Feinde erstürmen und zerstören. Mein Priester aber kam in großen Ruf bei dem Heere; und so oft man ihn sah, sagte Einer zum Andern: „Das

ist der Priester, der ganz allein die Sarazenen in die Flucht geschlagen."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Sarazenen wählen nach dem Tode Scecedun's einen andern Heerführer. — Wie dieser die aufgefundene Hülle des Grafen von Artois seinem Heere für den König der Christen ausgibt, und wie er sie durch seine Rede zum Kampf wider die Kreuzfahrer entflammt.

Die berichteten Vorfälle fanden am ersten Tage in der Fastenzeit statt. Gerade an diesem Tage wählten die Sarazenen einen sehr tapfern Mann zu ihrem Führer; dieser ersetzte ihren frühern Feldherrn Scecedun, von dem bereits oben Erwähnung geschehen, und der in der an Fastnacht vorgefallenen Schlacht gerade damals umgekommen war, als den guten Grafen von Artois, den Bruder des heiligen Ludwig, der Tod ereilt hatte. Der neue sarazenische Heerführer fand unter andern Todten auch den Grafen von Artois, der sich in jener Schlacht sehr tapfer bewiesen hatte und reich gekleidet war, wie es eben einem Fürsten geziemte. Der Führer nahm den Waffenrock des Grafen von Artois, hob ihn, um

den Sarazenen Muth einzuflößen, vor ihnen hoch empor, und sagte ihnen, es sei der Waffenrock des Königs, ihres Feindes, der in der Schlacht gefallen sei. „Darum, setzte er bei, müßt ihr euch ermannen. Denn ein Körper ohne Haupt ist Nichts mehr, sowie ein Heer ohne seinen Fürsten oder Anführer. Deßhalb fordere ich euch auf, die Feinde mit aller Macht anzugreifen. Am nächsten Freitag müssen wir sie alle in unsere Gewalt bekommen, da sie ihren Heerführer verloren.“ Und alle Sarazenen pflichteten freudig der Aufforderung ihres Führers bei. Nun muß ich bemerken, daß der König im Heere der Sarazenen mehrere Späher hatte, welche oft deren Unternehmungen und Anschläge erfuhren. Damals nun berichteten diese Kundschafter dem Könige, was die Feinde vorhätten, sowie daß sie ihn todt und sein Heer ohne Anführer wähnten. Der König berief demnach alle Hauptleute seines Heeres und befahl ihnen, sie sollten alle ihre Krieger sich bewaffnen, um Mitternacht sich bereit halten und außerhalb der Gezelte bis vor die Schranken aufstellen lassen,

die errichtet worden waren, damit die Sarazenen nicht zu Pferd und in großer Anzahl in das Lager der christlichen Pilger eindrängen. So geschah denn auch nach dem Befehle des Königs.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Anführer der Sarazenen seine Truppen in Schlachtordnung aufstellt. — Erster Angriff auf die Schaar des Grafen von Anjou, und wie ritterlich der gute Herr König seinem Bruder zu Hülfe eilt. — Die zweite und dritte Schlachtreihe widerstehen tapfer den Feinden. — Wie schlimm es der Schlachtordnung der Templer erging. — Wie wacker die Schaar des Ritters Malvoisin sich gegen die Feinde wehrt. — Wie des Seneschalls Leute durch die beiden Schlachtreihen des Ritters Malvoisin und des Grafen von Flandern gedeckt werden, wie aber der Sir von Joinville dessen Kampf durch seine Armbrustschützen unterstützen läßt. — Der Graf von Poitiers wird gefangen genommen, sogleich aber wieder befreit. — Von der letzten und schwächsten Schlachtreihe, und wie der Ritter Jocerant von Brançon stirbt. — Wie der König seine Waffengenossen zum Danke gegen Gott für den erfochtenen Sieg ermahnt.

Wie der Anführer der Sarazenen beschlossen, so beeilte er sich nun auch, sein Vorhaben auszuführen. Am Morgen jenes Freitages, zur Zeit des Sonnenaufgangs, sahen wir die Feinde in der Stärke von viertausend wohl berittenen und gewaffneten Streitern anrücken; er stellte sie vor

unserm Heere dem Fluß entlang auf, der an uns vorüberströmend von Babylon sich gegen die Stadt Ressil hinzog. Hierauf ließ er einen andern Heerhaufen, aus Fußvolk gebildet, in solcher Menge vorrücken, daß diese uns auf der ganzen andern Seite umstellten. Hinter diesen beiden großen Heeren stellte er die Gesammtstreitkräfte des Sultans von Babylon auf, die im Fall der Noth als Hülfstruppen sollten benützt werden. Als der Anführer der Sarazenen seine Schlachtreihen also geordnet hatte, ritt er ganz allein auf einem kleinen Hengst in die Nähe unseres Heeres, um die Vertheilung der Schlachtordnungen des Königs zu erspähen. Wie er nun bemerkte, daß unsere Schlachtreihen an gewissen Stellen sehr dicht seien, verstärkte er auf seiner Seite die Truppenabtheilungen gegen die unsrigen. Hierauf ließ er gegen dreitausend Beduinen, deren Natur und Sitten ich vorher geschildert, gegen das vom Herzog von Burgund seitwärts angeführte Heerlager anrücken, das sich zwischen den beiden Flüssen befand. Und dieß that er deßhalb, weil er wohl wußte, daß der

König einen Theil seiner Truppen im Lager des Herzogs zurückgelassen hatte. Es sollte also die Heeresmacht des Königs geschwächt werden, indem die Beduinen zu wachen hatten, daß uns keine Hülfe vom burgundischen Herzoge zukäme.

Zu diesen Anordnungen brauchte der Heerführer der Feinde die Zeit bis etwa zur Mittagsstunde hin. Hierauf ließ er nach der Weise der Sarazenen die Schlachtinstrumente so laut wie möglich ertönen, was für denjenigen, der nicht daran gewöhnt war, ein das Ohr betäubendes Gelärm erregte. Alsdann fing die Heeresmasse nach allen Seiten zu Fuß und zu Roß sich zu bewegen an. Der Graf von Anjou ward zuerst angegriffen, weil seine Schlachtreihe zunächst in der Richtung gegen Babylon hin stand. Die feindlichen Schaaren drangen in der Weise des Schachbrettspieles gegen ihn an. Denn ihre Fußtruppen griffen zuerst seine Leute an und schleuderten griechisches Feuer unter sie. Dann folgten die Reiter, die mit ihren Schwertern so ungestüm einhieben, daß sie die Schlachtreihe des Grafen von Anjou

durchbrachen, der in harter Bedrängniß zu Fuß sich unter seinen Rittern befand. Als dieß dem König berichtet wurde, und er von der Noth seines Bruders hörte, war der gute Fürst nicht mehr zu halten, sondern gab sogleich seinem Pferde die Sporen, stürzte, das Schwert in der Faust, in das Schlachtgewühl hinein, worin sein Bruder kämpfte und hieb wacker auf die Sarazenen ein, wo immer er sie in dichten Massen antraf. Gar mancher Hieb wurde auf ihn geführt, und die Mähnen seines Rosses wurden von dem griechischen Feuer der Feinde ergriffen. Damals konnte man wohl glauben, daß er im Herzen seines Gottes gläubig gedachte; denn in Wahrheit war unser Herr in dieser Noth ihm ein großer Freund; Gott half ihm, der Graf von Anjou aber verdankte dem Löwenmuth des Bruders seine Rettung, und die Sarazenen wurden aus seiner Schlachtreihe geworfen.

Neben der vom Grafen von Anjou angeführten Schlachtordnung standen die überseeischen Barone unter Anführung des Ritters Guyon Gui-

velins und dessen Bruder Balduin. Hierauf kam die Schaar des Herrn Walther von Chastillon, eines Mannes voller Klugheit und wackern Rittersinnes. In beiden Schlachtlinien befand sich eine große Anzahl tapferer Krieger und viel Reitervolk. So wacker hielten sich diese zwei Schaaren, daß sie den Sarazenen den kräftigsten Widerstand entgegensetzten; in keinerlei Weise wurden sie zurückgeworfen, geschweige besiegt. Aber kläglich erging es der andern Schlachtreihe, die von dem Großmeister der Tempelritter, Wilhelm Sonnac, angeführt wurde; sie bestand aus den wenigen Bewaffneten, die ihm von dem blutigen Tage in der Fastnachtszeit, wo so wacker gekämpft wurde, übrig geblieben waren. Der Tempelritter hatte vor seiner Truppenabtheilung eine Schanze von den Wurfmaschinen aufwerfen lassen, die man den Sarazenen abgenommen. Allein diese Art Wehr brachte ihm keinen Vortheil. Denn die Tempelritter hatten jene Maschinen mit sehr vielen tannenen Brettern umgeben; die Sarazenen aber schleuderten ihr griechisches Feuer darauf, und sehr leicht geriethen

sie in Brand. Als sie nun vollends sahen, daß ihnen nur wenige Leute widerstanden, warteten sie nicht ab, bis das Feuer Alles verzehrte, sondern drangen ungestüm in die Reihen der Templer ein und schlugen sie in geringer Zeit aus Reih' und Glied. Hinter der Stelle, wo sie standen, war der Boden in dem Umfange von einem Morgen Landes dergestalt mit Wurfspießen und Pfeilen bedeckt, daß kein Erdreich zu sehen, so heftig hatten die Sarazenen mit ihren Geschossen die Tempelritter angegriffen. Der Großmeister hatte in der am Fastnachtsdienstag geschlagenen Schlacht ein Auge verloren, in dieser ging er des andern verlustig. Denn er blieb todt auf der Wahlstätte. Gott sei seiner Seele gnädig.

Führer der nächsten Schlachtreihe war der tapfere und beherzte Ritter Guyon Malvoisin, dessen Körper schwer verwundet ward. Als die Sarazenen sahen, mit welcher Kühnheit und muthigen Haltung er seinen Zug anführte, schleuderten sie unaufhörlich griechisches Feuer auf ihn. Einmal ward er so heftig von demselben über-

schüttet, daß seine Leute nur mit großer Noth es zu löschen vermochten. Nichtsdestoweniger hielt er kräftigen Stand und konnte von den Sarazenen nicht zum Weichen gebracht, geschweige besiegt werden.

Von der Schlachtreihe des Ritters Guyon Malvoisin liefen die Schranken, die das Heer einschlossen bis auf einen kleinen Steinwurf zu dem Flusse herab. Die Schaar des Grafen Wilhelm von Flandern stand seitwärts und dehnte sich bis zu dem Flusse aus, der in das Meer fällt. Gegenüber dem Flusse, der längst der Schlachtordnung des Ritters Guyon Malvoisin floß, war unsere Schaar aufgestellt.[54]) Als nun die Sarazenen sahen, daß der Heereszug des Grafen von Flandern Angesichts ihrer Truppen aufgestellt war, wagten sie nicht auf die unsrigen einzudringen, wofür ich Gott danke. Denn ich und meine Ritter hatten keinen Harnisch wegen der Wunden anlegen können, die wir in der Schlacht vom Fastnachtsdienstag erhalten hatten.

Ritter Wilhelm, Graf von Flandern, und

seine Leute leisteten Erstaunliches. Denn heftig und ungestüm griffen sie zu Fuß und zu Pferd die Sarazenen an und führten große Waffenthaten aus. Wie ich dieß gewahrte, befahl ich meinen Armbrustschützen, auf die Sarazenen, die in ihrer Schlachtreihe zu Pferd saßen, Pfeile in möglichst großer Anzahl abzuschießen. Als sie nun sich und ihre Rosse mit Wunden bedeckt sahen, flohen sie und ließen ihr Fußvolk im Stich. Kaum hatten der Graf von Flandern und sein Zug dieses bemerkt, drangen sie vor, griffen das Fußvolk der Sarazenen an, tödteten eine große Menge von ihnen und erbeuteten viele ihrer Schilde. Hier bewies sich unter andern tapfer der Ritter Walther de la Horgne, der dem Grafen von Aspremont das Banner trug.

Nächst dieser Schlachtreihe stand die des Grafen von Poitiers, des Bruders des Königs. Nur der Graf stritt zu Roß, sämmtliche Ritter seiner Schaar kämpften zu Fuß, was schlimme Folgen nach sich zog; denn die Sarazenen sprengten diese Heeresabtheilung und nahmen den Grafen gefangen.

Wirklich hätten sie ihn mit sich fortgeführt, wären nicht die Fleischer und die andern Männer und Frauen gewesen, welche die Lebensmittel im Heere verkauften. Sobald diese vernahmen, daß man den Grafen von Poitiers fortführe, erhoben sie im Heere ein großes Geschrei und setzten sich in Bewegung; sofort fielen sie heftig über die Sarazenen her und verjagten sie mit Gottes Hülfe gewaltsam aus der Schlachtreihe des Grafen von Poitiers, der so gerettet wurde.

An die Schlachtordnung desselben reihte sich eine kleine Heeresabtheilung, die schwächste von allen, deren Anführer der Ritter Jocerant von Brançon war, den der Graf von Poitiers nach Aegypten mitgenommen. Die Abtheilung des Jocerant von Brançon bestand aus Rittern zu Fuß und nur er, sowie Herr Heinrich, sein Sohn, stritten zu Roß. Von allen Seiten stürmten die Sarazenen siegreich auf sie ein. In dieser Gefahr kamen Ritter Jocerant und sein Sohn den Sarazenen von hinten bei und hieben mit ihren Schwertern wacker um sich. Die Sa-

razenen waren wirklich von ihnen so heftig bedrängt, daß sie sich zu wiederholten Malen nach den beiden Rittern umwandten und sich von deren Leuten abkehrten, um jene anzugreifen. Indeß hätte dieß wenig geholfen, und zuletzt würden doch die Feinde ihre Leute alle niedergemacht haben, wäre nicht Ritter Heinrich von Cone, der sich im Heerlager des Herzogs von Burgund befand, gewesen, ein wackerer und behender Mann, der wohl erkannte, wie schwach der Heereshaufen des Ritters von Brançon wäre. So oft er gewahrte, daß die Sarazenen auf diesen eindrangen, ließ er die Armbrustschützen des Königs gegen sie Pfeile abschießen. Auf diese Weise geschah es, daß Ritter von Brançon der Gefahr für den Augenblick entging; von den zwanzig Rittern, die er bei sich hatte, verlor er zwölf ohne die andern Bewaffneten. Er selbst aber starb noch an jenem Tage an den Wunden, die er erhalten im Dienste Gottes, der ihm das, wie wir wohl glauben dürfen, gewiß gelohnt hat. Dieser Ritter war mein Onkel. Vor seinem Tode hörte ich ihn noch sagen, er habe in sechsunddreißig Schlachten

gekämpft, in denen er oft den Siegespreis errungen. Von einigen seiner Kämpfe, die mir erinnerlich sind, weiß ich, daß er einmal im Heere des Grafen von Mascon, seines Vetters, gewesen und zu mir und einem meiner Brüder am heiligen Charfreitag mit der Aufforderung gekommen war: „Meine Neffen, helfet mir mit allen euern Leuten die Deutschen angreifen, die das Münster von Mascon niederreißen." Auf der Stelle waren wir bereit, griffen die Deutschen an und hieben so gewaltig mit unsern Schwertern um uns, daß sie das Kloster verließen, mehrere von ihnen getödtet und verwundet wurden. Hierauf kniete der wackere Ritter vor dem Altar nieder und betete laut zu unserm Herrn, er möge Mitleid und Erbarmen mit seiner Seele haben; nicht länger wolle er dem Waffendienst in den Kriegen der Christen wider einander obliegen, dagegen möge ihm Gott vergönnen, daß er einmal sterben könne in seinem Dienst, damit er in's Paradies komme. Dieses erzähle ich, damit man erkenne, wie ich auch glaube, daß ihm Gott die Bitte gewährt habe.

Hierauf ließ der gute König alle seine Barone, Ritter und andere Herren zusammenberufen. Und als sie vor ihm versammelt waren, redete er sie gütig also an: „Getreue Herren und Freunde, nun könnet ihr die großen Gnaden, die Gott, unser Schöpfer, uns soeben gewährt hat und täglich erweiset, deutlich erkennen; dafür sind wir ihm großen Dank schuldig: denn am Fastnachtsdienstag haben wir mit seiner Hülfe unsre Feinde aus ihren Lagern vertrieben, die wir jetzt bezogen. Ebenso haben wir uns diesen verflossenen Freitag zu Fuß mannhaft vertheidigt, einige sogar unbewaffnet, gegen wohlgerüstete Feinde, die zu Fuß und zu Roß kämpften, und zwar auf ihrem Gebiete." Andere schöne Worte und sanfte Ermahnungen sagte ihnen noch der gute Herr König, um ihren Muth zu stählen und ihr Vertrauen auf Gott zu kräftigen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Sir von Joinville flicht in seine Erzählung eine Schilderung von der Leibwache des Sultans ein. — Tod des alten Sultans. — Wie die durch dessen Sohn zurückgesetzten Emire nebst der Haulequa eine Verschwörung gegen sein Leben anzetteln. —

Es wird zum Verständniß unserer Erzählung dienlich sein, hier einige wissenswerthe Dinge einzuflechten, damit man erfahre, in welcher Weise der Sultan seine Krieger bildet und woher sie gewöhnlich kommen. Der größte Theil seiner Ritterschaft besteht aus fremden Leuten, welche von den seehandeltreibenden Kaufleuten an die Aegypter verkauft werden, die von dem Sultan dazu den Auftrag haben. Sie kommen aus dem Orient. Denn wenn ein orientalischer König einen Fürsten besiegt hat, so nimmt der Sieger die Leute, die er in seine Gewalt bekommen kann, gefangen und verkauft sie an die Kaufleute, die sie alsdann nach Aegypten bringen, wie ich gesagt. Die Kinder dieser Leute läßt der Sultan ernähren und groß ziehen; und wann sie mannbar zu werden anfangen, müssen sie den Bogen führen lernen. Sieht

man, daß einige an Kräften zunehmen, so gibt man ihnen stärkere Bogen. Diese jungen Leute tragen das Wappen des Sultans und heißen die Baharen desselben.[85]) So wie sie vollends mannbar geworden, macht sie der Sultan zu Rittern: alsdann führen sie sein Wappen von feinem gediegenem Gold, worauf rothe Streifen, Vögel, Greife und andere Dinge, woran sie eben ihre Freude haben, abgebildet sind. Sie heißen auch die Krieger der Haulequa, wie man etwa sagen würde die Bogenschützen der königlichen Leibwache. Immer sind sie um den Sultan, und ihre Gezelte umgeben im Feldlager das des Sultans. Noch näher bei ihm befinden sich in einem kleinen Zelt die Pförtner und Spielleute desselben. Diese machen beim Erwachen des Sultans, sowie wann er sich zur Ruhe begibt, mit sarazenischen Hörnern, Trommeln und Pauken eine so lärmende Musik, daß im Lager keiner den andern verstehen kann. Zu andern Tageszeiten darf aber diese Heermusik nicht angestimmt werden, außer auf das Gebot des Befehlshabers der Haulequa. Will

nun der Sultan an die Truppen einen Befehl ergehen lassen, so setzt er den Führer seiner Leibgarde davon in Kenntniß, der hierauf die Spielleute kommen läßt. Diese posaunen alsdann den Befehl des Sultans aus, worauf das ganze Volk sich vor ihm versammelt. Der Führer der Leibwache verkündet sofort des Sultans Gebote. Zeichnet sich ein Ritter der Haulequa im Kriege durch glänzende Waffenthaten aus, so ernennt ihn der Sultan zu irgend einer Befehlshaberwürde über seine Truppen und Schiffe, je nachdem er sich würdig gezeigt.

Wann einige Ritter dieser Leibwache durch Waffenthaten so viel Reichthum erworben haben, daß sie unabhängig vom Sultan leben können, so läßt er sie oft aus Furcht, sie möchten ihm nach dem Leben streben, gefangen nehmen und im Kerker heimlich vergiften, worauf er sich des ganzen Vermögens ihrer Frauen und Kinder bemächtigt. Dieses geschah denn auch während unseres Aufenthaltes in jenem Lande. Denn der Sultan ließ diejenigen, die durch ihre Tapferkeit und Kühnheit die Grafen von Montfort und von

Bar gefangen genommen, einkerkern, und aus Haß, Neid und Furcht vor ihnen um's Leben bringen. So verfuhr er auch gegen die Budenbaren, die ihm unterthan waren. Nachdem sie den König von Armenien besiegt hatten, begaben sie sich zum Sultan, um ihm diese Nachricht zu erzählen. Sie fanden ihn auf der Jagd, stiegen von ihren Pferden, um ihm ihren ehrerbietigen Gruß darzubringen, und glaubten für ihre That belohnt zu werden. Böswillig antwortete er ihnen, er könne ihren Gruß nicht erwiedern, weil sie ihn um seine Jagd gebracht hätten; und sofort ließ er sie enthaupten.

Kommen wir nun wieder zu unserer Erzählung zurück. Der unlängst verstorbene Sultan hatte einen Sohn, der fünfundzwanzig Jahre alt war und außer gediegener Geistesbildung ein Herz ohne Falsch besaß. Weil nun aber der Sultan argwöhnte, er werde ihn des Thrones berauben, hatte er ihn nicht in seiner Umgebung geduldet, sondern ihm ein Königreich im Orient gegeben. Nach dem Tode seines Vaters ließen ihn die Emire von Babylon holen und machten ihn zu

ihrem Sultan. Zu dieser Würde erhoben nahm er den Feldherrn und obersten Gerichtsverwaltern ihre goldenen Stäbe, das Abzeichen ihrer Aemter, und gab sie denjenigen, die er aus dem Orient mitgebracht hatte. Dieses Verfahren flößte den alten Würdeträgern Haß, Entrüstung und Besorgnisse jeder Art ein. Sie fürchteten, er werde, nachdem er sie ihrer Aemter entkleidet, sie ebenso behandeln, wie der Sultan, sein Vater, der diejenigen, welche, wie ich oben erzählt habe, die Grafen von Montfort und von Bar gefangen genommen, hatte um's Leben bringen lassen. Daher beschlossen sie alle einstimmig seinen Tod; sie gewannen die Leibwache des alten Sultans, die ihnen versprach, ihn zu ermorden.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Von der Lagerseuche und dem schrecklichen Elend der christlichen Pilger. — Die Sarazenen schneiden den Kreuzfahrern die Lebensmittel ab. — Die dadurch entstandene Theuerung.

Nach den erwähnten zwei großen Schlachten, von denen die eine am Fastnachtsdienstag, die

andere am ersten Freitag in der Fasten statt gefunden, begann in unserm Heer ein großes Elend einzureißen. Denn nach Verlauf von neun bis zehn Tagen geschah es, daß alle Leichen der in jenen Kämpfen am Ufer des Flusses gefallenen Leute, die man hineingeworfen, die Oberfläche des Wassers bedeckten, was man damit erklärte, daß in ihnen die Galle in Fäulniß übergegangen sei. Die Leichname waren bis zu der kleinen Brücke herabgeschwommen, die über den Fluß war geschlagen worden. Weil nun der Stand des Wassers so groß war, daß es die Höhe der Brücke erreichte, so konnten die Leichname nicht hindurch. Sie lagen in solcher Menge neben und auf einander, daß die Oberfläche des Flusses von einem Ufer bis zum andern damit bedeckt war, und man auf einen kleinen Steinwurf weit oberhalb der Brücke das Wasser nicht sah. Der König bestellte hundert Arbeiter, die wohl acht Tage lang beschäftigt waren, die Leichname der Sarazenen von denen der Christen zu sondern und zu beerdigen. Mit Gewalt trieb man die Todten der Feinde unter die Brücke

hindurch, damit sie hinunter in das Meer schwämmen; die Christen aber ließ der König in großen Gruben zusammen beerdigen. Gott weiß, welch' ein Gestank sich verbreitete, und welches Mitleid uns ergriff, als wir so viele erlauchte Männer und biedere Waffengenossen unter den Todten erkannten. Hier sah ich, wie der Kämmerer des seligen Grafen von Artois den Leichnam seines Herrn aufsuchte, und wie so viele andere ihre Freunde unter den Todten aufzufinden bemüht waren. Aber, so viel ich vernahm, kehrte von denjenigen, die unter den Todten umhersuchten und die Ausdünstung der in Verwesung liegenden Körper einathmen mußten, kein einziger zurück. Jene ganze Fastenzeit aßen wir keine Fische, ausgenommen Aalraupen, welche gefräßige Fische sind, die sich an Leichname machen und sie aufzehren. Zudem regnete es gar nie in diesem Lande. Auf diese Weise entstand eine so arge Krankheit im Heere, daß uns das Fleisch an den Beinen bis auf die Knochen zusammenschwand, und die Haut schwarz- und erdfarbig wie das verschimmelte Leder

eines lange ungebrauchten Stiefels wurde. Außerdem bemächtigte sich unser ein Mundübel, welches daher kam, daß wir von jenen Fischen gegessen; es gerieth nämlich das Zahnfleisch in Fäulniß, weßhalb ein Jeder furchtbar aus dem Mund roch. Zuletzt starben fast alle, die diese Krankheit hatten. Sobald Einer aus der Nase zu bluten anfing, so war dieß regelmäßig ein Zeichen des bald eintretenden Todes. Zu diesem Elend rieben uns noch die Sarazenen, die von unserm Siechthum wußten, in einer Zeit von wohl vierzehn Tagen durch Aushungern auf. Denn diejenigen aus unserm Heer, die nach Damiata fuhren, um Lebensmittel zu holen, fielen in die Hände der schändlichen Sarazenen, und zu unserm Schrecken kehrte nicht ein Einziger zurück. Wir konnten von ihnen nie etwas erfahren, außer einmal durch den Grafen von Flandern, dessen Galeere mit Gewalt den Feinden entrann. Bei dieser Gelegenheit hörten wir denn, daß die Barken des Sultans denen auflauerten, die nach Damiata fuhren, schon achtzig unserer Galeeren in ihre Gewalt bekommen und

die Leute, die drinnen waren, ermordet hätten. Da entstand nun im Heer eine so große Theuerung, daß in der heiligen Osterzeit ein Ochs achtzig, ein Hammel dreißig, ein Schwein dreißig Livres kostete, und daß ein Mud Wein um zehn Livres, ein Ei um zwölf Deniers verkauft ward; und so war es auch mit allen andern Lebensmitteln.

Dreißigstes Kapitel.

Der König beschließt den Rückzug des Heeres über den Kanal. — Wie heftig den Kreuzfahrern, besonders ihrem Nachtrab von den Feinden zugesetzt ward.

Als der König und seine Barone dieß sahen, und daß es kein Mittel dagegen gebe, wurden sie alle darüber einig, der König solle das Heer zu der Truppenabtheilung des Herzogs von Burgund stoßen lassen, der auf der andern Seite des Flusses gegen Damiata hin stand. Um nun seinen Leuten den Uebergang zu erleichtern, ließ der König vor der Brücke ein Bollwerk errichten, welches an beiden Seiten mit einer hinlänglichen Oeffnung für einen Reiter versehen war. Als das Bollwerk

fertig stand, bewaffnete sich Alles im Heer; allein jetzt griffen uns die Sarazenen heftig an, die wohl bemerkten, daß wir uns mit dem Heer des Herzogs von Burgund vereinigen wollten, der sich auf der andern Seite gelagert hatte. Als man nun in das Bollwerk zu beiden Seiten einzog, fielen die Sarazenen unserm Heer in den Rücken; ja es gelang ihnen, den Ritter Erhard von Valeri gefangen zu nehmen. Doch kam ihm sogleich Ritter Johann, sein Bruder, zu Hülfe. Indeß verhielt sich der König mit seinen Leuten ruhig, bis alle Fuhr- und Rüstwerke hinübergeschafft waren. Dann folgten wir ihm insgesammt, mit Ausnahme des Ritters Walther von Chastillon, der den Nachtrab zuletzt durch das Bollwerk führte. Als das ganze Heer hinübergezogen war, wurde der Schaar des genannten Ritters von den Sarazenen, die beritten waren, hart zugesetzt. Denn sie schossen eine Menge Pfeile auf sie ab, was ihnen wegen der geringen Höhe des Bollwerks leicht möglich war. Die feindlichen Fußtruppen aber warfen große Steine und Erdschollen gegen

die Seiten; und nun konnte sich der Nachtrab nicht mehr vertheidigen. Ja alle wären verloren gewesen, würde nicht der Graf von Anjou mit kräftiger Unterstützung herbeigeeilt sein, so daß sie nun in Sicherheit abziehen konnten.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Sir von Joinville erzählt nachträglich, wie Gott die Lästerung von sechs Rittern bestrafte, und wie er, obwohl schwer krank, während der Messe seinem Priester die heilige Handlung vollenden hilft.

Am Fastnachtstage war ich Zeuge einer Scene, die ich hier erzählen will. Denn an diesem Tage starb ein sehr tapferer und wackerer Ritter, Hugo von Landricourt, der zu meinem Banner gehörte, und in meiner Kapelle begraben ward. Während ich der Messe anwohnte, sprachen sechs von meinen Rittern so laut mit einander, daß sie den Priester, der das Opfer feierte, störten. Ich stand auf und ermahnte sie, sich ruhig zu verhalten, denn es stünde Edelleuten sehr schlecht an, so laut während der heiligen Handlung zu sprechen. Sie aber fingen zu lachen an und

sagten mir, daß sie mit einander von der Wiederverheirathung der Frau des Ritters Hugo sprächen, der in der Kapelle auf der Bahre lag. Dessen verwies ich sie streng, indem ich ihnen bedeutete, solche Worte wären weder gut noch schön, denn sie bewiesen, daß sie ihren Gefährten zu schnell vergessen hätten. Nun geschah es, daß am andern Tag, am Fastnachtsdienstag, die große Schlacht vorfiel, von der ich schon gesprochen. In derselben rächte sich Gott an ihnen; denn keiner entrann, alle wurden getödtet und unbeerdigt gelassen, und zuletzt geschah es noch, daß ihre Frauen sich alle wieder verheiratheten. Man muß also wohl glauben, daß Gott keine Lästerung ungestraft lasse. Was mich betrifft, so war ich an jenem Tage schwer verwundet worden. Außerdem waren meine Beine und mein Mund von dem Uebel angegriffen von dem ich oben gesprochen; und zu Mund und Nase quoll mir ein heftiger Fluß von Säften heraus. Dazu plagte mich das viertägige Fieber, vor dem uns Gott bewahre. Beinahe die halbe Fastenzeit mußte ich das Lager hüten. Und war

ich krank, so war es weniger nicht mein armer Priester. Eines Tages las er die Messe in meiner Gegenwart, während ich siech auf meinem Bette lag. Als er gerade die Wandlung vornahm, sah ich ihn plötzlich erschwachen und in Ohnmacht sinken. Wie ich dieß bemerkte, und daß er anfangen wollte zu sinken, sprang ich vom Lager auf, krank wie ich war, und den Kittel überwerfend, fing ich den Priester von hinten auf, ihm zusprechend: er solle gemächlich thun, nach seinem Vermögen, und Vertrauen zu dem haben, den er in seinen Händen halten werde. Er erholte sich etwas, doch ließ ich ihn nicht, bis das Opfer vollbracht war. So unterstützt vollendete er das Sakrament, las die Messe ganz durch, hat aber nie wieder eine gesungen. Gott habe ihn selig.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Friedensunterhandlung zwischen dem König von Frankreich und dem Sultan kömmt nicht zu Stande, weil die Pilger ihren König nicht als Geisel ausliefern wollen. — Neues Elend im Heerlager der Christen. — Der König beschließt, in der Nacht nach Damiata mit dem Heere zu fliehen. — Der Seneschall wartet nicht die Abfahrt des Königs ab; und eilt nach Damiata voraus. — Wie der König und sein Heer gefangen genommen ward.

Um zu unserer Erzählung zurück zu kehren, will ich berichten, daß zwischen dem König und dem Sultan eine Friedensunterhandlung vorbereitet und dazu ein Tag bestimmt wurde. In diesem Vertrag war ausgesprochen, daß der König dem Sultan die Stadt Damiata zurückgeben solle, während der Sultan sich verpflichtete, dem König das ganze Königreich Jerusalem zu überlassen, desgleichen ihm alle Kranken, die in dieser Stadt sich befanden, zu pflegen, ihm das gesalzene Fleisch daselbst auszuliefern, weil die Sarazenen keines aßen, und ihm auch die Kriegsmaschinen, die dem König gehörten, zurück zu geben. Was geschah nun? Der Sultan ließ den König fragen, welche sichere Gewähr er ihm für die Zurückgabe von

Damiata zu leisten vermöchte. Es wurde ihm darauf geantwortet, er möge einen der Brüder des Königs, entweder den Grafen von Anjou oder den Grafen von Poitiers, als Gefangenen zurückbehalten, bis der König sein Versprechen erfüllt habe. Die Sarazenen, mit diesem Anerbieten nicht zufrieden, verlangten als Unterpfand die Person des Königs. Darauf erwiederte aber der gute Ritter Gottfried von Sergines, auf keinen Fall sollten die Sarazenen die Person des Königs haben; lieber wollte er, die Feinde hätten sie alle getödtet, als daß man ihnen den Vorwurf machte, sie hätten ihren König verpfändet. Dabei blieb man denn auch. Das Siechthum aber, von dem ich oben gesprochen, fing nun an, im Heere weiter um sich zu greifen, und machte solche Fortschritte, daß die Bader den Kranken dicke Fleischmassen, die sich an den Zähnen angesetzt hatten und das Essen unmöglich machten, herausschneiden mußten. Welch' herzzerreißendes Mitleid flößten da diejenigen nicht ein, denen man das todte Fleisch herausnahm. Sie kamen mir

wie arme Weiber vor, die in Geburtsschmerzen liegen. Nein, ich vermag für solchen Jammer keinen Ausdruck zu finden.

Bei dem Anblick dieses Elends faltete der gute Herr König die Hände, das Angesicht gen Himmel erhoben, den Herrn für Alles lobpreisend, was er ihm schicke. Indem er jedoch einsah, daß er nicht länger in diesem Zustand bleiben könne, ohne daß er und alle seine Leute die sichere Beute des Todes würden, befahl er, am Dienstag des Abends nach der Oktave der Osterfeier aufzubrechen, um nach Damiata zurückzukehren. Er ließ an die Schiffsleute den Befehl ergehen, die Fahrzeuge bereit zu halten und alle Kranken aufzunehmen, um sie nach Damiata zu bringen. Auch befahl er dem Joscelin von Cornaut und seinen andern Werkleuten, die Brücke abzubrechen, welche die beiden Flußufer verband. Unglücklicher Weise ward diesem Gebote nicht Folge geleistet. Als ich sah, daß ein Jeder Vorbereitungen traf, um nach Damiata zurückzukehren, begab ich mich in mein Schifflein nebst zweien von meinen Rittern, die mir von meinem Gefolge noch

übrig geblieben waren. Gegen Abend, als tiefes Dunkel einzubrechen begann, befahl ich meinem Schiffsmann, den Anker zu lichten und fortzufahren. Allein er antwortete mir, das wage er nicht; zwischen uns und Damiata befänden sich die großen Barken des Sultans, dessen Leute uns alle auffangen und tödten würden. Die Schiffer des Königs hatten große Feuer angezündet, um die armen Kranken zu erwärmen und in ihre Barken aufzunehmen. Da bemerkte ich beim hellen Widerschein des Feuers die Sarazenen, die in unser Heer eindrangen und die Kranken mordeten, die auf dem Ufer des Flusses warteten, bis man sie in die Galeeren brachte. Wie nun meine Schiffsleute den Anker gelichtet hatten und ein wenig abwärts zu fahren versuchten, siehe! da kamen die Schiffer herbeigerudert, welche die armen Kranken in ihre Barken aufnehmen sollten; und um nicht selbst, wie die am Ufer befindlichen Leidenden, ein Opfer der Feinde zu werden, drängten sie in eiligster Flucht von allen Seiten her mein Fahrzeug, daß ich jeden Augenblick gewärtigte, in Grund ge-

segelt zu werden. Wir entrannen indeß der Gefahr und ließen unser Schiff fortschwimmen. Als der König, der an der Lagerseuche, wie die andern, litt, sah, daß wir ihn im Stiche ließen, während er sich doch auch in unserer Barke hätte retten können, würde er nicht den Tod der Flucht vorgezogen haben, durch die sein Volk von ihm verlassen worden wäre; — so rief er uns zu, wir sollten halten; ließ uns auch mit Bolzen begrüßen, auf daß wir warteten, bis er uns forttreiben ließe. Ich will nun in meiner Erzählung hier stehen bleiben und berichten, auf welche Weise der König gefangen genommen wurde, wie er es mir später selbst erzählte. Er hatte seine Schlachtordnung verlassen und war mit Ritter Gottfried von Sergines zu der Walthers von Chastillon hinübergegangen, der den Nachtrab anführte. Der König ritt auf einem kleinen Renner, bloß in ein seidenes Gewand gehüllt. Von seinen Leuten war ihm nur der gute Ritter Gottfried von Sergines übrig geblieben, der ihn bis zu der kleinen Stadt Casel [36]) begleitete, wo der König gefangen wurde. Ehe ihn aber die

Sarazenen in ihre Gewalt bekamen, vertheidigte ihn Gottfried wacker mit seinem Schwerte, gleich dem wachsamen Diener, der sorgsam die Fliegen von der Trinkschale seines Gebieters wegscheucht. Denn so oft sich die Feinde näherten, hieb Ritter Gottfried mit seinem guten Schwerte tapfer auf sie ein und wehrte sie beherzt ab, wie denn auch seine Kraft und sein Muth verdoppelt schien. So führte er ihn bis nach Casel, und hier ward er vom Rosse gehoben und sein Haupt in den Schooß einer Bürgerin von Paris gelegt. Da nun fürchteten Alle, er werde den Schritt des Todes thun, und Niemand hoffte, daß er jenen Tag noch erleben werde.

Bald kam zum König Ritter Philipp von Montfort und sagte ihm, er habe soeben den Emir des Sultans gesehen, mit dem er früher den Waffenstillstand unterhandelt; und wenn er es genehmige, wolle er abermals mit dem Emir davon sprechen. Der König bat ihn, das zu thun, er werde die Friedensvorschläge annehmen, die sie ihm anbieten würden. Sofort begab sich Ritter

Philipp von Montfort zu den Sarazenen, die ihre Turbane vom Haupte genommen hatten. Er zog seinen Ring vom Finger und übergab ihn dem Emir der Sarazenen als Gewähr dafür, daß man sich zum Waffenstillstand verstehe. Nach diesem Vorfall ereignete es sich, daß ein Verräther, Namens Marcel, unsern Leuten laut zurief: „Edle Ritter, ergebet euch alle, der König gebietet es euch durch mich; und werdet nicht an seinem Tode schuldig.“ Bei diesen Worten erschracken Alle, und weil sie glaubten, der König hätte ihnen dieß geboten, ergaben sie sich insgesammt den Feinden. Als nun der Emir sah, daß die Sarazenen die Leute des Königs gefangen fortführten, sagte er zu Ritter Philipp von Montfort, er könne ihm den Waffenstillstand nicht zusichern, indem ja alle seine Genossen von den Sarazenen zu Gefangenen gemacht worden seien. Darüber erschrack nun Philipp von Montfort nicht wenig. Denn er wußte, daß auch er, wenn gleich als Vermittler des Friedens gekommen, werde gefangen genommen werden; und er war verlegen, bei wem er Hülfe suchen

solle. Im Heidenland herrscht nämlich eine sehr üble Sitte; denn wenn der Sultan und ein König jener Länder einander Gesandte schicken, um einen Waffenstillstand durchzusetzen, und einer der Fürsten stirbt, so wird der Gesandte, wenn man ihn vor Abschließung des Waffenstillstandes auffindet, gefangen genommen, mag er vom Sultan oder vom König abgeschickt worden sein.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wie es dem Sir von Joinville auf seiner Flucht ergangen.

Wir andern, die wir zu Wasser nach Damiata zu entfliehen gedachten, waren nicht glücklicher, als die, welche auf dem Lande zurückgeblieben waren. Denn wir wurden gefangen genommen, wie ich so gleich erzählen werde. Es erhob sich ein heftiger Wind, der von Damiata her gegen uns wehte, und uns also zwang, zu den Sarazenen zurückzukehren. Wohl hatte der König zur Bewachung der Kranken auf dem Flußufer mehrere Ritter zurückgelassen, zu denen wir uns jetzt hätten zurückziehen können. Allein sie waren alle

entflohen. Als nun der Tag graute, kamen wir bei der Stelle an, wo die Barken des Sultans vor Anker lagen, die, wie oben berührt worden, die Zufuhr der Lebensmittel von Damiata zum Heere verhinderten. Wie sie unser ansichtig wurden, erhoben sie einen großen Lärm und schossen auf uns und auf andere unserer Leute, die beritten auf der andern Seite des Flusses standen, eine Wolke von Pfeilen nebst griechischem Feuer, so daß es schien, als fielen die Sterne vom Himmel. Nun ward auch der Sturm noch heftiger und trieb uns zu der einen Seite des Flußufers hin. Gegenüber hielt eine so große Masse unserer Schiffe, die der Mord- und Raublust der Sarazenen zur Beute geworden, daß wir uns ihnen nicht zu nähern wagten. Denn wir sahen, wie sie diejenigen, die sich in den Schiffen befanden, tödteten und in's Wasser warfen. Der Pfeilregen, der uns fortwährend bedrohte, nöthigte mich, mein Panzerhemd anzulegen, damit ich nicht verwundet würde. Da nun riefen einige von meinen Leuten, die auf dem Vordertheile unseres Fahrzeuges standen, mir zu:

„Herr, der Steuermann, von den Sarazenen bedroht, will uns an's Land setzen, da ermorden sie uns gleich." Sofort ließ ich mich von meinem Lager aufrichten, indem ich noch siechte, und das blanke Schwert in der Faust, drohte ich den Schiffern, sie zu tödten, wollten sie dem Ufer und den Sarazenen zusteuern. Sie antworteten, weiter zu kommen, sei unmöglich, und ich solle wählen, ob ich an's Land gehen oder im Strome ankern wolle. Da zog ich es vor, im Flusse zu ankern, als dem Ufer entgegen zu steuern, wo ich unsere Leute fortwährend hinmorden sah. Die Schiffleute folgten mir. Allein es währte nicht lange, so sahen wir vier Galeeren des Sultans auf uns zu rudern, in denen eine sehr große Menge Bewaffneter war. Da rief ich meine Ritter zusammen, auf daß sie mir riethen, was nun zu thun: uns den Barken des Sultans zu ergeben, oder dem Volke auf dem Lande. Alle waren einstimmig der Meinung, es wäre besser, wenn wir uns den Sarazenen ergäben, die auf uns zusteuerten, weil wir auf ihren Galeeren wohl alle vereinigt bleiben könnten,

als uns denjenigen Preis zu geben, die sich am Ufer befänden; denn diese würden uns von einander trennen und an die Beduinen verkaufen, von denen ich schon gesprochen. Diesen Rath mißbilligte ein Einziger, einer meiner Priester, der meinte, wir sollten uns Alle tödten lassen, um geraden Wegs in's Paradies einzugehen. Aber wir folgten ihm nicht, denn die Todesfurcht bestürmte uns zu heftig.

Als ich sah, daß ich mich ergeben müsse, nahm ich mein Kistchen, worin ich meine Juwelen und Reliquien aufbewahrte, und warf es über Bord. Einer meiner Schiffsleute sagte mir, wenn ich nicht den Sarazenen sagen ließe, daß ich ein Vetter des Königs sei, so würde die ganze Mannschaft ein sicherer Tod erwarten. Ich antwortete ihm, er möge sagen, was er wolle. Unterdessen kam die erste von den vier Barken schräg auf uns zu und legte bei unserm Schifflein an. Da schickte mir Gott — so glaube ich es — einen Sarazenen, der als Unterthan des Kaisers in dessen Landen geboren war.[37]) Einzig mit der Hose bekleidet,

war er meinem Schifflein zugeschwommen, und sprach, von der Seite mich umarmend: „Sir, verloren seid Ihr, so Ihr mir nicht glaubet. Zu Eurer Sicherheit und Rettung müßt Ihr Euch in's Wasser werfen. Mit der Wegnahme des Schiffes beschäftigt, werden die Andern das nicht sehen.“ Dann ließ er von der Galeere aus ein Tau mir zuwerfen, und mich daran festhaltend sprang ich in's Wasser, mir nach der Sarazene, der mich aufrecht erhielt und mir die Galeere erreichen half. Denn ich war von meiner Krankheit so geschwächt, daß ich jeden Augenblick untersinken wollte.

Ich wurde in die Galeere hinaufgezogen, in der noch gegen achtzig Männer zurückgeblieben waren; die andern hatten mein Schiff betreten. Immer hielt mich noch der gute Sarazene in seinen Armen. Darauf ward ich an's Land gebracht, und man fiel hier über mich her, um mir die Gurgel abzuschneiden. Anderes erwartete ich nicht. Allein der Sarazene, der mich aus meinem Schiffe gezogen, wollte mich nicht loslassen und schrie seinen Leuten zu: „Der Vetter des Königs, der

Vetter des Königs!“ Schon fühlte ich das Messer an der Kehle, schon hatten sie mich auf die Kniee zur Erde niedergeworfen. Gott aber rettete mich aus dieser Gefahr durch jenen Sarazenen, der mich auf das Verdeck führte, wo seine Gefährten beisammen waren. Sie nahmen mir das Panzerhemd ab, erbarmten sich des Siechthums, in welchem sie mich erblickten, und warfen mir die mit Grauwerk besetzte Scharlachdecke zu, die mir meine Mutter geschenkt hatte. Einer von ihnen brachte eine weiße Binde, womit man die Decke über mir befestigte; ein anderer Sarazene hüllte meinen Kopf in eine warme Binde ein. Da fing ich denn nun mit den Zähnen zu klappern an, theils aus Furcht, theils in des Fiebers Anfall. Ich verlangte zu trinken, und man überbrachte mir Wasser in einem Topf. Allein sobald ich es hinunter geschluckt zu haben wähnte, quoll es mir aus der Nase heraus. Gott weiß, in welch' kläglichem Zustand ich mich befand. Ich war mehr auf den Tod, als auf das Leben gefaßt; denn ich hatte ein Geschwür im Hals. Als meine Leute mir das Wasser also

aus den Nasenlöchern fließen sahen, da begannen sie um mich zu weinen und stimmten die Trauerklage an. Der Sarazene, der mich gerettet, frug sie, warum sie so weinten. Sie erwiederten ihm,' ich sei dem Tode nahe, denn ich hätte ein Geschwür im Hals, das mich ersticken werde. Das berichtete der gute Sarazene einem der feindlichen Ritter, und der vermaß sich, mittelst eines Trankes binnen zwei Tagen mich herzustellen. Das that er denn auch, und bald ward ich mit der Hülfe Gottes und des Getränkes gerettet, das mir der Sarazene gereicht.

Gleich nach meiner Genesung ließ mich der Befehlshaber der Galeeren zu sich rufen, um zu erfahren, ob ich in der That ein Vetter des Königs sei, wie man ihm gesagt. Das verneinte ich, und erzählte, wie und warum das Gerede aufgebracht worden. Mein Schiffer habe mir also gerathen, weil er fürchtete, die Sarazenen, die uns gefangen genommen, möchten uns sammt und sonders niedermachen. Da meinte der Befehlshaber, ich sei gut berathen worden; denn sonst hätten sie

uns ohne Fehl kalt gemacht und in den Fluß geworfen. Er frug mich nun abermals, ob ich den deutschen Kaiser Friedrich kenne, der damals lebte; und ob ich zu seiner Verwandtschaft gehöre. Ich antwortete ihm, wie es auch wahr ist, so viel ich wisse, sei meine Frau Mutter des Kaisers Muhme, von ihrem Großvater her.[38]) Da versicherte mir der Befehlshaber, daß er mich deßhalb um so lieber habe. Als wir nun hier aßen und tranken, ließ er vor mich einen Pariser Bürger kommen. Wie der mich sah, frug er mich: „Sir, was beginnt Ihr denn?“ Was ich beginne? versetzte ich. Darauf strafte er mich, daß ich am Freitag esse. Ich aber schob eilends die Schüssel von mir weg. Als der Befehlshaber dieses sah, frug er den Sarazenen, der mich gerettet, und der an meiner Seite stand, warum ich nicht mehr esse. Dieser sagte ihm, weil es Freitag sei, und ich nicht daran gedacht hätte. Der Befehlshaber aber erwiederte, Gott sei dadurch nicht beleidigt worden, weil ich es wider mein Wissen gethan. Aber wisset, daß oft der Legat, der den König begleitete,

mir mein Fasten verwies, weil ich so krank sei; ich sei ja doch der einzige von den Herrn des Rathes, der noch um den König wäre, weßhalb ich Unrecht thue, so ich faste. Allein wenn ich auch Gefangener war, so unterließ ich doch nicht, dieses Gebot alle Freitage bei Wasser und Brod zu befolgen.

Am Sonntag nach meiner Gefangennehmung ließ uns der Befehlshaber Alle auf das Ufer bringen. Mein Kaplan Sir Johann ward aus dem untern Schiffsraum gezogen; als er aber die frische Luft athmete, wurde er ohnmächtig. Unverzüglich tödteten ihn die Sarazenen in meiner Gegenwart und warfen ihn in den Fluß. Sein Diakonus war von der im Heere herrschenden Krankheit nicht minder erschöpft; die Sarazenen warfen ihm einen Mörser auf den Kopf und stießen ebenfalls den Leichnam in den Strom. Ebenso machten sie es mit den andern Gefangenen. Denn so oft die Feinde einen aus dem Bodenraum des Schiffes hervorzogen, der sehr krank oder schwach war, tödteten sie ihn und warfen ihn in's Wasser. So wurden die armen Kranken behandelt. Als

ich diese Grausamkeit sah, ließ ich ihnen durch den mir ergebenen Sarazenen sagen, daß sie Unrecht thäten; es sei dies gegen das Gebot Saladin's, des Heiden, der gesagt, man solle keinen Menschen tödten oder umkommen lassen, nachdem man ihm von seinem Brod und Salz zu essen gegeben. Allein sie ließen mir zurückmelden, daß diese Menschen Nichts mehr taugten, indem sie so siech darniederlägen. Hierauf hießen sie vor mich alle meine Schiffsleute kommen, von denen ich erfuhr, daß sie sämmtlich ihren Glauben verläugnet hätten. Ich sagte ihnen, sie hätten dieß bloß aus Furcht gethan, getödtet zu werden, und sie würden, sobald sie in der Heimath angekommen wären, zum Glauben zurückkehren. Darauf antwortete mir der Schiffsbefehlshaber, ich hätte wohl Recht, und Saladin habe gesagt, aus einem Christen würde niemals ein guter Sarazene, so wenig als aus einem guten Sarazenen ein Christ würde. Dann ließ er mich ein Pferd besteigen, und wir ritten mit einander über eine Brücke, zu dem Ort, wo der heilige Ludwig und die andern Gefangenen ver-

weilten. Am Eingang eines großen Gezelts fanden wir den Schreiber, dem der Sultan den Auftrag gegeben, die Namen der Gefangenen aufzuzeichnen. Auch ich mußte meinen Namen angeben, der ebenfalls aufgeschrieben wurde. Auf dieser Stelle schied alsdann der Sarazene, der mein Retter geworden und mich immer begleitet hatte: „Weiter, Sir, darf ich Euch nicht folgen, das verzeihet mir. Ich empfehle Euch aber den Knaben, den Ihr an Eurer Seite führet. Haltet ihn immer an der Hand; denn sonst werden ihn die Sarazenen tödten, das weiß ich." Das Kind hieß Bartholomäus von Montfaucon und war ein Sohn des Ritters Montfaucon von Bar. Sobald mein Name aufgezeichnet war, führte mich der Befehlshaber mit dem Knaben in das Gezelt, worin die französischen Barone weilten mit einer sehr großen Menge anderer Männer. Sie erhoben ein donnerndes Freudengeschrei, wie sie mich erblickten; denn sie hatten mich verloren gegeben.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Wie die gefangenen Christen behandelt wurden. — Die vom Sultan versuchte Unterhandlung mit den Baronen bleibt ohne Erfolg. — Diese besorgen, ihr Leben einzubüßen. — Der Sultan legt dem Könige dieselben Bedingungen zu seiner Befreiung auf, wie den Baronen. — Er läßt sich aber eben so wenig darauf ein und trotzt standhaft den feindlichen Drohungen. — Endlich entscheidet man sich zu einem Lösegeld.

Wie wir also bei einander waren, harrend auf Gottes Hülfe, währte es nicht lange, so führte uns ein Sarazene weiter in ein anderes Gezelt, wo wir streng gehalten wurden und schlechte Nahrung bekamen. Viele andere Ritter und Krieger waren auch gefangen und befanden sich in einem großen Hof eingeschlossen, der mit Mauern, die man von Erde aufgeworfen, umgeben war. Man ließ sie einen nach dem andern hervorholen, und frug sie, ob sie wohl ihres Glaubens sich begeben wollten. Die nun, welche ihre Religion abschworen, wurden beiseits gestellt; jenen aber, die sich nicht dazu verstanden, schlug man alsogleich den Kopf ab.

Bald darauf sandte der Sultan zu uns einen Unterhändler, der von uns einen Botschafter erbat,

dem er den Willen seines Gebieters mittheilen wolle. Wir bestimmten dazu einstimmig den Grafen Peter von Bretagne. Die Sarazenen hatten nun einen Dolmetscher, der war der französischen Sprache mächtig. Seine Rede lautete also: „Ihr Herren, der Sultan schickt uns zu Euch, um zu erfahren, ob Ihr nicht befreit zu werden begehret, und was Ihr ihm wohl geben oder thun wolltet, auf daß Ihr Eure Befreiung erlangen könntet.“ Auf des Sarazenen Frage entgegnete der Graf Peter von Bretagne, allerdings möchten wir gerne aus den Händen des Sultans befreit sein und das thun, was billig und recht. Darauf frug der Botschafter des Sultans den Grafen von Bretagne, ob wir zu unserer Befreiung nicht einige Schlösser und Plätze ausliefern wollten, die den überseeischen Baronen gehörten. Der Graf erwiederte, das vermöchten wir wohl nicht zu thun, sintemal die genannten Schlösser und Plätze dem damaligen deutschen Kaiser gehörten, und er niemals einwilligen würde, daß der Sultan sie in seine Gewalt bekäme. Nochmals frug der Botschafter des

Sultans, ob wir keines von den Schlössern der Templer oder der Hospitaliter ausliefern wollten. Auch das könne nicht geschehen, war des Grafen Gegenrede; denn das wäre gegen den herkömmlichen Eid, demgemäß die über solche Schlösser gesetzten Burgvögte sich vor Gott und in ihrem Gewissen verbindlich machen müßten, die ihnen anvertrauten Burgen für die Befreiung eines Menschen unter keiner Bedingung zu übergeben. Da versetzten die Sarazenen, es schiene, daß wir keine Lust hätten, unserer Fesseln ledig zu werden; man werde also gegen uns ebenso, wie gegen die andern das Schwert zu gebrauchen wissen. Darauf entfernte sich der Botschafter des Sultans, und es kam nach ihm ein alter Sarazene, ein hochgewachsener Mann; der hatte bei sich eine große Menge junger Sarazenen, an deren Seite ein Schwert hing, so daß uns darob ein gewaltiger Schreck in's Herz fuhr. Dann ließ uns jener greise Mann durch einen Dolmetscher, der unsere Sprache verstand und sprach, fragen, ob es denn wahr sei, daß wir an einen einzigen Gott glaubten, der für

uns geboren, gekreuzigt worden, gestorben und am dritten Tag wieder auferstanden sei. Das bejahten wir, worauf er uns entgegnete, wir sollten nicht muthlos werden, wenn wir solche Verfolgungen für ihn erlitten hätten, und noch erdulden müßten; denn noch seien wir nicht für ihn in den Tod gegangen, wie er für uns gethan; weil er aber die Macht gehabt, sich wieder zu erwecken, so werde er uns gewiß bald auch befreien. Sofort entfernte sich der Sarazene und mit ihm die jungen Leute, ohne uns irgend ein Leid anzuthun. Ein Stein fiel mir vom Herzen, und ich athmete freier; denn mein Glaube war, sie seien gekommen, uns allen die Köpfe abzuschneiden. Es dauerte aber nicht lange, so erhielten wir Nachricht von unserer Befreiung.

Es kam nämlich bald darauf der Botschafter des Sultans zu uns zurück und berichtete uns, der König betreibe unsere Befreiung; wir möchten ihm vier von den unsrigen schicken, um zu erfahren, in welcher Weise er diesen Vertrag abschließen wolle. Wir schickten zu diesem Zwecke die Ritter

Johann von Valeri, Philipp von Montfort, Balduin von Ibelin, Seneschall von Cypern, und Guyon von Ibelin, dessen Bruder und Connetable von Cypern. Diese vier Ritter meldeten uns bald die Bedingungen unserer Befreiung zurück. Um den König auf die Probe zu stellen, hatte der Botschafter an ihn dasselbe Ansinnen, wie an uns, gestellt. Unser guter Herr König aber hatte auf ihr Begehren das Nämliche entgegnet, was der Graf Peter von Bretagne. Und wie die Sarazenen gewahrten, der König wolle ihren Wünschen nicht willfahren, drohten sie, ihn auf die Folter zu spannen. Es ist dieß die furchtbarste Marter, die man sich denken kann. Zwei Balken sind oben mit einander verbunden. Derjenige, der nun auf die Folter gespannt werden soll, wird auf die Seite zwischen die beiden Balken gelegt; seine Füße werden durch dicke nagelförmige Pflöcke gesteckt; dann wird ein Brett darauf gelegt, und oben drauf setzt sich ein Mann. Dem also Gemarterten werden durch diese Folter alle Gebeine und Knochen gebrochen. Um ihm aber noch weher

zu thun, richtet man ihm nach drei Tagen die Beine wieder ein, die dick angelaufen sind, und zerbricht sie von Neuem. Und damit er sich drinnen nicht bewege, bindet man ihn am Kopfe mit dicken Ochsenziemern fest. Aller dieser Drohungen aber achtete der König nicht, der vielmehr den Sarazenen sagte, er sei ihr Gefangener, und sie könnten mit ihm machen, was sie wollten.

Als die Feinde bemerkten, daß der König durch Drohungen nicht könne besiegt werden, traten sie wieder vor ihn und frugen ihn, wie viel Lösegeld er dem Sultan außer Damiata, das er ihm obendrein ausliefern müßte, geben wolle. Wenn der Sultan ein dem Recht und der Billigkeit entsprechendes Lösegeld annehmen wolle, war des Königs Antwort, so werde er um ein solches an die Königin schreiben. Die Sarazenen frugen ihn, warum er an die Königin sich wenden wolle. Er thue das aus gutem Grund, erwiederte er; denn sie sei seine Gebieterin und Lebensgefährtin. Darauf begaben sie sich zu ihrem Herrn zurück, um von ihm zu erfahren, wie viel er vom König ver-

lange. Bald kamen sie wieder zu diesem und meldeten ihm, wenn sich die Königin zu einer Million Goldbesanen verstehen wolle, die damals fünfhunderttausend Livres werth waren, so könne sie dadurch des Königs Befreiung erwirken. Da frug er sie eidlich, wenn die Königin dem Sultan die fünfhunderttausend Livres bezahlte, ob dieser alsdann in seine Befreiung einwilligen würde. Wiederum kehrten sie zum Sultan zurück, um zu erfahren, ob er sich zu diesem Versprechen verbindlich mache. Sie brachten dessen Antwort dem König zurück, und schwuren ihm, daß es also ihres Gebieters Wille sei. Nun versprach der König, er wolle gern als Lösegeld für seine Leute fünfhunderttausend Livres dem Sultan zahlen und ihm zu seiner Befreiung Damiata ausliefern; denn es sei nicht seine Art, mit Geld zu kargen oder seine Befreiung ohne Entgelt zu fordern. Als der Sultan von dem guten Willen des Königs hörte, sagte er: „Meiner Treu', edel und hochherzig denkt der Franzose, der ohne Zaudern sich zu so großer Summe versteht und sogleich

sie zu bezahlen sich verpflichtet. Berichtet ihm zurück, setzte er hinzu, daß ich ihm hunderttausend Livres des Lösegeldes erlasse, und er mir nur vierhunderttausend zu zahlen braucht."

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Das Lustschloß des Sultans. — Wie er als Opfer einer Verschwörung der Emire und seiner Leibwache fällt. — Neue Gefahr für den Seneschall und seine Begleiter.

Darauf nun ließ der Sultan die vornehmsten und edelsten Leute des Königs in vier Galeeren zu Wasser nach Damiata bringen. In der Barke, worin ich mich befand, waren der gute Graf Peter von Bretagne, Wilhelm Graf von Flandern, Johann der gute Graf von Soissons, Ritter Imbert von Beaujeu, Connetable, und die beiden edlen Ritter Balduin von Ibelin, und Guyon sein Bruder. Man ließ uns vor einem großen Lusthause landen, welches der Sultan an dem Flusse hatte errichten lassen. Vor diesem Gebäude stand ein schöner, aus tannenen Brettern gezimmerter Thurm, welcher mit bemalter Leinwand umschlossen und

mit einem Thore versehen war, das den Eingang bildete. Hinter demselben war ein großes Gezelt ausgespannt. Hier legten die Emire, wann sie sich zu ihrem Herrn begeben wollten, die Schwerter und Harnische ab. Dann folgte wieder ein schönes großes Thor, durch das man in den Saal des Sultans gelangte. Daneben war ein anderer Thurm, gebaut wie der erste, und in diesem stieg man zu seinem Gemache hinauf. Inmitten des Gebäudes befand sich eine Wiese, auf der sich ebenfalls ein Thurm erhob, größer, als alle andern; denselben bestieg der Sultan, wann er das ganze Land ringsum und die beiden feindlichen Heere übersehen wollte. Von der genannten Wiese zog sich ein Lustgang zum Ufer des Flusses herab, wo der Sultan ein Gezelt hatte aufschlagen lassen, um sich daselbst zu baden. Alle Gebäude dieses Lustschlosses waren mit hölzernen Gittern versehen, und dieselben mit blauem Tuche überdeckt, damit man von außen nicht hinein sehen könnte. Ebenso waren alle Thürme mit Leinwand überzogen. Vor diesem Hause kamen wir am Donnerstag vor der

Himmelfahrt unseres Herrn an. Dort wurde der König in ein Gezelt geführt, um mit dem Sultan sich zu unterreden und ihm zu versprechen, daß er ihm am folgenden Samstag Damiata ausliefern werde.

Als wir uns zur Abreise nach dieser Stadt anschickten, um dieselbe dem Sultan zurück zu geben, geschah es, daß der Emir, der zur Zeit des vorigen Sultans noch in Diensten stand, seinen stillen Ingrimm und Groll gegen dessen Sohn nicht länger verhielt. Denn als jener gestorben war, hatte dieser Emir ihn aus dem Orient berufen, seinem Vater in der Herrschaft zu folgen. Allein er begünstigte diejenigen, die er aus den fremden Ländern mit sich gebracht, mehr, als die einheimischen Sarazenen, deren Stellen und Aemter er mit jenen besetzte. Auch den erwähnten Emir traf dieses Loos. Die Unzufriedenen traten zu einer Verschwörung zusammen, und sprachen also zu einander: „Ihr Herren, ihr seht die Schmach, die uns der Sultan angethan. Denn er hat uns die Vorrechte und Aemter genommen, zu welchen

uns sein Vater berufen. Darum können wir gewiß sein, er werde uns, wann einmal die Veste Damiata ihm ausgeliefert ist, wohl einkerkern und tödten lassen, weil er fürchtet, wir möchten im Verlauf der Zeit Rache an ihm nehmen, wie sein Vorfahrer sich an denen gerächt, welche die Grafen von Bar und von Montfort gefangen genommen. Daher ist es besser, wir tödten ihn, bevor er noch unserer Gewalt entweicht." Alle waren einig. Sie unterhandelten deßhalb auch mit der Leibwache des Sultans, von der ich früher Erwähnung gethan. Diese pflichtete der Verschwörung bei und versprach ihnen, den Sultan ermorden zu wollen.

Als nun dieser eines Tages die Ritter der Leibwache Haulequa zu Tische geladen hatte, geschah es, daß er sich nach der Mahlzeit in sein Gemach zurückziehen wollte. Da sprang ihm einer von jenen nach, zog sein Schwert, traf jedoch den Sultan nur zwischen den vier Fingern und spaltete ihm die Hand bis zum Arme. Da wandte er sich zu seinen Emiren um, welche die That beschlossen,

und sagte zu ihnen: „Ihr Herren, ich beklage mich bei euch über jene Ritter, die mich haben tödten wollen, wie ihr es an meiner Hand ersehen könnet." Sie aber antworteten ihm Alle einstimmig, es sei besser, sie tödteten ihn, als daß er sie um's Leben brächte, wie er ja doch zu thun gedächte, wann einmal Damiata in seiner Gewalt wäre. Die Emire fingen es wirklich schlau an. Denn sie ließen in die Trompeten stoßen, worauf sich das ganze Heer der Sarazenen versammelte, um den Willen des Gebieters zu vernehmen. Die Emire, ihre Mitschuldigen und Verbündeten machten den sarazenischen Truppen, um sie zu entfernen, glauben, Damiata sei genommen; der Sultan sei schon auf dem Wege dahin und befehle ihnen, ihm gewaffnet zu folgen. Schnell rüsteten sie sich und zogen eilends gegen Damiata. Uns aber erzitterte das Herz abermals von großem Schrecken, weil wir glaubten, diese Stadt sei wirklich genommen.

Nachdem der noch sehr junge Sultan den gegen ihn angezettelten Verrath erkannt, entfloh er in seinen hohen Thurm, der sich, wie ich gesagt,

neben seinem Gemache befand. Denn die Leute der Leibwache hatten schon alle Gezelte niedergerissen und umringten nun den Thurm, wohin er sich geflüchtet. Dort waren drei seiner Dienstleute, die mit ihm zu Tische gesessen waren; sie riefen ihm zu, er möge hinuntersteigen. Er erwiederte ihnen, gern wolle er das thun, nur sollten sie ihn in Sicherheit bringen. Sie aber gaben ihm zur Antwort, daß sie ihn mit Gewalt herabzusteigen nöthigten, so er nicht freiwillig ginge; denn noch sei er nicht zu Damiata. Dann zündeten sie mit griechischem Feuer den Thurm an, der aus Tannenholz gezimmert und mit Leinwand überzogen war. Der Thurm gerieth sogleich in Brand; und ich kann versichern, niemals habe ich ein schöneres, noch plötzlicheres Feuer gesehen. Von den Flammen bedrängt, sprang nun der Sultan schnell zur Wiese herab, von der ich oben gesprochen, und floh nach dem Flusse hin. Aber ein Ritter aus seiner Leibwache ereilte ihn und rannte ihm sein Schwert in die Lenden; der Sultan stürzte verwundet in's Wasser; und neun

Ritter schwammen ihm nach und tödteten ihn ziemlich nahe an unserer Barke. Darauf schlitzte ihm einer dieser Ritter, der Faracataic hieß, mit seinem Schwerte den Leib auf und riß ihm das zuckende Herz heraus. Nach dieser That kam er zum König mit noch blutiger Hand und frug ihn also: „Was gibst du mir, daß ich deinen Feind getödtet, der dich hätte ermorden lassen, wäre er am Leben geblieben?“ Kein Wort entgegnete der fromme Fürst auf diese Frage.

Nach dieser That stürmten wohl dreißig der Mordgenossen mit Streitäxten und mit blanken Schwertern in unsere Barke. Ich frug den Ritter Balduin von Ibelin, dem ihre Sprache geläufig, was die Leute vorhätten. Er sagte mir, sie seien gekommen, uns die Hälse abzuschneiden. Da war ich Zeuge, wie sogleich sehr viele unserer Leute einem Trinitarier beichteten, der sich im Gefolge des Grafen Wilhelm von Flandern befand. Was mich betrifft, so wußte ich nicht mehr von Sünde, noch von Missethat, ich dachte nur an den Todesstreich, den ich empfangen sollte.

Sofort kniete ich zu den Füßen eines Sarazenen nieder, ihm den Hals hinstreckend, und sprach, indem ich mich bekreuzte: „Also starb die heilige Agnes.“ Neben mir kniete Ritter Guyon von Ibelin, Connetable von Cypern; er beichtete mir und ich gab ihm die Absolution in der Weise, wie mir das von Gott vergönnt war. Als ich aber aufgestanden war, erinnerte ich mich keines Wortes mehr von dem, was er mir gesagt.

Wir wurden hierauf in den Bodenraum der Galeere gebracht. Die ganze Nacht brachten wir in beklagenswerther Lage zu. Ich hatte meine Füße neben dem Gesichte des Grafen Peter von Bretagne, und ebenso lagen seine Füße neben dem meinigen. Am andern Tage wurden wir hervorgezogen; die Emire ließen uns sagen, wir sollten ihnen dieselben Verpflichtungen erneuern, die wir dem Sultan gemacht. Die, welche gehen konnten, begaben sich zu ihnen. Ich aber, der Graf von Bretagne und der Connetable von Cypern, wir blieben; denn wir waren schwer verwundet.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Erneuerung des Vertrags zwischen dem Könige und den Emiren. — Wie derselbe gegenseitig beschworen ward, wie aber der fromme Herr König sich weigerte, den eines christlichen Fürsten unwürdigen Eid abzulegen.

Der Graf von Flandern, der Graf von Soissons und die andern, die gehen konnten, begaben sich zu den Emiren und wiederholten ihnen die Bedingungen unserer Befreiung. Die Emire versprachen, sie würden, sobald man ihnen Damiata ausgeliefert hätte, den König und die übrigen Gefangenen in Freiheit setzen. Ebenso ließen sie ihm wissen, der Sultan hätte ihm und allen seinen Leuten die Köpfe abschlagen lassen, wenn er am Leben geblieben wäre; schon hätte er gegen die Verträge und Versprechungen, die er dem König gemacht, mehrere reiche Leute nach Babylon bringen und dort umbringen lassen; auch wüßten sie recht gut, wie er bereits im Voraus beschlossen, daß, wie er Damiata in seiner Gewalt hätte, alle Andere getödtet werden sollten.

Außerdem mußte der König schwören, daß

er vor seinem Abzuge zweihunderttausend Livres und die übrige Summe in Acre bezahlen wolle. Zur sichern Gewähr für die Erfüllung dieser Zusage sollten die Kranken, die sich in Damiata befanden, sammt den Armbrüsten, Waffen, Kriegsmaschinen und dem gesalzenen Fleisch zurückbehalten werden. Dieser eidliche Vertrag zwischen dem König und den Emiren wurde schriftlich aufgezeichnet. Diese nun schwuren, daß sie, im Falle sie treubrüchig würden, so entehrt sein wollten, wie derjenige, der mit entblößtem Haupte eine Pilgerschaft zu Mahommed anträte, und wie derjenige, welcher seine Frau verließe und sie hierauf wiedernähme. Dann schwuren sie auch, im Falle sie ihren Eid brechen würden, wollten sie entehrt sein, wie der Sarazene, der Schweinefleisch äße. Der König nahm diese Schwüre entgegen, weil Meister Nikolaus von Acre, der die sarazenischen Sitten kannte, ihm sagte, daß sie keinen schwerern Eid leisten könnten.

Nachdem die Emire geschworen, verlangten sie, daß nun auch der König einen Eid ablegen

solle, wie sie es haben wollten, und wie ihnen von einigen Renegaten, welche sich bei ihnen befanden, gerathen worden; nämlich: im Falle der König sein Versprechen und die festgestellten Verträge nicht halte, solle er aus der Gesellschaft Gottes, seiner würdigen Mutter, der zwölf Apostel und aller Heiligen im Paradies ausgeschlossen werden; diesen Eid schwur der König. Er solle ferner, im Falle er den Vertrag nicht hielte, für meineidig erklärt werden, wie der Christ, der Gott, seine Taufe und sein Gesetz verleugnet habe und der, um Gott zu lästern, auf das Kreuz speie und es mit Füßen trete. Als der König diesen Eid vernommen, weigerte er sich entschieden, ihn abzulegen.

Sobald die Emire erfuhren, der König wolle den geforderten Eid nicht leisten, schickten sie zu ihm besagten Meister Nikolaus von Acre und ließen ihm durch diesen melden, sie seien über ihn sehr ungehalten; sie hätten doch den Eid vollständig abgelegt, wie ihn der König verlangt habe, und nun wolle er nicht so schwören, wie sie es von ihm gefordert. Meister Nikolaus bemerkte ihm

zudem noch, daß, wenn er nicht ihren Willen thue, sie ihm und allen seinen Leuten die Köpfe abschlagen würden. Darauf gab der König zur Antwort, sie könnten thun, wie es ihnen beliebte, er aber wolle lieber als guter Christ sterben, als den Zorn Gottes, seiner Mutter und seiner Heiligen auf sich laden.

Bei ihm befand sich der Patriarch von Jerusalem, ein ungefähr achtzigjähriger Greis. Dieser war zum König gekommen, um ihm die Befreiung von den Sarazenen zu erwirken. Nun bestand zwischen den Heiden und Christen die Sitte, daß, wenn ihre Fürsten im Kriege mit einander lagen, und der eine starb, während sie sich einander Gesandte schickten, diese gefangen genommen und zu Sclaven gemacht wurden, sowohl im Heidenland als auch bei den Christen. Weil also der Sultan, welcher jenem Patriarchen sicheres Geleit gewährt hatte, getödtet worden war, blieb der Patriarch als Gefangener bei den Sarazenen, eben so gut als wir. Als nun die Emire gesehen, wie furchtlos der König ihrer Drohungen spottete, über-

redete einer derselben die andern, der Patriarch habe ihn also berathen. Auch sagte der Emir, daß er, wenn man ihm glauben wolle, den König schon zum Schwur vermöchte. Denn er würde dem Patriarchen den Kopf abschlagen, daß er dem König in den Schooß flöge. Wirklich ergriffen die andern Emire alsogleich den guten Patriarchen und banden ihn in Gegenwart des Königs an eine Zeltstange so fest, daß ihm die auf dem Rücken eng zusammen gebundenen Hände in kurzer Zeit furchtbar aufschwollen, und ihm das Blut aus denselben herunter rann. Aber der hochbetagte Mann vermochte die Qualen nicht länger auszustehen und rief, von Schmerzen überwältigt dem Könige zu: „Ach Sir, ach Sir! schwöret herzhaft. Denn ich nehme die Sünde auf mich und meine Seele, da Ihr ja doch Euer Versprechen und den Schwur halten wollet.“ Ich weiß aber nicht, ob zuletzt noch der geforderte Eid geleistet wurde. Doch wie dem auch sei, die Emire waren nun zufrieden gestellt.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Von dem Gerüchte, daß die Sarazenen den heiligen Ludwig zu ihrem Sultan machen wollten. — Wie sie den guten Herrn König als den stolzesten Fürsten der Christenheit achteten. — Auslieferung von Damiata an die Feinde. — Wie unwürdig sich diese benahmen. — Die Emire berathschlagen abermals, ob sie den König und die andern Gefangenen nicht ermorden sollten; endlich beschließen sie doch ihre Befreiung.

Nun müßt ihr wissen, daß die Emire nach Ermordung des Sultans die Trompeten vor dem Gezelte des Königs laut erschallen ließen. Man sagte diesem, die Emire hätten große Lust, ihn einstimmig zum Sultan von Babylon zu machen. Und mich frug er eines Tages, ob ich wohl dächte, daß er das Königreich Babylon angenommen haben würde, wenn sie es ihm angeboten hätten. „Wohl thöricht würdet Ihr gehandelt haben, war meine Antwort, weil sie ihren Herrn gemordet!“ Gleichwohl entgegnete mir der König, er hätte das Anerbieten nicht abgelehnt. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß die Emire unter sich sagten, der König sei der stolzeste Christ, den sie jemals kennen gelernt. Denn sie sahen, wie

dieser Fürst, so oft er seine Herberge verließ, auf die Erde niederfiel und seinen ganzen Leib von unten bis oben bekreuzte. Und die Sarazenen setzten hinzu, daß sie, hätte ihr Mahommed ihnen der Leiden so viele auszustehen geboten, als Gott dem König auferlegt, niemals ihn angebetet oder an ihn geglaubt hätten. Nachdem nun zwischen dem König und den Emiren die gegenseitigen Verträge abgeschlossen und beschworen waren, wurde festgesetzt, daß am Tage nach Christi Himmelfahrt Damiata den Emiren ausgeliefert und der König mit allen andern Gefangenen in Freiheit gesetzt werden solle. Unsere vier Barken ankerten vor der Brücke von Damiata, und hier ließ man dem König ein Gezelt zu seinem Aufenthalt errichten.

Am andern Tag, ungefähr um die Stunde des Sonnenaufgangs begab sich Ritter Gottfried von Sergines in die Stadt, um sie den Emiren ausliefern zu lassen. Bald wurden auf den Stadtmauern die Paniere des Sultans aufgepflanzt; die sarazenischen Ritter betraten die Stadt und begannen von dem Wein, der sich in großer Masse

daselbst befand, dergestalt zu trinken, daß sie berauscht wurden. Unter andern kam einer in unsere Barke, zeigte sein blutiges Schwert und rühmte, er habe sechs von unsern Leuten getödtet. So etwas aber zu sagen, steht einem Ritter häßlich an, und sei er auch ein Sarazene. Ehe Damiata ausgeliefert wurde, begab sich die Königin mit all' unsern Leuten in unsere Schiffe, die armen Kranken ausgenommen, welche die Sarazenen zurückbehalten und dem König erst dann zurückgeben sollten, wann er ihnen das noch übrige Lösegeld gezahlt hätte. Ebenso sollte es mit den Kriegsmaschinen, mit den Waffen und dem gesalzenen Fleische gehalten werden, das die Sarazenen nicht aßen. Aber das verrätherische Volk tödtete alle Kranken und zerschlug die Maschinen und andere Geräthschaften, die sie zurückbehalten und seiner Zeit ausliefern sollten. Man legte Alles auf einen Haufen zusammen und zündete ihn an. So groß war das Feuer, daß es am folgenden Freitag, Samstag und Sonntag in hellen Flammen fortbrannte.

So nun ward Alles zertrümmert und niedergebrannt. Wir aber und mit uns der König, denen der Aufgang der Sonne die Stunde der Freiheit hätte bringen sollen — wir mußten jenen Tag ohne Speise und Trank zubringen. Jetzt neigte sich auch schon das Tagesgestirn zum Untergang, und wir lebten in der peinlichsten Ungewißheit über unser Loos. Es verhielt sich aber die Sache also: Die Emire lagen in Streit mit einander; denn fast alle sannen auf unsern Untergang. Einer aus ihnen sagte zu den Andern: „Ihr Herren, wenn ihr mir und denen, die meines Sinnes sind, glauben wollet, so tödten wir den König sammt allen ihn umgebenden Baronen. Dann haben wir vierzig Jahre Ruhe, weil ihre Kinder noch klein sind, und wir können solches ohne Gefahr thun, da Damiata in unsern Händen ist.“ Ein anderer Sarazene, Namens Scebrecy, aus Mauritanien gebürtig, stellte dagegen den andern vor, daß man, wenn sie den König tödteten, nachdem sie ihren Sultan ermordet, sagen könnte, die Aegyptier seien das schlechteste und treuloseste

Volk auf der ganzen Erde. Allein jener Emir, der zu unserer Ermordung gerathen, brachte für seinen Vorschlag allerlei Scheingründe vor. Allerdings hätten sie gefehlt, daß sie ihren Sultan ermordet, es sei diese That gegen das Gebot Mahommed's gewesen, der gesagt, man solle seinen Herrscher wie seinen Augapfel schirmen und behüten; und nachdem der Emir also gesprochen, zeigte er dieses Gebot in einem Buch, das er in der Hand hielt. „Aber, fuhr er fort, höret nun auch, ihr Herren, auf das andere Gebot." Er wandte das Blatt des Buches um und sagte, Mahommed befehle, man solle zur Befestigung des Glaubens den Feind des Gesetzes tödten; und, um auf seinen Vorschlag zurückzukommen, setzte er bei: „Beherziget nun, wie wir Böses gethan, indem wir wider die Gebote Mahommed's unsern Sultan gemordet, und wie schlecht wir handeln würden, wollten wir den König frei ausgehen lassen und nicht tödten, welche Gewähr er auch von unserer Seite habe. Denn er ist der größte Feind unseres Gesetzes." Diese Worte fanden zwar bei den Meisten williges Ge-

hör; aber unser Tod ward denn doch noch nicht einstimmig beschlossen. Dagegen kam einer der Emire, der unsern Untergang wollte, zum Ufer des Flusses, rief einige sarazenische Worte denen zu, die uns in den Barken bewachten, und bedeutete ihnen durch ein Zeichen mit dem Turban, welchen er von seinem Haupte nahm, sie sollten uns nach Babylon zurückführen. Wirklich lichtete man die Anker und fuhr wohl eine gute Stunde weit wieder zurück. Unter uns entstand große Trauer, und manch' heiße Thräne entquoll den Augen. Denn wir fürchteten alle, getödtet zu werden.

Aber nach dem Willen Gottes, der niemals seiner Diener vergißt, ward ungefähr gegen Sonnenuntergang unter den Emiren unsere Befreiung und Rückkehr nach Damiata beschlossen. Unsere vier Barken landeten sofort am Ufer des Flusses. Wir baten, daß man uns an's Land setzte. Aber man wollte dieß nicht eher thun, als bis wir gegessen; und die Sarazenen sagten, es sei eine Schande für die Emire, wenn sie uns ganz nüchtern aus ihren Gefängnissen entließen. Darauf

ließen sie uns Speisen bringen, nämlich Käsekuchen, die an der Sonne gedörrt waren, damit sich darin keine Würmer erzeugten; und harte Eier, die schon vor vier bis fünf Tagen gesotten worden. Und um unsere Personen zu ehren, hatten sie dieselben mit bunten Farben bemalen lassen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Der König erlangt endlich seine Freiheit. — Der Graf von Poitiers bleibt als Geisel zurück, bis das Lösegeld bezahlt ist. — Die Grafen von Flandern und von Soissons nebst andern Baronen, so wie der kranke Graf von Bretagne treten ihre Rückfahrt nach Frankreich an.

Nachdem wir gelabet waren, führte man uns auf's Land. Wir begaben uns zum König, den die Feinde aus dem Gezelt, worin sie ihn in Gewahrsam gehalten, zum Flusse hinführten. Wohl gegen zwanzigtausend Sarazenen gingen hinter ihm her, alle mit Schwertern umgürtet. Auf dem Flusse dem König gegenüber hielt eine genuesische Galeere, auf der nur ein Mann sichtbar war. Wie dieser den König so nahe erblickte, begann er zu pfeifen. Sogleich kamen auf seiner

Galeere gegen achtzig wohl ausgerüstete Schützen zum Vorschein, die ihre Armbrüste, und auf diesen die Pfeile, gespannt hielten. Sobald die Sarazenen sie gewahr wurden, stoben sie, wie aufgescheuchte Schafe, davon; nur zwei oder drei verblieben beim König. Die Genuesen schoben ein Brett zum Lande hin und nahmen ihn, den Grafen von Anjou, die Ritter Gottfried von Sergines und Philipp von Nemours, den Marschall von Frankreich, den Großmeister der Trinitarier und mich auf. Als Gefangener verblieb bei den Sarazenen der Graf von Poitiers, bis der König ihnen die zweihunderttausend Livres bezahlt hatte, die er vor seinem Abzug erstatten sollte.

Am Samstag nach Christi Himmelfahrt nahmen Abschied vom König: der Graf von Flandern, der Graf von Soissons und mehrere andere große Herren. Der König bat sie, doch so lange noch zu verweilen, bis der Graf von Poitiers, sein Bruder, in Freiheit gesetzt wäre. Das sei ihnen unmöglich, antworteten sie ihm, weil ihre Schiffe schon segelfertig wären. Dann stachen sie in die

See, um nach Frankreich zurückzukehren. Unter ihnen befand sich der Graf Peter von Bretagne, der schwer krank war. Er lebte nur noch sieben Wochen und starb auf der Seefahrt.

Neununddreißigstes Kapitel.

Wie die Tempelritter sich weigern, die am Lösegeld fehlende Summe dem Könige zu leihen, wie aber der Sir von Joinville sie dazu zwingt. — Befreiung des Grafen von Poitiers und Abfahrt von Damiata.

Der König wollte seinen Bruder, den Grafen von Poitiers, nicht länger in der Gefangenschaft lassen und deßhalb die Bezahlung der zweihunderttausend Livres leisten. Man verwandte zu derselben den ganzen Samstag und Sonntag. Das Lösegeld wurde in einzelnen Summen, jede von zehntausend Livres, abgewogen. Am Sonntag Abends erklärten dem König seine Leute, daß wohl gegen dreißigtausend Livres noch fehlten. Bei ihm befanden sich nur sein Bruder, der Graf von Anjou, der Marschall von Frankreich, der Trinitarier und ich; alle andern waren mit der Zusammenbringung und Abwägung des Geldes beschäftigt. Ich sagte

zum König, er möge den Commenthur und den Marschall der Templer bitten, ihm zur Befreiung seines Bruders die erwähnten dreißigtausend Livres zu leihen. Wegen des Rathes, den ich dem König gegeben, tadelte mich Stephan von Outricourt, welcher Commenthur der Templer war, und sagte zu mir: „Sir von Joinville, was Ihr dem König gerathen, taugt Nichts, ist nicht vernünftig. Denn Ihr wisset wohl, daß wir beim Empfang einer Commenthurei schwören, das Geld davon Niemanden zu geben außer denjenigen, die uns den Schwur abnehmen." Auch der Marschall trat in's Mittel und wähnte den König dadurch zufrieden zu stellen, daß er sagte: „Sir, höret doch nicht auf das Gezänk des Herrn von Joinville mit unserm Commenthur. Denn wir dürfen, wie dieser soeben erklärt hat, Nichts von dem Gelde unserer Commenthurei weggeben, sonst brächen wir unsern Schwur und würden meineidig. Der Seneschall berathet Euch aber schlecht, wenn er Euch auffordert, Ihr solltet, im Falle wir Euch das Darlehen verweigern, das Geld nehmen. Das mit Gewalt thun, was wir

mit freiem Willen nicht gewähren können, bleibt
Euch freilich unbenommen. Thut Ihr aber dieß,
dann werden wir uns mit dem entschädigen, was
Ihr in Acre besitzet." Als ich diese Drohung
gegen den König vernommen, sagte ich ihm, ich
wolle ihm das Geld schon holen, wenn er wolle.
Und er hieß mich also thun. Sogleich begab ich
mich in eine Barke der Templer und fand eine
Kiste, zu der man mir die Schlüssel zu geben sich
weigerte. Da schwang ich die Axt, um mit Gewalt
aufzubrechen, in des Königs Namen. Wie dieß
der Marschall sah, ließ er mir die Schlüssel zu
der Kiste reichen, die ich alsdann öffnete; ich fand
des Geldes genug und brachte es dem König, der
über meinen Erfolg erfreut war. So nun wurde
die Zahlung der zweihunderttausend Livres zur
Befreiung des Grafen von Poitiers vollständig ge-
leistet. Zuvor aber riethen einige dem König, er
möge den Sarazenen nicht eher die volle Summe
erlegen, als bis sie seinen Bruder in Freiheit
gesetzt hätten. Allein er sagte, er habe ihnen ver-
sprochen, die ganze Zahlung vor seinem Abzug zu

leisten. Als nun aber Ritter Philipp von Montfort dem König bemerkte, man habe die Sarazenen um eine Wage übervortheilt, die zehntausend Livres enthielte, da gerieth er in heftigen Zorn und fuhr ihn also an: „Bei der Treue, die Ihr als mein Lehensmann mir schuldig seid, gebiete ich Euch, den Sarazenen die zehntausend Livres noch zu überliefern, da Ihr dieselben nicht bezahlt habt; denn ich werde nicht eher abziehen, als bis die volle Summe den Sarazenen übergeben ist. Da viele Leute sahen, daß dem König noch immer Gefahren von den Feinden drohten, baten sie ihn so inständig, sich in eine Barke zurückzuziehen, die ihn auf dem Meere erwarte, daß er zuletzt ihrem Wunsche nachgab. Hatte er doch, wie er selbst gesagt, seinen Eid vollkommen gehalten. Dann schifften wir weiter und legten wohl eine gute Stunde auf dem Meere zurück, ohne einander das Mißgeschick zu klagen, daß wir den Grafen von Poitiers in der Gefangenschaft zurückgelassen. Allein es währte nicht lange, so sahen wir den Ritter Philipp von Montfort heransegeln, der

zurückgeblieben war, um jene zehntausend Livres noch nachzuzahlen. Er rief dem König zu: „Sir, Sir, erwartet Euern Bruder, den Grafen von Poitiers, der auf diesem andern Fahrzeug Euch nacheilt.“ Da hieß der König seinen Leuten die Fackeln anzünden, und bald waren wir hocherfreut über die Ankunft des Bruders unseres Königs. Ein armer Fischer, welcher der Gräfin von Poitiers die frohe Nachricht gebracht hatte, er habe den Grafen, ihren Gemahl, frei und wohlbehalten gesehen, erhielt von ihr zwanzig Livres Parisis. Ohne Zögerung gingen hierauf die Schiffe unter Segel.

Vierzigstes Kapitel.

Der Sir von Joinville erzählt nachträglich einzelne anziehende Begebenheiten während des Aufenthaltes der Pilger in Aegypten. — Tod des ritterlichen Walther von Chastillon. — Wie der tapfere Bischof von Soisson die Märtyrerkrone erstreitet. — Geschichte eines Renegaten, der dem französischen Könige Geschenke bringt.

Mehrerer Vorfälle will ich noch erwähnen, die sich während unseres Aufenthaltes in Aegypten zugetragen. Zuerst werde ich melden, wie es dem

edlen Walther von Chastillon ergangen. Ein Ritter, der denselben in einer Straße von Casel gesehen, allwo der König gefangen worden, hatte mir von ihm erzählt. Herr Walther habe sein blankes Schwert in der Faust geführt; und wie er bemerkt, daß die Sarazenen durch jene Straße herbeigeeilt kämen, habe er sie angegriffen und mit gewaltigen Schwerthieben vor sich hergejagt. Während aber die einen von ihm geflohen seien, wäre er im Rücken von andern Feinden verfolgt und ganz mit Pfeilen bedeckt worden. Nachdem nun Ritter Walther — also fuhr jener zu erzählen fort — die Sarazenen vertrieben, hätte er sich der Pfeile, womit er überdeckt gewesen, entledigt und von Neuem gerüstet. Lange habe er Herrn Walther also kämpfen und mehrmals sich in den Steigbügeln aufstellen gesehen, wobei er laut gerufen: „Ha, Chastillon, Ritter! Wo sind meine wackern Kampfgenossen?“ Keiner aber sei sichtbar geworden. Also hatte mir jener Ritter von Herrn Walther berichtet. Eines Tages nun, als ich mich bei dem Befehlshaber der Barken befand, frug ich

bei allen seinen Leuten nach, ob mir wohl Niemand von ihm Nachricht zu geben wüßte. Doch niemals konnte ich über den tapfern Mann etwas hören, ausgenommen einmal, als ich einem Ritter begegnet war, der Johann Frumons hieß. Der nun sagte mir, als man ihn gefangen fortgeführt, sei er eines Sarazenen ansichtig geworden, der auf dem Schlachtroß des Herrn Walther von Chastillon geritten wäre; die Mähne des Pferdes sei ganz bluttriefend gewesen. Den Sarazenen aber habe er gefragt, was denn aus dem Ritter geworden, dem das Streitroß gehört. Er habe, sei des Sarazenen Antwort gewesen, dem Herrn des Schlachtrosses den Kopf abgeschlagen, und davon wäre es so blutig geworden.

Im Heere befand sich ein sehr tapferer Mann, Namens Jacob von Chastel, Bischof von Soissons. Als dieser sah, daß wir uns wieder nach Damiata begaben, und daß ein Jeder die Rückkehr nach Frankreich antreten wollte, zog er es vor, mit Gott zu bleiben und sein Heimathland nicht wieder zu schauen. Ganz allein stürzte er sich mitten

unter die Sarazenen, wie wenn er sie ganz allein hätte bekämpfen wollen. Aber sie tödteten ihn schnell; jetzt weilt er im Kreise der Märtyrer.

Während der König auf dem Flusse wartete, bis man seinen Bruder, den Grafen von Poitiers, durch Bezahlung des Lösegeldes aus der Gefangenschaft befreite, kam zum König ein wohlgekleideter und schöner Sarazene; der überbrachte ihm einen Topf mit geronnener Milch und einen wohlriechenden Blumenstrauß und sagte zu ihm, die Kinder des frühern Sultans von Babylon sendeten ihm dieses Geschenk. Wie der König diesen Sarazenen französisch sprechen hörte, frug er ihn, wer es ihm gelehrt. Er antwortete dem König, er habe das Christenthum abgeschworen. Der König bedeutete ihm, sich auf der Stelle von ihm zu entfernen, er werde nicht mehr mit ihm sprechen. Hierauf nahm ich ihn bei Seite und frug ihn, wie denn dieß gekommen sei und woher er wäre. Er gab mir zur Antwort, er sei aus Provins gebürtig und mit dem seligen König Johann nach Aegypten gekommen; er lebe daselbst verheirathet und besitze viele

und große Güter. Ich sagte ihm: „Wisset Ihr nicht, daß Ihr, so Ihr in diesem Zustand sterbet, geraden Wegs in die Hölle fahren und auf ewig verdammt sein werdet.“ Er widersprach mir nicht, sondern gestand zu, daß es kein besseres Gesetz als das christliche ging. „Aber, setzte er bei, wenn ich zu Euch gehe, so fürchte ich die Armuth, in die ich gerathen würde, sowie die Vorwürfe, die man mir das ganze Leben hindurch machen könnte, indem man mich beständig einen Abtrünnigen hieße. Darum will ich lieber im Wohlstand leben, als in solchen Fall kommen.“ Ich verwies ihm seine Rede und sagte ihm, es sei besser, von Jedermann geschmäht, als einstens vom ewigen Richter verdammt zu werden. Allein meine Worte fanden bei ihm kein Gehör; er verließ mich also, und nie sah ich ihn wieder.

Einundvierzigstes Kapitel.

Der Seneschall erzählt, wie es indessen der Königin von Frankreich in Damiata ergangen.

Ihr habet bereits von den vielen Vorfolgungen und dem großen Elend vernommen, das der gute heilige Ludwig und wir alle über dem Meer erduldet. Aber auch die gute Königin blieb nicht verschont, sondern mußte schlimme Leiden und manch' Herzleid ertragen. Drei Tage vor ihrer Niederkunft erhielt sie die Nachricht, der König, ihr Gemahl, sei gefangen. Diese Trauerbotschaft schlug sie so sehr danieder, daß sie in ihren Träumen glaubte, ihr ganzes Gemach sei mit Sarazenen angefüllt, die sie tödten wollten; und unaufhörlich schrie sie: „Zu Hülfe, zu Hülfe!“ während doch keine lebendige Seele um sie war. Aus Furcht, ihre Leibesfrucht möchte zu Grunde gehen, ließ sie jede Nacht einen achtzigjährigen Ritter an ihrem Bette wachen. Wann sie schrie, hielt er sie bei den Händen, und sagte zu ihr: „Gnädigste Frau, seid ohne Furcht; ich bin bei Euch.“ Als sie fühlte,

daß ihre Stunde sich näherte, hieß sie Alle, die in ihrem Gemach waren, hinausgehen, ausgenommen den alten Ritter; dann warf sie sich vor ihm auf die Kniee und bat ihn, ihr eine Gnade zu gewähren. Das versprach er ihr mit einem Schwur. Dann sagte die Königin zu ihm: „Herr Ritter, vermöge der Treue, die Ihr mir geschworen, bitte ich Euch, wenn die Sarazenen diese Stadt in ihre Gewalt bekommen sollten, mich niederzustechen, auf daß sie sich meiner nicht bemächtigen können." Und der greise Ritter erwiederte, das wolle er gern thun, ja diese Absicht sei ihm schon in Gedanken vorgeschwebt, sollte jener Fall eintreten.

Es währte nicht lange, so genas die Königin in Damiata eines Sohnes, der den Namen Johann und den Beinamen Tristan erhielt, weil er zur Zeit der Trauer und des Elendes geboren wurde. Gerade am Tage ihrer Niederkunft sagte man ihr, daß alle Genueser, alle Pisaner und die ganze arme Besatzung der Stadt entfliehen und den König im Stich lassen wollten. Da ließ die Königin Alle vor sich kommen und sprach also zu

ihnen: „Edle Herren, um Gotteswillen bitte ich euch, diese Stadt nicht zu verlassen. Denn so dieselbe verloren ginge, wäre es um den König und alle, die mit ihm gefangen worden sind, geschehen. Wollet ihr aber darauf nicht Bedacht nehmen, so habet wenigstens Mitleid mit mir armen Frau und geduldet euch nur so lange noch, bis ich das Wochenbett verlassen.“ Da gaben ihr alle zur Antwort, das sei ihnen unmöglich; denn sie müßten vor Hunger in dieser Stadt umkommen. Sie erwiederte ihnen, sie sollten nicht Hungers sterben; denn sie wolle allen Speisevorrath, den man in der Stadt fände, aufkaufen, und sie also auf Kosten des Königs unterhalten. Sie hielt auch ihr Versprechen; und in kurzer Zeit, ehe sie noch genesen war, hatte sie zum Unterhalt dieser Leute gegen dreihundertundsechzigtausend Livres aufgewandt. Nichtsdestoweniger mußte sie ihr Krankenlager noch vor der Zeit verlassen und nach der Stadt Acre sich begeben, weil Damiata den Sarazenen sollte ausgeliefert werden.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Wie der Seneschall während der Ueberfahrt dem Könige zur Seite sitzt, und sie sich beide ihre Leiden erzählen. — Wie der heilige Ludwig seinem Bruder zürnt, daß er über dem Würfelspiel so schnell des Todes seines Bruders, des Grafen von Artois, vergesse.

Der König war selbst dann noch nicht aller Mühseligkeiten enthoben, als er sein Schiff bestiegen; denn seine Leute hatten ihm Nichts zurecht gerichtet, wie Kleider, Lager und andere Dinge. Sechs Tage lang mußte er auf Matratzen liegen, bis wir in Acre angekommen waren. Er hatte nur zwei Kleider, die ihm der Sultan geschenkt hatte; sie waren von schwarzem Sammet, mit Pelzwerk gefüttert und mit vielen goldenen Knöpfen besetzt. Auf unserer Fahrt nach Acre saß ich immer neben dem König, weil ich krank war. Da erzählte er mir nun, wie er gefangen genommen worden, und wie er seine und unsere Befreiung mit Gottes Hülfe betrieben. Auch ich mußte ihm berichten, wie ich auf dem Wasser in die Gefangenschaft gerathen sei, und wie ein Sarazene mir das Leben gerettet. Und der König

erinnerte mich hierauf, zu welch' großem Dank ich unserm Herrn verpflichtet sei, daß er mich aus so großer Gefahr befreit habe. Unter Anderm aber trauerte er gar sehr um den gefallenen Grafen von Artois, seinen Bruder. Eines Tages frug er, was sein Bruder, der Graf von Anjou, thue und beklagte sich, daß er ihm nicht einen einzigen Tag Gesellschaft leiste, während sie doch in einem Schiffe beisammen seien. Man berichtete dem König, er spiele Würfel mit Ritter Walther von Nemours. Wie er dieß vernommen, erhob er sich sogleich und ging wankenden Schrittes zu ihm; denn er war in Folge seiner Krankheit noch sehr schwach. Bei ihnen angekommen, ergriff er die Würfel und Spieltische, warf sie in's Meer und zürnte heftig seinem Bruder, weil er so schnell dem Würfelspiel fröhne und nicht mehr des Todes seines Bruders, des Grafen von Artois, sowie der Gefahren gedächte, aus denen sie unser Herr befreit. Ritter Walther von Nemours kam dabei am schlechtesten weg; denn der König warf all' sein Geld, welches er auf den Tischen bemerkte, in's Meer.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die Landung der Kreuzfahrer zu Acre. — Wie schlimm es daselbst dem Sir von Joinville erging, und wie er mit den Tempelherrn ob seinem bei ihnen zur Verwahrung niedergelegten Gelde zu streiten hatte, bis er es erhielt. — Wie er, schwer erkrankt, sein Vertrauen auf Gott und seine Mutter setzte, und wie sein frommes Hoffen gerechtfertigt wurde.

Als wir in Acre gelandet waren, kamen die Einwohner der Stadt in feierlichem Zug mit großer Freude dem König entgegen, um ihn am Gestade des Meeres zu empfangen. Ich wollte ein Pferd besteigen, das man mir aus der Stadt gebracht hatte; aber wie ich oben saß, wurde ich ohnmächtig, so daß ich auf die Erde gefallen wäre, hätte mich nicht der, welcher mir das Roß vorgeführt, fest gehalten. Nur mit großer Mühe konnte man mich in den Saal des Königs hinauf geleiten. Hier blieb ich lange Zeit in einer Fenstervertiefung stehen, ohne daß man mich beachtete; von meinen Leuten, die ich nach Aegypten mitgenommen, war Niemand bei mir. Das Kind allein, das Bartholomäus hieß und ein natürlicher Sohn des Herrn von Montfaucon war, hatte mich nicht verlassen.

Während ich so einsam dastand, kam ein junger Mensch zu mir, der einen rothen Waffenrock mit zwei gelben Streifen trug; er grüßte mich und frug, ob ich ihn nicht kenne. Ich verneinte seine Frage. Darauf sagte er mir, er sei in dem Schlosse Descler geboren, das meinem Onkel gehöre, und frug mich, ob ich ihn in meinen Diensten behalten wolle, weil er keinen Herrn habe. Ich gewährte ihm gerne seine Bitte und nahm ihn als Diener auf. Dann besorgte er mir eine weiße Kopfbedeckung und ordnete mein Haar. Hierauf ließ mich der König zum Mittagsmahl laden; mein neuer Diener führte mich dahin und schnitt mir vor; auch fand er Mittel, sich und das Kind mit Speisen zu versehen. Nach der Mahlzeit miethete er mir — er hieß Guillemin — eine Wohnung in der Nähe der Bäder, damit ich mich von dem Schmutz reinigen könnte, der mir noch vom Gefängniß her anklebte. Gegen Abend brachte er mich in's Bad. So wie ich aber in das Wasser gestiegen war, wurde ich ohnmächtig; nur mit großer Mühe vermochte man mich aus

dem Bade in mein Zimmer zu bringen. Zudem hatte ich zu meiner Bekleidung nur ein armseliges Wamms; ich war ohne alle Geldmittel, um mir ein Gewand zu kaufen und mich in meiner Krankheit zu pflegen; meine Seele war so traurig, daß mich meine äußerste Armuth mehr schmerzte, als mein schweres Siechthum. Während ich in so großen Noth war, kam ein Ritter zu mir, Peter von Bourbrainne geheißen. Wie mich dieser in so kläglichem Zustand erblickte, half er mir nach Kräften auf und ließ mir von einem Kaufmann der Stadt Acre Tuch zu meiner Bekleidung liefern, indem er für mich bürgte. Als ich nun nach drei Tagen ein wenig genesen war und mich in bessern Umständen sah, begab ich mich zum König, der mich sehr tadelte, daß ich ihn so lange nicht besucht. Er versicherte mir, ich besitze seine Liebe und Zuneigung, und lud mich ein, bei ihm Abends wie Morgens zu speisen, so lange bis es entschieden wäre, ob wir nach Frankreich zurückkehren oder noch länger hier verweilen würden. Dem König aber klagte ich, daß Ritter Peter von Courcenai

sich weigere, mir vierhundert Livres rückständigen Soldes auszuzahlen. Da ließ mir der König unverzüglich diese Summe einhändigen, was mich sehr heiter stimmte; denn ich war ohne alles Geld. Nun rieth mir Peter von Bourbrainne, nur vierzig Livres für meine Ausgaben zurück zu behalten und den Rest zur Aufbewahrung dem Commenthur des Templerordens zu übergeben, was ich denn auch gern that. Nachdem ich aber diese vierzig Livres ausgegeben hatte, ließ ich mir vierzig andere geben. Der Commenthur der Templer ließ mir jedoch sagen, er habe kein Geld, welches mir gehöre, und — was noch schlimmer war — er kenne mich nicht. Wie ich aber dieß vernommen, ging ich zum Großmeister der Templer, der Reinhold von Bichiers hieß. Dem erzählte ich meinen Unfall und klagte bei ihm über den Commenthur, der mir mein Geld vorenthalte, das ich ihm doch zur Aufbewahrung übergeben. Darüber erschrack er heftig und sagte zu mir: „Sir von Joinville, ich bin Euch sehr gut, aber wenn Ihr solche Sprache führet, kann ich Euch

nicht mehr geneigt sein. Denn nach Eurer Rede möchte man glauben, daß unsere Ordensleute Diebe seien." Darauf gab ich ihm zur Antwort, so Etwas würde ich nicht verschweigen, und ich wüßte schon Mittel und Wege zu finden, wie ich zu meinem Gelde gelangen könnte, das ich nothwendig brauchte; denn ich besäße auch nicht einen Heller zu meinem Lebensunterhalt. Ohne alle andere Erwiederung begab ich mich von ihm weg. Vier Tage lang war ich wegen meines Geldes in nicht geringen Sorgen, und ich wußte nicht, an welchen Heiligen ich mich wenden sollte, um es wieder zu erlangen. Nach Verlauf dieser vier Tage, während welcher ich mich vergebens bemüht hatte, kam der Großmeister der Templer lächelnd zu mir und übergab mir mein Geld, worüber ich sehr froh war, denn ich war dessen hoch benöthigt. Allein ich gab diesen Ordensrittern Nichts mehr zum Aufbewahren.

In meiner Krankheit und Trübsal setzte ich mein ganzes Vertrauen auf Gott unsern Herrn und auf die gebenedeite Jungfran Maria; ihnen

verdankte ich aber auch mein Heil und meine Genesung. Und dieses erwähne ich deßhalb, um diejenigen, die das lesen, aufzumuntern, in ihren Widerwärtigkeiten vollkommenes Vertrauen auf Gott zu setzen und Geduld zu haben, indem er ihnen helfen werde, wie er mir mehrmals geholfen. Später ließ mir der Bischof von Acre eine Wohnung bei dem Pfarrer dieser Stadt bereiten, und hier lag ich gefährlich krank. Nicht eine lebendige Seele war um mich; die mir ein einziges Mal zu trinken gegeben hätte. Und wann ich zum Fenster meines Gemaches hinausschaute, sah ich täglich wohl zwanzig und mehre Todte in die Kirche zur Beerdigung vorbeitragen. Vernahm ich alsdann den Gesang **Libera me Domine**, so fing ich bitterlich zu weinen an und betete zu Gott, er möge mich und meine Leute vor der Pest bewahren, die damals herrschte; und er erhörte auch mein inbrünstig Gebet.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Der Herr König meldet seinen Baronen die Aufforderung der Königin Blanca, nach Frankreich heimzukehren, und verlangt, daß sie nach acht Tagen ihren Rath ihm mittheilen. — Des Ritters Guyon Malvoisin Meinung im Sinne der meisten Andern. — Mit dem Grafen von Jaffa und mit wenigen andern schlägt der Seneschall kühn vor zu bleiben. — Wie die Barone dem Sir von Joinville, weil er anders als sie gerathen, mit höhnischen Vorwürfen begegnen.

Bald darauf hieß der König seine Brüder, den Grafen von Flandern und alle andere bedeutende Ritter, die mit ihm gezogen waren, auf einen Sonntag um sich versammeln. Dann sprach er zu ihnen: „Edle Herren, ich habe euch zu mir berufen, um euch Nachrichten aus Frankreich zu melden. Die Königin, meine Mutter, hat mir zu wissen gethan, ich möge eiligst heimkehren; mein Königreich sei in Gefahr; denn es bestehe zwischen mir und dem König von England weder Frieden noch Waffenstillstand. Nun wollen mich die Leute dieses Landes hindern, heimzukehren; thäte ich dieß, so ginge ihr Land verloren, sie aber würden mir alle folgen. Darum bitte ich euch, diese Sache

sorgfältig zu überlegen und mir nach acht Tagen eure Antwort zu melden.

Am folgenden Sonntag erschienen wir alle vor dem König, um ihm, wie er uns gebeten, unsere Antwort bezüglich seiner Rückkehr oder seines Bleibens mitzutheilen. Ritter Guyon Malvoisin führte für Alle das Wort und sprach also: „Sir, Eure Brüder und die hier versammelten Barone haben die obwaltenden Umstände alles Ernstes erwogen und glauben, ein längeres Verweilen in diesem Lande könne weder zu Euerm eignen Ruhme noch zur Wohlfahrt Eueres Reiches dienen. Denn es sind Euch erstens von den zweitausendachthundert Rittern, die Ihr nach Cypern mitbrachtet, nicht hundert geblieben. Zum Andern sind Eure Leute aller Geldmittel beraubt, und Ihr vermöget Euch wohl nicht lange hier im Felde zu halten. Nach Erwägung aller dieser Umstände rathen wir Euch, nach Frankreich heimzukehren, Geld und Mannschaft zu sammeln, und sobald es geschehen kann, wieder hieher zu kommen und an den Feinden Gottes und des Glaubens,

welche Euch in schmählicher Gefangenschaft gehalten, Rache zu nehmen.

Mit dem Rath des Ritters Guyon war der König nicht zufrieden und frug jeden einzeln, was ihm in dieser Sache gut dünke; zuerst wurden die Grafen von Anjou, von Poitiers, von Flandern und die andern Großen um ihre Meinung befragt. Sie antworteten ihm insgesammt, daß sie der Ansicht des Ritters Guyon Malvoisin wären. Darauf mußte der Graf von Jaffa, der mehrere Schlösser über dem Meer besaß, sein Gutachten abgeben. Dieser erklärte, da seine Burgen an der Gränze lägen und den feindlichen Angriffen ausgesetzt seien, so möchte man, wenn er dem König zu bleiben rathen wollte, solchen Rath für eigennützig halten. Allein vom König aufgefordert, äußerte der Graf von Jaffa seine Meinung dahin, dem Könige würde, so er sich im Felde zu halten vermöchte, sein längerer Aufenthalt in diesem Lande zu größerm Ruhme gereichen, als wenn er besiegt nach Hause zurückkehrte. Ich, wohl der vierzehnte Rathgeber, antwortete, als die Reihe mich traf, daß ich

die Ansicht des Grafen von Jaffa theilte. Als Grund führte ich den Umstand an, daß man sage, der König habe von seinem Schatz noch Nichts verbraucht, sondern bisher nur die Steuern der Geistlichen verwandt; so er aber seines eignen Schatzes nicht schone, fuhr ich zu reden fort, sondern in Morea und in andern Ländern jenseits des Meeres für seinen Dienst Ritter und Reisige um reichlichen Sold werben wolle, würden von allen Seiten so viele Streiter zu ihm sich finden, daß er füglich, wenn es Gott gefalle, so viele arme Christenseelen befreien könne, die um Gotteswillen in seinen Dienst geführt, niemals wieder das Tageslicht erblicken würden, wenn er also von dannen zöge. Schon vorher aber hatte ich dem Legaten, der mich eines Andern bereden wollte, Aehnliches entgegnet. Und wie konnte ich auch anders sprechen; denn die Ermahnung, mit der mich, als ich die Meeresfahrt angetreten, mein Vetter, der Herr von Boulaincourt, den Gott selig habe, entlassen hatte, war mir nicht aus dem Sinn gekommen. „Ihr gehet, hatte er zu mir gesagt, über Meer;

doch bedenkt Euch wohl, so Ihr heimkehret; denn kein Ritter, ob arm oder reich, kann wiederkommen, ohne seiner Ehre ledig zu sein, wenn er das geringe Volk, mit dem er fortgezogen, in den Händen der Sarazenen zurückläßt." Meine Rede nun zog mir Anfangs keinen Tadel zu, sondern viele brachen in heiße Thränen aus. Fast ein Jeder wußte ja einen lieben Verwandten in den Kerkern der Sarazenen. Nach mir frug der Legat den Ritter Wilhelm von Beaumont, der damals Marschall von Frankreich war, um sein Urtheil. Derselbe pflichtete mir vollständig bei. Ritter Johann von Beaumont, sein Onkel, der in großer Sehnsucht des französischen Heimathlandes gedachte, unterbrach mit heftigen Worten die Rede des Neffen und sagte zu ihm: „Sogleich setzet Euch und schweiget." Der König verwies ihm sein ungebührliches Gebahren und sagte zu ihm: „Ritter Johann, Ihr thuet Unrecht, lasset ihn reden." „Sir, das darf er nicht," versetzte dieser, und sein Neffe mußte schweigen. Niemand sonst trat meiner Meinung bei, außer der Herr von Chatenai.

Als ein Jeder gesprochen, machte diese Verschiedenheit der Ansichten den König verlegen; und er behielt sich weitere acht Tage vor, um einen bestimmten Entschluß zu fassen. Nachdem wir den König verlassen, ward ich von fast allen Herren mit argen Vorwürfen bestürmt; mit Spott und Hohn riefen sie mir die Worte nach: „Ha! gewiß ist der König thöricht, wenn er Euch, Sir von Joinville, nicht mehr glaubt, als dem Gesammtrath von Frankreich." Aber ich antwortete ihnen mit Schweigen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Wie der König mit dem Seneschall während der Tafel kein Wort spricht und dieser deßhalb glaubt, jener zürne ihm wegen der dreisten Worte, die er im Rath gesprochen; wie aber der gute Herr König nachher durch freundliche Rede seinen Unmuth in heitere Stimmung verwandelt.

Als man sich darauf zu Tische begab, richtete der König, der mich sonst an seiner Tafel gern sah, wann seine Brüder nicht zugegen waren, dieses Mal kein Wort an mich und wandte mir nicht einmal das Gesicht zu. Da dachte ich mir, er sei

mit mir unzufrieden, weil ich gesagt, er habe noch Nichts von seinem Schatze angegriffen, und er müsse jetzt reichlichen Gebrauch davon machen. Als er nach aufgehobener Tafel sein Tischgebet verrichtet hatte, zog ich mich in eine Fenstervertiefung zurück und lehnte mich, in Gedanken versunken, an das Gitter. Ich sprach bei mir, wenn der König dieses Mal nach Frankreich zurückkehre, so würde ich mich zu dem Fürsten von Antiochien, meinem Verwandten, begeben, der mich ja eingeladen, und bei ihm so lange verbleiben, bis ein anderes Heer käme, das die Befreiung der armen Gefangenen erstritte: so würde ich doch dem Rathe des Sir von Boulaincourt folgen. Während ich also nachsann, stützte sich der König mit den Armen von hinten auf meine Schulter und legte die Hände auf meinen Kopf. Ich dachte, es sei Ritter Philipp von Nemours, der mir ebenfalls an jenem Tage verdrießliche Worte zugerufen hatte wegen des Rathes den ich gegeben, und sprach unmuthig: „Quält mich nicht, Herr Ritter, zur Unzeit und lasset mich in Frieden.“ Wie ich nun mit dem

Gesicht mich umkehren wollte, hielt mir der König die Hand darüber. Aber ich erkannte sie alsogleich an einem Smaragd, den er am Finger trug. Da wollte ich mich rühren, wie einer, der über seine vorlaute Rede verlegen wird. Der König aber gebot mir Stillschweigen und sprach also zu mir: „Sir von Joinville, wie konntet Ihr Euch so weit erkühnen, der Meinung der französischen Großen zu widersprechen, und mich auffordern, daß ich hier Landes verbleiben solle, Ihr, der Ihr noch ein junger Mann seid.“ So ich ihn gut berathen, erwiederte ich ihm, möge er meiner Meinung folgen; wenn nicht, solle er ihr nicht beipflichten. Dann frug er mich, ob ich ihn verlassen wollte, wenn er bliebe. Ich sagte ihm, alsdann würde ich bei ihm ausharren, sei es auf meine oder Anderer Unkosten. Da dankte er mir, weil ich ihm zu bleiben gerathen; nur möge ich es Niemanden sagen. Das stimmte mich jene ganze Woche so freudig, daß mich kein Kummer mehr drückte. Seit diesem Tage trat ich mit Zuversicht den Herren entgegen, die sich noch immer Ausfälle auf

mich erlaubten. Nun wisset aber, daß man die Bauern in den jenseitigen Landen Pullanen heißt. Da erfuhr denn Ritter Peter von Avalon, daß ich ein Pullane geheißen worden, weil ich dem König gerathen, in dem Lande der Pullanen zu verbleiben. Das sagte mir wieder der Ritter, der mein Vetter war, und forderte mich auf, ihnen auf ihre Schmähreden gehörig zu antworten und ihnen zu sagen, ich wolle lieber ein Pullane sein, als ein kampfesmüder Ritter, wie sie wären.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Der Herr König erklärt endlich vor den versammelten Baronen, daß er nach Frankreich nicht zurückkehren werde. — Er läßt seine Brüder heimziehen. — Wie diese den Sir von Joinville bitten, sich des Königs, der ihm am meisten vertraue, recht eifrig anzunehmen.

Wiederum war eine Woche zu Ende, und wir kehrten zum König zurück. In unserer Gegenwart machte er das Zeichen des Kreuzes. So hatte ihn ja, wie er selber gesagt, die Mutter zu thun gelehrt: vor jeglicher Rede möge er sich bekreuzen und zuvor Gottes Namen sowie des heiligen

Geistes Beistand anrufen. Darauf sprach der König also: „Edle Herren, ich danke denjenigen, die mir gerathen, nach Frankreich zurückzukehren, eben so aufrichtig, als denen, die glauben, die Verlängerung meines Aufenthaltes dahier werde dem heiligen Lande von Nutzeu sein. Seither habe ich nun darüber nachgedacht und gefunden, daß mein Königreich, wann ich bleibe, darum nicht mehr gefährdet sein wird. Die Königin, meine Mutter, verfügt über eine zur Vertheidigung des Landes hinlängliche Streitmacht. Auch nehme ich Bedacht auf die Erklärung der Ritter dieses Landes, die sagen, das Königreich Jerusalem sei verloren, so ich mich entferne. Dann habe ich erwogen, daß ich hieher gekommen, um Jerusalem zu erobern, und nicht, um mir seinen Verlust vorwerfen zu lassen. Also, ihr Herren, habe ich beschlossen, hier zu bleiben, und erkläre dieß euch sowohl als allen, welche mich nicht verlassen wollen; denen aber, die bei mir ausdauern werden, verspreche ich so viel zu geben, daß es, wenn ihr fortziehen wollet, nicht meine, sondern eure Schuld sein

wird. Wer nun aber nicht bleiben will, der möge in Gottes Namen heimziehen." Also lautete des Königs Rede; sein Entschluß aber machte gar manchen Herren im Herzen beklommen, und viele vergossen heiße Thränen.

Nach dieser Kundgebung seines Willens ließ der König seine Brüder nach Frankreich zurückkehren. Ich weiß aber nicht, ob dieß auf ihr Ansuchen oder auf Geheiß des Königs geschehen. Sie ließen also mit vielen andern Baronen ihre Schiffe zur Abfahrt bereit halten. Ehe sie in die See stachen, nahm der Graf von Poitiers Juwelen von denen zu leihen, die nach Frankreich heimkehrten, und verschenkte sie in reichlichem Maße an uns, die wir zurückgeblieben. Dann baten mich beide Brüder inständig, mich des Königs recht sehr anzunehmen; denn er habe Niemanden, dem er so sehr vertraute. Wie nun der Graf von Anjou das Schiff betreten sollte, da ward er so traurig, daß alle gerührt wurden. Die Abreise selbst erfolgte am Feste des heiligen Johannes des Täufers. Darauf wollte sich der König erkundigen,

ob wohl auch die, welche bei ihm zurückgeblieben waren, schnell beeifert gewesen, Streitkräfte zu sammeln. An dem Festtage des heiligen Jakobus also, dessen Pilger ich war, berief der König, nachdem er sich nach Anhörung der heiligen Messe in sein Gemach zurückgezogen, seine Großen und Rathgeber; nämlich: den Ritter Peter, seinen Kämmerer, den biedersten und geradesten Mann, den ich je im Hause des Königs gesehen; den guten Ritter Gottfried von Sergines, den wackern und tapfern Gilles le Brun, den der König nach dem Tode des Herrn Imbert von Beaujeu zum Connetable von Frankreich ernannt hatte, und die andern Herrn seines Rathes. Der König frug sie, was für Leute und welche Anzahl sie aufgeboten, um sein Heer wieder in gehörigen Stand zu setzen, und sprach erzürnt: „Ihr wisset doch wohl, daß ich euch vor einem Monat meinen Entschluß hier zu bleiben, zu wissen gethan; und noch immer habe ich nicht gehört, daß ihr aus Rittern und Reisigen ein Heer gebildet.“ Ihm antwortete im Namen aller andern Ritter Peter sein Kämmerer

also: „Sir, wenn wir noch Nichts gethan, so ist es nicht unsere Schuld. Denn ein Jeder macht sich so kostbar und verlangt so schweren Sold, daß wir ihnen nicht zu versprechen wagen, ihnen das zu geben, was sie verlangen.“ Als der König wissen wollte, mit wem sie deßhalb gesprochen, und wer diejenigen seien, die so übertriebene Forderungen machten, antworteten alle, ich sei es und ich wolle mich nicht mit Wenigem zufrieden geben. Ich hörte all' dieses, da ich im Nebengemach des Königs mich befand. Seine Rathgeber tadelten mich nun um so mehr, als ich gegen ihr Gutachten dem König gerathen, er möge nicht nach Frankreich zurückkehren. Als mich der König darauf zu sich rief, warf ich mich ihm zu Füßen. Er aber hieß mich aufstehen und niedersitzen. Alsdann sagte er zu mir: „Seneschall, Ihr wisset doch, daß ich stets mein Vertrauen in Euch gesetzt und Euch immer wohl gelitten. Gleichwohl haben mir meine Leute berichtet, Ihr seiet so spröde, daß sie Euch mit dem gebotenen Solde nicht zufrieden stellen können. Wie kommt denn dieß?“ Ich er-

wiederte ihm: „Sir, ich weiß nicht, was sie Euch über mich berichtet. Allein, wenn ich schweren Sold verlange, so kann ich fürwahr nicht anders. Denn wohl wisset Ihr, daß ich Alles verloren, was mein zu nennen, wie sie mich auf dem Wasser fingen, und daß ich Nichts davon trug, als den nackten Leib. Darum kann ich von Wenigem mein Volk wohl nicht unterhalten.“ Da frug mich der König, wie viel ich für meine Abtheilung bis zur nächsten Osterzeit, das heißt für zwei Drittel des Jahres, verlange. Ich forderte von ihm zweitausend Livres. „Nun saget mir, fuhr der König fort, habt Ihr keine Ritter zu Euerm Banner geworben?“ Ich erwiederte ihm: „Sir, ich habe den Ritter Peter du Pontmolain zum Bleiben vermocht; er führt ein Banner unter dreien, und ein jedes kostet mich vierhundert Livres.“ Da zählte der König an den Fingern nach und sagte mir: „Sonach kosten Euch Eure Ritter und Reisige zwölfhundert Livres.“ „Brauche ich denn nicht, gnädigster Herr, entgegnete ich ihm, reichlich achthundert Livres, um Harnisch und Rosse für mich anzuschaffen, und

meine Ritter bis Ostern zu verköstigen." Darauf sprach der König zu seinen Leuten, er finde meine Forderung nicht unbillig, und gab mir sein Wort, daß er mich bei sich behalten wolle.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Von der Gesandtschaft des Kaisers Friedrich von Deutschland an den heiligen Ludwig. — Der Sultan von Damaskus läßt dem König durch seine Gesandten melden, wenn er ihm beistehe, an den ägyptischen Emiren Rache zu nehmen, wolle er ihm Jerusalem ausliefern. — Was Ivo, der Predigermönch dem Sir von Joinville erzählt. — Johann l'Ermin des Königs Rüstmeister läßt sich zu Damaskus mit einem alten Sarazenen in ein Gespräch ein.

Bald darauf schickte Kaiser Friedrich von Deutschland eine Gesandlschaft an den König nebst Beglaubigungsbriefen, worin auch enthalten war, daß der Kaiser an den Sultan von Babylon geschrieben. Der war jedoch todt, was aber der Kaiser nicht wußte. Dieser meldete dem König, er möge seinen Gesandten glauben und ihm durch sie wissen lassen, wie er ihn und seine Leute befreien könnte. Da erinnere ich mich gar wohl, wie mehrere sagten, sie hätten nicht gewollt, daß die Gesandtschaft des Kaisers Friedrich sie noch in

der Gefangenschaft anträfe. Denn sie vermutheten, der Kaiser habe es darauf angelegt, uns in noch engerm Gewahrsam halten zu lassen und uns noch mehr zu bedrängen. Wie nun die Gesandten sich überzeugt hatten, daß wir in Freiheit gesetzt seien, kehrten sie zu ihrem Herrn zurück.

Darauf kam zum König nach Acre die Gesandtschaft des Sultans von Damaskus. In seinem Schreiben klagte er dem König, daß die ägyptischen Emire ihren Herrn, den Sultan von Babylon, seinen Vetter, gemordet. Er versprach dem König, so er ihm gegen jene seinen Beistand leihen wolle, werde er ihm das Königreich Jerusalem ausliefern, das er beherrsche. Der König erwiederte den Gesandten, sie sollten sich in ihre Herberge zurückziehen und bald wieder kommen, um von ihm die Antwort zu erfahren, die er dem Sultan auf sein Ansuchen geben werde. Als die Gesandten sich entfernt hatten, berief er seinen Rath, worauf er beschloß, dem Sultan die versprochene Antwort durch dessen Gesandte zurückzumelden und diesen den Predigermönch Ivo aus

der Bretagne beizugeben. Sofort schickte ihn der König zu den Gesandten des Sultans von Damaskus mit dem Befehl ihnen zu sagen, der König wolle, daß er sich mit ihnen zu ihrem Gebieter begebe und diesem die Antwort des Königs überbringe, weil er die sarazenische Sprache verstehe. Dieß that denn auch der Ordensbruder Ivo. Bei dieser Gelegenheit will ich etwas erwähnen, was mir dieser erzählte. Als er sich in die Herberge der Gesandten begeben, um mit ihnen die Botschaft des Königs zu überbringen, sei ihm auf der Straße ein sehr altes Weib begegnet, welches in der rechten Hand eine Pfanne mit Feuer, in der linken einen Topf mit Wasser getragen habe. Und Bruder Ivo habe die Frau gefragt: „Mütterchen, was willst du mit diesem Feuer und diesem Wasser thun?“ Da habe sie ihm geantwortet, mit dem Feuer wolle sie das Paradies verbrennen, und mit dem Wasser die Flammen der Hölle löschen; damit weder Paradies noch Hölle mehr sei. Und als Ivo weiter nach dem Grunde ihres seltsamen Einfalls

gefragt, habe sie also gesprochen: „Ich will, daß Niemand hienieden darum Gutes thue, um zur Belohnung in das Paradies aufgenommen zu werden, und daß Niemand deßwegen die Sünde meide, weil er das Feuer der Hölle fürchtet. Denn man soll die Tugend einzig und allein aus Liebe zu Gott üben, der das höchste Gut ist und uns so sehr geliebt hat, daß er gestorben ist, um zu unserer Beseligung die Sünde unseres Stammvaters Adam zu sühnen."

Ebenso begab sich mit den Gesandten des Sultans des Königs Rüstmeister, Johann l'Ermin, nach Damaskus, um Horn und Leim, die zur Verfertigung von Armbrüsten gehören, anzukaufen. Dortselbst angekommen wurde er von einem alten Sarazenen gefragt, ob er ein Christ wäre. Nachdem von dem Rüstmeister die Frage bejaht worden, sprach jener also: „Ihr Christen müßt euch einander recht hassen: denn ehedem überwand der aussätzige König Balduin [39]) mit dreihundert Bewaffneten den Sultan Saladin, der gegen dreitausend hatte; jetzt aber seid ihr durch eure

Sünden so weit gebracht worden, daß ihr wie das Wild von uns durch die Felder gejagt werdet." Als der Rüstmeister eingewandt, größer wären ja doch die Sünden der Sarazenen, fand der Greis den Einwurf thöricht und sprach, wie jener gefragt, warum? zu ihm also: „Zuerst verstattet mir eine andere Frage: habt Ihr ein Kind?" Johann versetzte, er habe einen Sohn. Weiter frug der Greis: „Wollt Ihr lieber, daß Euch ein Anderer einen Backenstreich gebe, oder daß Euer Sohn es thue?" Ein Backenstreich, den ich vom Sohne erhielte, war des Rüstmeisters Antwort, würde mich gewiß am meisten schmerzen." Sofort sprach der Alte weiter: „Ihr nennet euch Gottes Söhne und Christen nach dem Namen Christi, und Gott hat euch Lehrer gegeben, die euch sagen, was ihr thun und meiden sollet; deßhalb nun straft er an euch eine kleine Sünde schwerer, als an uns eine große; denn wir kennen ihn nicht und sind blind; doch glauben wir unserer Sünden ledig zu werden, so wir uns vor dem Tode in Wasser waschen können, da Mohammed gesagt, das Wasser mache selig."

Achtundvierzigstes Kapitel.

Wie der Alte vom Berge Gesandte an den König schickt und von ihm Geschenke fordert, wie sie aber von den Templern und Hospitalitern eines Andern bedeutet worden, und wie sie dann mit reichen Geschenken zum König zurückkehren. — Der heilige Ludwig erwiedert die Gaben. — Der Sir von Joinville erzählt bei diesem Anlaß wiederum vom Glauben der Beduinen. — Bruder Ivo berichtet noch andere schöne Dinge vom Alten vom Berge.

Während der König in Acre verweilte, erschien vor ihm ein Emir mit zwei Begleitern als Botschafter des Fürsten der Beduinen, welcher der Alte vom Berg geheißen wurde. Und nachdem der König am Morgen der heiligen Messe beigewohnt, wollte er sie vernehmen. Als sie vor ihm erschienen, hieß er sie niedersitzen und ihre Botschaft melden. Vorn saß der Emir, hinter ihm einer seiner Begleiter, welcher drei in einander gesteckte Dolche in der Hand hielt, und hinter diesem der andere, der ein feines Tuch um seinen Arm gewickelt trug; die Dolche sollten dem Könige, wenn er die Forderung des Alten vom Berg ablehnte, als Zeichen der Aufkündigung des Friedens und seines baldigen Todes, und das feine Tuch

ihm zum Gebrauch als Leichengewand eingehändigt werden. Dann frug der Emir den König, ob er nicht ihren Fürsten vom Berg kenne. Und der König verneinte seine Frage; denn er habe ihn niemals gesehen, wohl aber von ihm sprechen hören. Darauf sagte der Gesandte zum König: „Sir, da Ihr von meinem Fürsten habet sprechen hören, so wundere ich mich sehr, daß Ihr ihn nicht durch Geschenke zu Euerm Freund gemacht, wie der deutsche Kaiser, der König von Ungarn, der Sultan von Babylon und mehrere andere Könige und Fürsten alljährlich zu thun pflegen. Denn sie erkennen gar wohl, daß sie nicht leben könnten, wenn es unserm Herrn nicht gefiele. Darum nun schickt er uns zu Euch, um Euch aufzufordern, es ebenfalls zu thun, wo nicht, ihm den Tribut zu erlassen, den er jährlich dem Großmeister der Templer und dem Hospital schuldig sei. Auch sagt unser Herr, daß, ließe er den Großmeister der Templer oder des Hospitals tödten, andere ebenso tüchtige an deren Stelle gesetzt würden, was ihm wenig hälfe. Darum wolle er seine Leute keiner Gefahr aus=

setzen, weil er dabei Nichts gewinne.“ Der König antwortete ihnen, er wolle die Sache überlegen, sie sollten Abends zu ihm zurückkommen, dann werde er ihnen Rede stehen.

Zur Vesperzeit begaben sie sich wiederum zum König und fanden bei ihm die Großmeister der Tempelritter und der Hospitaliter. Der König forderte sie auf, die Bitte zu wiederholen, die sie am Morgen an ihn gestellt. Sie aber antworteten ihm, sie hätten nicht den Befehl, die Bitte noch einmal vorzubringen, außer vor denjenigen, die am Morgen zugegen gewesen. Die beiden Großmeister aber geboten ihnen, es zu thun. Sofort wiederholten die Gesandten das Begehren ihres Herrn. Darauf entgegneten ihnen die Großmeister auf sarazenisch, sie sollten am andern Morgen wiederkommen, um die Antwort des Königs zu erfahren. Wie sie nun zur bezeichneten Stunde zurückgekehrt waren, sprachen die Großmeister zu ihnen, eine sehr thörichte und verwegene Bitte habe ihr Fürst an den König von Frankreich gestellt; desgleichen seien die Worte, die er ihnen aufgetragen, sehr

ungemessen. Wäre es ihnen aber nicht um die Achtung vor dem Könige zu thun, und hätten sie sich nicht als Gesandten bei ihm gemeldet, so würden sie den Befehl geben, sie trotz ihrem Herrn im Meere von Acre zu ersäufen. „Wir gebieten euch also, fuhren die beiden Großmeister zu sprechen fort, zu euerm Herrn zurückzukehren und nach vierzehn Tagen dem König von ihm ein Schreiben zu überbringen, durch das er mit ihm und mit euch zufrieden gestellt werde." Nach vierzehn Tagen kamen die Gesandten des Fürsten vom Berge zu ihm zurück und sprachen also: „Im Namen unseres Herrn sind wir zu Euch zurückgekehrt, um Euch zu sagen, daß, wie das Hemd dem Körper am nächsten, er Euch hiemit sein eignes Hemd zum Geschenk schickt; und er bedeutet Euch dadurch, daß Ihr derjenige König seid, dem er am meisten zugethan. Und zu noch sicherer Gewähr übersendet er Euch diesen seinen Ring von feinem, gediegenem Gold, in welchem sein Name eingeschrieben steht. Durch diesen Ring läßt er Euch melden, daß er sich mit Euch vermähle und

künftig mit Euch nur Eine Person sein wolle, gleich wie die Finger der Hand zu einem Ganzen verbunden seien." Unter andern Geschenken schickte der Fürst vom Berge dem König einen Elephanten von Kristall, ebenso verschiedene Menschenfiguren und Brett- und Schachspiele, Alles in Kristall gearbeitet und mit Ambra auf feinen Goldplatten in schönen Verzierungen ausgelegt. Als die Gesandten das Behältniß, worinnen alle die Kostbarkeiten verwahrt lagen, geöffnet, ward sogleich das ganze Gemach von dem lieblichsten Wohlgeruch durchduftet.

Der König, welcher die Gaben des alten Fürsten vom Berge durch Gegengeschenke erwiedern wollte, schickte ihm durch seine Gesandten und den Ordensbruder Ivo aus der Bretagne eine große Menge Gewänder von Scharlach, goldene Schalen und anderes Geschirr aus Silber. Zu dem Fürsten der Beduinen gekommen, befrug ihn Bruder Ivo über sein Gesetz. Nach dem Bericht, den dieser an den König erstattete, glaubte der Alte vom Berge nicht an Mahommed, sondern an

das Gesetz des Hely, von dem er sagte, er sei ein Onkel Mahommed's.[40]) Nach seiner Aussage habe Hely den Mahommed zu hohen Ehren gebracht; als aber Mahommed die Herrschaft über das Volk erlangt, habe er sich mit seinem Onkel entzweit und sich von ihm entfernt. Wie nun Hely die Treulosigkeit Mahommed's gewahr geworden, habe er ihn gehaßt, so viel Volk um sich geschaart, als er aufzubringen vermocht, und sei mit ihm in die Wüsteneien und Berge Aegyptens gezogen. Daselbst habe er ein anderes Gesetz aufgestellt, als Mahommed. Die Anhänger des Glaubens von Hely erklärten nun diejenigen, die das Gesetz Mahommed's hielten, für Ungläubige. Desgleichen hielten aber auch Mahommed's Anhänger die Beduinen für Ungläubige. Beide nun sprechen die Wahrheit: denn diese wie jene sind ungläubig.

Unter Anderm ist es Lehre des Gesetzes Hely's, daß, wenn ein Mensch, um das Gebot seines Herrn zu erfüllen, sich tödten lasse, seine Seele in einen schönern und stärkern Körper einwandere, als sein früherer gewesen. Darum

achten auch die Beduinen den Tod nicht. Eine andere Lehre ihres Gesetzes sagt, daß jeder Mensch an dem ihm vorher bestimmten Tag sterbe. Daher bewaffnen sie sich auch nicht, wann sie in den Krieg ziehen, und glauben, so sie es thäten, würden sie ihr Gesetz brechen. Und wann sie ihre Kinder verfluchen, so sagen sie zu ihnen: „Verflucht seist du, wie derjenige, der sich aus Furcht vor dem Tode waffnet.“ Das ist nun ein gefährlicher Irrthum. Denn dieser Lehre zufolge möchte es scheinen, als ob es nicht in Gottes Macht läge, unser Leben zu verlängern oder abzukürzen, während er doch allmächtig ist.

Noch will ich erwähnen, daß Bruder Ivo, während er mit dem Alten vom Berge sich unterhielt, auf dem Kopfkissen dieses Fürsten ein Buch fand, in welchem viele schöne Worte geschrieben standen, die unser Herr, als er vor seinem Leiden auf der Erde wandelte, zu St. Petrus gesprochen. Als Bruder Ivo sie gelesen, sagte er zu dem Fürsten: „Ha, Sir, Ihr thätet wohl daran, wenn Ihr häufig in diesem kleinen Buche läset.“ Da

antwortete ihm der Alte vom Berge, er thue dieß oft und habe großes Vertrauen zu St. Petrus. Und er setzte hinzu, die Seele Abel's, nachdem ihn sein Bruder Kain erschlagen, sei in den Körper Noe's eingewandert; die Seele Noe's sei nach seinem Tode in Abraham's Körper übergegangen; die Seele Abraham's aber habe den Körper des heiligen Petrus als Wohnstätte erkoren und lebe noch fort auf Erden. Als Bruder Ivo ihn also sprechen hörte, bedeutete er ihm, sein Glaube sei Nichts werth; und lehrte ihm mehrere schöne Worte und Gebote Gottes; aber der Alte vom Berg wollte nicht daran glauben. Auch erzählte Bruder Ivo dem König, daß, wann der Fürst der Beduinen ausreite, ein Mann ihm eine Streitaxt voraustrage, an deren mit Silber bedecktem Stiele Dolche dicht an einander angebracht seien. Mit lauter Stimme pflege alsdann dieser Mann in seiner Sprache zu rufen: „Zurück, fliehet vor dem, welcher den Tod der Könige in seiner Hand trägt.“

Neunundvierzigstes Kapitel.

Welches des Herrn Königs Antwort auf das Ansuchen des Sultans von Damaskus gewesen. — Welchen Erfolg die Gesandtschaft gehabt, die vom heiligen Ludwig nach Aegypten geschickt worden. — Wie der König auf des Seneschalls Bitte vierzig gefangene Ritter vom Hofe von Champagne in Bestallung nimmt. — Wie der Herr König noch weitere Forderungen an die Emire von Aegypten stellt.

Ich habe noch nicht die Antwort erwähnt, die der König dem Sultan von Damaskus zu wissen gethan. Sie lautete dahin, er werde an die ägyptischen Emire Gesandte schicken, um zu erfahren, ob sie die Verbindlichkeiten, die sie gegen ihn eingegangen, nun ernstlich erfüllen wollten, nachdem sie sich gegen ihn schon meineidig bewiesen. Weigerten sich die Emire solches zu thun, so werde der König ihm bereitwillig beistehen, den Tod seines Vetters, des Sultans von Babylon, zu rächen, den jene gemordet.

Darauf sandte der König noch während seines Aufenthaltes in Acre den Ritter Johann von Vallance nach Aegypten zu den Emiren und ließ durch diesen sie auffordern, ihm für die gebrochenen Verträge und

für die ihm angethanen Unbilden Genugthuung zu leisten. Die Emire versprachen das zu thun, allein sie verlangten, der König solle sich mit ihnen gegen den Sultan von Damaskus verbünden. Der wackere Ritter Johann von Vallance hatte sie wegen ihres meineidigen Betragens gegen den König mit harten Worten gescholten. Um nun das Herz des Königs zu erweichen, entließen sie alle gefangene Ritter aus ihren Gefängnissen; auch sandten sie ihm die Gebeine des Grafen Walther von Brienne, damit sie im heiligen Land begraben würden. Ritter Johann von Vallance brachte also zweihundert Ritter sammt einer großen Menge geringen Volkes zurück, welches in den Kerkern der Sarazenen geschmachtet. Als er nach Acre zurückgekehrt war, empfing von ihm Margaretha,[41]) Fürstin von Sidon, die eine Base des Grafen Walther von Brienne und eine Schwester des Herrn Walther von Rinel war, dessen Tochter ich nach meiner Rückkehr in die Heimath heirathete, die Gebeine ihres in Aegypten gefallenen Verwandten und ließ sie in der Kirche des Hospitals von Acre ehrenvoll be-

statten. Der Trauergottesdienst fand mit großer Pracht statt: jeder Ritter opferte eine Kerze und eine Silbermünze. Der König gab eine Kerze sammt einem Besan von der Münze der Fürstin Margaretha her, worüber Jeder erstaunt war. Denn immer hat man ihn nur von seiner Münze Geld opfern sehen. Allein der König that es aus Artigkeit.

Unter den Gefangenen, welche Johann von Vallance aus Aegypten zurückgebracht, erkannte ich Ritter von dem Hofe von Champagne, an die vierzig, alle zerrissen und zerlumpt. Ich ließ sie insgesammt auf meine Kosten mit Rock und Oberrock versehen, stellte sie also gekleidet dem Könige vor und bat ihn, sie in seinen Dienst aufzunehmen. Dazu sagte der König kein Wort. Aber einer seiner Räthe, der zugegen war, strafte mich, daß ich so schlimme Zeitung brächte, weil nun abermals ein Ausfall von mehr denn siebentausend Livres sich ergebe. Ich entgegnete ihm; er spreche zur Unzeit also, hätten wir Champagner doch in des Königs Dienst fünfunddreißig Ritter mit eignem

Banner eingebüßt. Auch äußerte ich laut, der König thäte nicht wohl, wenn er sie gehen ließe, gebräche es ihm ohnehin so sehr an Rittern. Helle Thränen traten mir in die Augen. Da beruhigte mich der König, bewilligte meine Bitte, und die Ritter wurden in Bestallung genommen.

Als der König die Gesandten der Emire von Aegypten vernommen, die mit dem Ritter Johann von Vallance gekommen waren, sagte er vor ihrer Rückkehr zu ihnen, er hielte unter keiner andern Bedingung länger Frieden mit ihnen, als wenn sie ihm alle Köpfe der gefallenen Christen, die man seit der Gefangennehmung der Grafen von Bar und von Montfort auf den Mauern von Cairo aufgepflanzt habe, sowie alle Kinder, die, ganz klein gefangen, zur Annahme ihres Gesetzes gezwungen worden, ausgeliefert hätten; überdieß verlangte er auch, daß sie auf die noch übrigen zweihunderttausend Livres, die er ihnen schulde, verzichteten. Mit den Gesandten schickte der König den Ritter Johann von Vallance wegen seiner hohen Weisheit

und Tapferkeit ab, auf daß er seinen Auftrag den Emiren überbrächte.

Fünfzigstes Kapitel.

Der König begibt sich nach Cäsarea und läßt diese Stadt wieder aufbauen. — Was die beiden Predigerbrüder, die von Cypern aus nach der Tartarei waren geschickt worden, dem König über das Tartarenvolk erzählt haben.

Darauf verließ der König Acre und begab sich mit allen seinen Leuten nach Cäsarea; hier ließ er die Mauern wieder aufbauen, welche von den Sarazenen waren niedergerissen worden. Cäsarea lag wohl zwölf Stunden von Acre in der Richtung gen Jerusalem. Während der ganzen Zeit, als der König in Cäsarea verweilte, um es wieder aufzubauen, begegnete uns von Niemanden eine Widerwärtigkeit, so wie wir denn auch in Acre von keiner Gefahr bedroht worden; und ich glaube fest, Gott habe des Königs Unternehmungen mit seinem Segen begleitet.

Ich habe schon oben erwähnt, daß während unserer Anwesenheit auf Cypern die Gesandten des großen Königs der Tartarei [42]) gekommen wären

und dem König Ludwig erklärt hätten, ihr Fürst wolle ihm zur Eroberung des Königreichs Jerusalem behülflich sein. Es ist auch schon erzählt worden, wie der König sie mit zwei Geistlichen aus dem Predigerorden zurückgeschickt und wie er dem Fürsten der großen Tartarei eine Kapelle von Scharlachfarbe als Geschenk habe überbringen lassen, in der Gegenstände unseres Glaubens, als: die Verkündigung Mariä durch den Engel Gabriel, die Geburt und Taufe unseres Herrn, sein Leiden, seine Himmelfahrt und die Ankunft des heiligen Geistes abgebildet gewesen. Außerdem übersandte er ihm Kelche, Bücher, Ornamente und was sonst zur Feier der heiligen Messe gehört. Nach dem Berichte der beiden Priester an den König, der mir es später wieder erzählte, waren sie zu Wasser abgegangen und im Hafen von Antiochia angekommen. Von hier aus bis zum Sitze des großen Königs der Tartarei hatten sie wohl ein Jahr gebraucht, indem sie täglich zehn Stunden machten. Alles Land, wohin immer sie kamen, war den Tartaren unterworfen. Auf ihrem Zuge

fanden sie in mehreren Orten und Städten große Haufen von Todtengebeinen. Die Gesandten des Königs erkundigten sich, wie sie zu so großer Macht gelangt seien, wie sie so viele Länder sich hätten unterwerfen und so viele Leute vernichten können, deren Gebeine sie erblickten. Darauf erzählten die Tartaren zuerst von ihrer Abkunft. Sie stammten, so sagten sie, aus einer großen Sandwüste, wo Nichts gedeihe. Diese beginne am Fuße eines Felsen, der so groß und so furchtbar hoch sei, daß ihn noch kein Sterblicher erstiegen. Zwischen diesem Felsen, der aus dem Osten herüberrage und andern Bergen, die sich bis zum Rande der Erde erstreckten, seien die Völker des Gog und Magog eingeschlossen, die am Ende der Welt mit dem Antichrist kämen, wann er Alles zerstören werde. Aus jener Ebene nun stamme das Tartarenvolk, das dem Priester Johannes einerseits und dem Kaiser von Persien andererseits unterthan gewesen, von deren Landesgebieten es umgränzt sei. Auch hätten die Tartaren noch mehrere andere Nachbarvölker gehabt, denen sie, um geduldet zu werden,

sowie für die Weide ihrer Thiere, von welchen sie allein lebten, jährlich großen Tribut bezahlten. Von dem erwähnten Priester Johannes, dem persischen Kaiser und den andern Königen, denen sie zinspflichtig gewesen, seien sie so sehr gehaßt worden, daß sie, wann sie gekommen wären, ihnen den Tribut zu bezahlen, nicht vor ihr Angesicht zu treten gedurft, sondern daß jene ihnen den Rücken gekehrt hätten. Nun habe ein weiser Mann aus ihrem Volk die ganze Sandwüste durchwandert, mit den daselbst lebenden Menschen gesprochen und ihnen die drückende Sclaverei vorgestellt, in der sie sich befänden; zuletzt hätte er sie gebeten, sich frei zu machen. Wirklich habe der weise Mann es so weit gebracht, daß er an einem festgesetzten Tage das ganze Volk am Hauptort dieser Sandwüste nahe beim Gebiet des Priesters Johannes versammelte. Nach mehrfachen Aufforderungen des weisen Mannes hätte man beschlossen, Alles zu thun, was er wollte, und er sei von ihnen gebeten worden, die geeigneten Maßregeln zu treffen, um das auszuführen, was er ihnen vorgeschlagen. Darauf

habe er ihnen gesagt, sie könnten Nichts thun, hätten sie nicht einen König, der über sie herrschte. Die Art und Weise nun, wie sie einen König gewählt, sei folgende gewesen. Von den zweiundfünfzig tartarischen Völkerschaften sollte jede einen Pfeil bringen, auf dem mit Blut ihr Name geschrieben sei. Das habe man auch sofort gethan. Dann seien die zweiundfünfzig Pfeile vor ein fünfjähriges Kind hingelegt worden; und aus der Völkerschaft, deren Pfeil das Kind emporheben würde, sollte ihr König gewählt werden. Als nun das Kind einen von den zweiundfünfzig Pfeilen aufgehoben, habe der weise Mann die übrigen entfernen lassen. Aus der Völkerschaft nun, welcher der aufgehobene Pfeil gehörte, hätte er zweiundfünfzig der wackersten und weisesten Männer auswählen lassen. Von den zweiundfünfzig gewählten Männern aber sei er einer gewesen; und auch von denen habe ein Jeder einen Pfeil gehabt, worauf sein Name gestanden. Von diesen zweiundfünfzig Pfeilen habe man wiederum einen von einem fünfjährigen Kinde herausnehmen lassen; derjenige nun,

dem der Pfeil angehörte, den das Kind emporheben würde, sollte ihr König und Gebieter sein. Da habe es sich getroffen, daß von dem Kind der Pfeil des weisen Mannes herausgenommen worden sei, der den Tartaren so zu thun gelehrt. Darüber sei das ganze Volk sehr erfreut gewesen. Alsdann habe er ihnen zu schweigen geboten und gesagt: „Wenn ihr wollet, daß ich euer Gebieter sei, so schwöret bei demjenigen, der Himmel und Erde gemacht hat, daß ihr meinen Befehlen gehorchen werdet.“ Und so hätten sie denn auch geschworen.

Darauf habe er ihnen sehr gute Lehren gegeben, um Friede und Ordnung im Volke zu erhalten. Eins dieser Gebote sage, Niemand solle des Andern Gut nehmen wider dessen Wissen und Willen; ein anderes drohe, daß derjenige die Hand verliere, der seinen Nächsten schlage; wieder ein anderes Gebot enthalte, Niemand solle mit dem Weib oder mit der Tochter des Nächsten Umgang pflegen, wolle er nicht das Leben verlieren. Und noch mehrere andere schöne Gebote habe er aufgestellt, um Friede und Einigkeit unter seinem Volke zu stiften.

Alsdann habe er ihnen vorgestellt, wie ihr ältester Feind der Priester Johannes wäre und wie dieser sie längst schon hasse und verabscheue. „Darum, fuhr er fort, befehle ich euch allen, morgen euch bereit zu halten, um ihn anzugreifen. Sollten sie uns nun besiegen, wovor uns Gott bewahre, so thue ein Jeder, wie ihm gut dünkt. Sind aber wir die Sieger, so befehle ich euch, drei Tage und drei Nächte lang die Feinde zu tödten, verbiete euch aber, Beute zu machen. Denn erst nachdem wir über unsere Feinde einen vollständigen Sieg davon getragen, werde ich die Beute zur Zufriedenheit eines Jeden austheilen.“ Und alle hätten ihrem König gern beigepflichtet.

Am andern Tag wäre nun auch das Vorhaben von ihnen ausgeführt worden. In enggeschlossenen Reihen hätten sie ihre Feinde angegriffen. Und wie der allmächtige Gott gewollt, seien diese besiegt worden; sie hätten alle wehrfähigen Männer niedergemacht; nur die Priester seien verschont geblieben. Das ganze übrige Volk des Priesters Johannes aber, das nicht in die Schlacht ausgezogen wäre,

habe sich ihnen ergeben, und sei ihnen unterthan geworden.

Nach diesem Sieg sei etwas Merkwürdiges vorgefallen. Denn ein bedeutender Mann aus einer der vorgenannten Völkerschaften wäre drei Tage lang verloren und von dem Volk der Tartaren entfernt gewesen; nicht die geringste Nachricht hätte man über ihn vernehmen können. Als er nach drei Tagen zurückgekommen sei, habe er dem Volke berichtet, es komme ihm vor, er sei bloß einen Abend lang ausgeblieben, und er habe weder Hunger noch Durst gelitten. Hierauf sei von ihm erzählt worden, er hätte einen sehr hohen Berg bestiegen. Dort sei er mit einer großen Menge der stattlichsten Leute zusammen gekommen, die er je gesehen; sie wären ausnehmend schön gekleidet und geschmückt gewesen. Mitten auf dem Berge sei ein König gewesen, der schönste und geschmückteste von allen Männern; sein Thron habe wundersam von Gold geglänzt. Zu seiner Rechten habe er sechs andere gekrönte und mit Edelsteinen gezierte Könige erblickt; eben so viele

zu seiner Linken. Neben ihm rechts sei eine Königin gekniet, die mit ihm gesprochen und ihn gebeten habe, seines Volkes zu gedenken. Zu seiner Linken wäre ein sehr schöner Jüngling auf den Knieen gelegen, der Flügel, so hellstrahlend wie die Sonne, gehabt. Ebenso hätte den König eine sehr große Menge prachtvoll beflügelter Wesen umgeben. Der König nun habe ihn zu sich gerufen und zu ihm gesagt: „Du bist aus dem Heer der Tartaren gekommen. Sir, hätte der Tartar geantwortet, das ist wahr. Darauf habe jener also gesprochen: Wenn du zurückkehrst, so melde dem König der Tartarei, du habest mich, den Herrn des Himmels und der Erde geschaut; sag' ihm, er solle mich loben und mir danken für den Sieg, den ich ihm über den Priester Johannes und dessen Volk verliehen. Sag ihm auch in meinem Namen, daß ich ihm die Macht gebe, die ganze Erde zu unterwerfen. Sir, habe der Tartar ihn gefragt, wie wird der König der Tartarei mir das glauben? Du sollst ihm sagen, habe der König ihm geantwortet, daß du zum Beweis für

die Wahrheit meiner Worte den persischen Kaiser mit dreihundert deiner Leute bekriegen und durch mich über ihn siegen werdest, während er mit dreihunderttausend Kriegern gegen dich kämpfen werde. Und ehe du in den Krieg gegen den Kaiser von Persien ziehst, wirst du den König der Tartarei bitten, er möge dir alle Priester und alles geringe Volk, das von seinen Feinden übrig geblieben, mitgeben; und was sie dir sagen werden, das sollst du glauben; denn sie sind meine Diener. Sir, habe hierauf der Tartar gesagt, ich weiß nicht den Rückweg zu finden, wenn du mich nicht heimgeleiten läßt.“ Da habe sich der König umgewandt und eines jener schönen Wesen zu sich gerufen und zu ihm gesagt: „Komm her, Georg, du sollst diesen Mann bis zu seinem Wohnort führen und in Sicherheit bringen.“ Und schnell sei der Tartar von dort hinweggetragen worden. Angekommen bei dem Fürsten der Tartarei habe er diesen gebeten, ihm die Priester mitzugeben, wie ihm der König geboten, den er auf der Höhe des Berges gesehen. Das sei ihm gewährt worden.

Bereitwillig hätten der Fürst der Tartaren und alle seine Leute die Lehre von den Priestern angenommen und sich taufen lassen. Dann habe jener Tartar nur dreihundert Bewaffnete ausgewählt, sie beichten und sich rüsten lassen. Hierauf hätte er den Kaiser von Persien besiegt und aus den Gränzen seines Gebietes vertrieben. Dieser nun floh bis in's Königreich Jerusalem, besiegte die Kreuzfahrer und nahm den Grafen Walther von Brienne gefangen, wie später wird erzählt werden. Das Volk aber des christlichen Fürsten vermehrte sich dermaßen, wie ich nachher die Gesandten erzählen hörte, die der König in die Tartarei geschickt hatte, daß sie in seinem Heere achthundert Kapellen zählten, die auf Wägen errichtet waren.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Wie der König zwei neue Ritter in Bestallung nimmt, und wie anmuthig sie ihm von ihren Abenteuern und den Ländern erzählen, von denen sie auszogen. — Welchen Vorschlag der Sir von Joinville dem Könige macht. — Wie der Seneschall während seines Aufenthaltes im heiligen Lande seine Lebensweise einrichtete.

Ich eile jetzt wieder zu meiner Erzählung zurück. Während der König Cäsarea befestigen ließ, kam zu ihm ein Ritter, Namens Elenars von Seningan, der sagte, er sei vom Königreich Norwegen ausgezogen, welches gegen Abend am Ende der Welt läge und wo der Sommer fast ohne Nacht sei. Von diesem seinem Heimathlande aus wäre er zu Wasser gefahren, habe ganz Spanien umsegelt und sei durch die Meerenge von Marocco gekommen; zahllosen Gefahren und vielen Leiden wäre er ausgesetzt gewesen, bis er uns habe erreichen können. Er habe, erzählte er uns weiter, in den Ländern, wo er ausgestiegen, mit seinen Leuten Löwen gejagt, und sie hätten mehrere mit großer Gefahr gefangen; die Löwenjagden habe man zu Pferd gemacht; seien sie auf einen ge-

stoßen, so hätte man mit Pfeilen auf sie geschossen. Wäre der Löwe getroffen worden, so sei er auf den ersten, dessen er ansichtig geworden, losgestürzt; dann hätten sie spornstreichs die Flucht ergriffen, während dessen aber ein altes Stück Tuch auf die Erde fallen lassen; der Löwe aber habe es ergriffen und zerrissen, indem er den Mann in seiner Gewalt zu haben wähnte, der ihn mit dem Pfeil getroffen. Sei auf solche Weise der Löwe stillgestanden, so hätte man einen andern Pfeil auf ihn abgeschossen; dann habe der Löwe das Tuch fallen lassen und sei auf seinen neuen Gegner gestürzt; dieser sei wiederum entflohen, habe ein anderes Stück Tuch auf den Boden geworfen, und abermals wäre der Löwe stille gestanden. Und indem sie dieß oft wiederholt hätten, sei er zuletzt erlegt worden. Der König behielt diesen Ritter nebst neun andern, die zu dessen Banner gehörten, in seinem Dienste.

Ebenso war nach Cäsarea zum König ein anderer, sehr edler Herr gekommen, der sagte, er gehörte zu denen von Toucy. Der König bemerkte,

dieser Ritter sei sein Vetter, weil er von einer Schwester des Königs Philipp abstamme, die der Kaiser von Constantinopel zur Frau hatte. [45]) Denselben behielt der König nebst den neun zu seinem Banner gehörigen Rittern auf ein Jahr in seinem Dienste. Nach Verlauf dieser Zeit kehrte er nach Constantinopel zurück, von wannen er gekommen war. Diesen Ritter habe ich sagen hören, wie er es auch dem König erzählte, der Kaiser von Constantinopel habe sich einmal mit dem König der Kumanen verbündet, um mit dessen Hülfe den griechischen Kaiser Vatatzes zu bekriegen. Der Ritter erzählte, der Fürst des kumanischen Volkes habe, um mit dem Kaiser von Constantinopel ein enges und sicheres Bündniß für etwaige Gefahren zu schließen, folgende Sitte beobachtet: sie selbst und ein jeder ihrer Krieger hätten sich zur Ader gelassen, ihr Blut in einer Schaale aufgefangen und es vermischt zum Zeichen des Bündnisses und der Bruderschaft getrunken. So geschah denn auch zwischen unsern Leuten und denen des Ritters; sie mischten ihr Blut mit Wein, tranken davon ein-

ander zu und nannten sich alsdann Brüder eines Blutes. Hierauf wurde noch ein anderer Brauch beobachtet. Sie ließen zwischen unsern Leuten und den ihrigen, die beiderseitig in zwei Reihen getrennt standen, einen Hund laufen und zerhieben ihn mit ihren Schwertern, wobei sie sagten, ebenso wollten sie sich zerhauen lassen, wenn sie einander untreu würden.

Eine andere sehr wunderbare Geschichte erzählte der Ritter von Toucy dem König. Im Lande des Herrschers der Kumanen sei ein an Ländereien sehr reicher Fürst gestorben, dem man nach seinem Tode eine breite Grube in die Erde habe graben lassen; dann habe man den Todten auf einen prachtvoll gezierten Stuhl gesetzt, und mit ihm sein bestes Pferd und einen seiner Diener, beide, Mann und Roß, lebendig in die Grube gesenkt. Der Diener aber hätte zuvor noch vom Könige und den andern Großen, die zugegen gewesen, Abschied genommen; der König habe ihm alsdann eine große Menge Gold und Silber gegeben, und das Geld sei ihm in die an seinem

Halse befestigte Schärpe gelegt worden; nun habe er versprochen, wann der König in der andern Welt angekommen sei, ihm sein Gold und Silber wieder zu geben. Hierauf hätte der König ihm einen Brief an den ersten Fürsten der Kumanen mitgegeben, und diesem darin zu wissen gethan, jener tapfere Mann habe bieder gelebt und ihm getreulich gedient; darum bitte er ihn, denselben reichlich zu belohnen. Alsdann hätte man die Grube über dem Todten, seinem Diener und seinem Rosse mit Brettern fest zugeschlossen. Zur Erinnerung an die beiden Begrabenen aber habe man über der Grube einen großen Stein- und Erdhügel errichtet.

Als wir uns der Osterzeit näherten, verließ ich Acre und begab mich zum König nach Cäsarea. Ich fand ihn in seinem Gemach, als er mit dem Legaten sprach, der jeder Zeit während des Kreuzzuges ihm zur Seite gewesen. Wie der König mich gewahrte, ließ er den Legaten stehen und kam auf mich zu. „Sir von Joinville, redete er mich an, es ist wohl wahr, daß Eure Bestallung bis zur kommenden Osterzeit abläuft. Aber ich bitte

Euch, mir zu sagen, wie viel ich Euch für das nächste Jahr geben soll." Ich erwiederte ihm, ich sei nicht gekommen, so etwas auszuhandeln, und begehre auch nicht ferner seines Geldes, sondern hätte einen anderweitigen Vorschlag anzubringen; er möge mir nämlich nicht mehr zürnen, wenn ich ihn um etwas bitte, was er oft thue; ich aber versprach ihm auch nicht zu grollen, so er mich abschlägig bescheide. Als er meine Bitte vernommen, fing er zu lachen an und sagte mir, unter diesen Bedingungen wolle er mich behalten. Dann nahm er mich bei der Hand, führte mich zu dem Legaten und seinem Rath und erzählte ihnen den Vertrag, den wir abgeschlossen; und ein Jeder freute sich, daß ich blieb.

Jetzt will ich nun auch erzählen, wie ich während der vier Jahre meines Aufenthaltes im Lande jenseits des Meeres mein Leben einrichtete. Ich hatte zwei Priester um mich, die mir die Kirchengebete vorsagten; der eine sang mir die Messe, so wie der Tag grauete; und der andere wartete damit, bis meine Ritter und diejenigen,

die der König meiner Abtheilung zugewiesen, aufgestanden waren. Nach der Messe wartete ich dem König auf, und wann er ausritt, leistete ich ihm Gesellschaft. Manchmal, wann Meldungen vor ihn gebracht wurden, mußten wir während des Morgens daheim bleiben und arbeiten.

In meinem Gezelte ließ ich mein Bett also stellen, damit Jeder, welcher hereintrat, mich sehen konnte, wie ich schlief; und dieß that ich, um von mir jeden argen Verdacht in Bezug auf das andere Geschlecht fern zu halten. Als man sich dem Feste des heiligen Remigius näherte, versah ich mich mit Schweinen, Hammeln, Mehl und Wein zum Unterhalte meiner Mannschaft für den ganzen Winter; denn zu dieser Jahreszeit steigen alle Bedürfnisse zu sehr hohen Preisen, weil die See im Winter stürmischer, als im Sommer wird. Von den hundert Fässern Wein, die ich angekauft, ließ ich meinen Leuten zuerst den bessern reichen. Den Knechten wurde er mit Wasser vermischt; die Knappen aber bekamen etwas weniger verdünnten Wein. An meiner Tafel wurde jedem Ritter eine

große Flasche Wein vorgesetzt, aber eine andere mit Wasser hinzugestellt, um den Wein nach Belieben zu verdünnen.

Der König hatte meiner Truppe fünfzig Ritter zugetheilt; nebst meinen zehn Rittern hatte ich gewöhnlich zehn andere zu meiner Tafel geladen. Nach der Sitte des Landes saßen die Ritter, wann sie bei mir speisten, einer hinter dem andern, und zwar auf einem Teppiche, welcher über dem Boden ausgebreitet war. Mußte ich meine Ritterschaft wider die Sarazenen aussenden, so bewirthete ich an solchen Tagen meine ganze Schaar. An den kirchlichen Festen lud ich jedes Mal alle Barone des Heeres zu meiner Tafel, so daß der König an solchen Tagen bisweilen Gäste von mir leihen mußte.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Der Sir von Joinville erzählt, wie die Zucht unter den Pilgern zu Cäsarea gehandhabt ward und berichtet mehrere strafwürdige Fälle, über die nach den Rechten und Gebräuchen des heiligen Landes geurtheilt wurde.

Doch auch die gerechten Urtheile will ich nicht unerwähnt lassen, welche ich in Cäsarea

fällen hörte, während der König daselbst verweilte. Das erste betraf einen Ritter, welcher in einem Frauenhause entdeckt ward, worin man spielte. Man stellte ihm die Wahl, entweder von seiner Buhlerin an einem Stricke in der schmählichsten Weise durch das ganze Lager geführt zu werden, oder seines Rosses, seiner Rüstung und seiner Waffen verlustig zu gehen, sowie aus dem Heere des Königs ausgestoßen zu werden. Der Ritter wählte Letzteres und verließ das Heerlager. Als ich sah, daß sein Pferd dem König anheimfiel, bat ich um dasselbe für einen meiner Ritter, der ein armer Edelmann war. Der König aber erwiederte mir, mein Begehren sei unvernünftig, weil das Roß wohl achtzig bis hundert Livres werth sei, was keine geringe Summe wäre. Darauf entgegnete ich ihm: „Sir, Ihr habt den zwischen mir und Euch geschlossenen Vertrag gebrochen, wann Ihr Euch ob meiner Bitte erzürnt.“ Da lachte der König und bemerkte mir: „Sir von Joinville, Ihr möget sagen, was Ihr wollet; ich

werde deßhalb nicht böse.“ Gleichwohl erhielt ich nicht das Pferd für den armen Edelmann.

Das zweite Urtheil ging einige meiner Ritter an. Diese waren Gazellen jagen gegangen, die mit den Rehen große Aehnlichkeit haben. Da überfielen die Hospitaliter meine Ritter und schlugen sie dermaßen, daß sie denselben große Unbilden zufügten. Das klagte ich dem Großmeister des Hospitals und brachte auch meine Ritter mit. Als der Großmeister meine Klage vernommen, versprach er, nach Recht und Brauch des heiligen Landes mir deßhalb Genugthuung zu verschaffen. Dieß geschah nun also: die Brüder, welche sich die Unbilden erlaubt hatten, mußten in der Anwesenheit derjenigen, denen Unrecht geschehen, auf ihren Mänteln so lange sitzend speisen, bis sich die Beleidigten befriedigt erklärten. Diese Strafe ward denn auch über die Brüder verhängt. Nach einiger Zeit war ich mit meinen Rittern wieder zugegen. Wir baten den Großmeister, er solle die Brüder von ihren Mänteln aufstehen heißen; allein er weigerte sich dessen.

Zuletzt aber mußte er wohl unserer Fürbitte willfahren. Denn wir setzten uns zu den Ordensrittern nieder, um mit ihnen zu essen, und sie wollten es nicht dulden; darauf durften sie denn doch aufstehen, um mit ihren andern Brüdern am gemeinsamen Tisch zu speisen, und ließen uns ihre Mäntel.

Ein anderes Mal hatte ein königlicher Sergeant, le Goullu geheißen, an einem meiner Ritter sich thätlich vergriffen und ihn hart geschüttelt. Ich beschwerte mich darüber beim König, der mir sagte, ich könne wohl von meiner Klage abstehen; sein Diener hätte meinen Ritter ja nur gestoßen. Ich aber erwiederte ihm, ich könne nicht davon abgehen; lieber verließe ich seinen Dienst, wenn er mir nicht Recht spräche; denn es stehe Dienern nicht zu, einen Ritter anzutasten. Da stand mir der König zu Recht nach Landesbrauch, der darin bestand, daß der Sergeant unbeschuht, ohne anderes Gewand als seine Beinkleider, und ein entblößtes Schwert in der Hand tragend, in meine Herberge kommen, dann vor dem Ritter, den er

beleidigt, niederknieen und diesem das Schwert mit den Worten reichen mußte: „Herr Ritter, ich bitte Euch um Gnade dafür, daß ich Hand an Euch legte; und ich habe Euch dieses Schwert gebracht, damit Ihr mir die Hand abhauet, so es Euch gefällt.“ Darauf bat ich den Ritter, ihm seine Beleidigung zu verzeihen, was er auch that.

Ein vierter Urtheilsspruch wurde gefällt, als der König in Mißhelligkeiten mit den Templern gerathen war. Ihr Marschall Hugo von Joy war von dem Großmeister des Tempelritterordens an den Sultan von Damaskus geschickt worden wegen eines bedeutenden Landstriches, welcher zwischen dem Sultan und den Templern getheilt werden sollte. Bei solchen Verträgen war aber die Zustimmung dem Könige vorbehalten. Der Marschall Hugo kehrte hierauf mit einem damascenischen Emir, der die vom Sultan vollzogene Urkunde überbrachte, nach Cäsarea zurück. Der Großmeister berichtete alsdann diese Angelegenheit dem König, der aber darüber höchlich erzürnt wurde, weil ihm doch kein Vertrag noch sonstige

Unterhandlung mit dem Sultan ohne königliche Bewilligung zustehe; und sofort verlangte er deßhalb Genugthuung, die in folgender Weise geleistet wurde. Der König ließ im Lager die Tücher von drei Zelten so weit ausspannen, daß sich unter diesem Obdach das gemeinsame Heervolk versammeln konnte, so viele eben Lust hatten zu kommen. Dann erschien der Großmeister der Tempelritter mit dem ganzen Orden, alle unbeschuht, im Heer — denn sie hatten ihr abgesondertes Lager. — Der König hieß den Großmeister vor sich und dem Botschafter des Sultans niedersitzen, und sprach also zu ihm: „Meister, Ihr habt dem Emir zu sagen, daß Ihr es bereuet, ohne mein Vorwissen mit dem Sultan einen Vertrag geschlossen zu haben; darum stellet dem Botschafter die empfangene Urkunde zurück und erklärt den Sultan für ledig aller von ihm gegen Euch übernommenen Verbindlichkeiten." Der Meister übergab dem Emir die Urkunde. Dann gebot der König, er und seine Ordensbrüder sollten sich von ihren Sitzen erheben, und sprach zu ihnen: „Knieet

nieder und leistet Abbitte, daß Ihr also gegen meinen Willen gehandelt." Da ließ sich der Meister vor dem Könige auf die Kniee nieder, reichte ihm den Zipfel seines Mantels dar und bat, daß ihm eine Buße aufgelegt werde, wie er anordnen würde. Da erwiederte der König: „Vor Allem fordere ich, daß der Marschall Hugo, der den Vertrag mit dem Sultan geschlossen, aus dem Reiche Jerusalem verbannt werde." Weder der Großmeister, noch der Templer Hugo, wiewohl er des Königs Sohn, den Grafen von Alençon, der in dem Pilgerschloß auf dem Berg Carmel geboren ward, aus der Taufe gehoben hatte, vermochten durch ihre Bitten den König eines Andern zu bereden; und auch die Königin, sowie die Uebrigen konnten nicht die Begnadigung des Ordensbruders vom König erflehen. Noch mehrere andere Urtheile hörte ich nach den Rechten und Gebräuchen des heiligen Landes fällen.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Der Sir von Joinville berichtet die Antwort der ägyptischen Emire auf die vom heiligen Ludwig durch seinen Gesandten Johann von Vallance an dieselben gestellten Forderungen. — Der König bestimmt den Emiren durch deren Botschafter einen Tag, wo sie mit ihm zu Jaffa zusammenkommen könnten. — Er begibt sich dahin. — Die Emire wagen nicht zu kommen, aus Furcht vor dem Sultan von Damaskus. — Sie schicken aber dem Könige die abgeschlagenen Köpfe der Christen und die gefangenen Kinder zurück. — Eine Schaar Sarazenen wird von den Kreuzfahrern aus der Nähe von Jaffa vertrieben. — Der König bestimmt den Emiren abermals einen Tag zur gegenseitigen Unterredung. — Ankunft mehrerer Ritter, sowie des Fürsten von Antiochien und seiner Mutter zu Jaffa.

Es ist oben erwähnt worden, wie der König den ägyptischen Emiren hatte zu wissen gethan, daß er ihnen, so sie ihm für die zugefügten Unbilden keine Genugthuung leisteten, den Waffenstillstand nicht halten werde. Darauf nun kamen die Gesandten aus Aegypten und überbrachten ihm ein Schreiben der Emire, worin sie ihm versprachen, alle Forderungen zu erfüllen, die er an sie gestellt habe, und welche früher von mir berichtet worden sind. Dann kamen der König und die Gesandten der Emire über einen Tag überein, an welchem sich diese mit ihm zu Jaffa zusammenfinden wür-

den. Daselbst, so wurde ausgemacht, sollten die Emire schwören und dem König versprechen, ihm das Königreich Jerusalem auszuliefern. Dann sollten auch der König und seine Großen schwören und versprechen, den Emiren gegen den Sultan von Damaskus beizustehen. Als nun dieser erfuhr, daß wir uns mit den ägyptischen Emiren verbündet hätten, sandte er gegen zwanzigtausend Sarazenen ab, um uns den Zugang zu der Stadt Jaffa zu wehren. Gleichwohl setzte sich der König in Bewegung, um dahin zu gehen. Und als der Graf von Jaffa die Ankunft des Königs erfuhr, richtete er sein Schloß dermaßen ein, daß es einer Stadt im besten Vertheidigungszustand gleich sah. Denn auf jeder Zinne seines Schlosses standen wohl fünfhundert Mann, ein jeder mit einem Schild und mit dem Banner seines Wappens, was einen sehr schönen Anblick gewährte, indem in seinem Wappen ein rothes Ankerkreuz auf goldenem Felde abgebildet war. Wir lagerten uns auf den Feldern rings um die Burg von Jaffa, die am Meere gelegen war. Der König ließ um

die Veste eine Schanze aufwerfen, die von dem einen Meeresufer bis zum andern reichte; und ich sah ihn oft selbst, um die Vergebung seiner Sünden zu verdienen, auf dem Rücken in einem Tragkorbe Steine an den Graben tragen. Die ägyptischen Emire wagten nicht zu kommen, aus Furcht vor den Leuten, die der Sultan von Damaskus zur Absperrung des Zugangs zur Stadt Jaffa abgeschickt hatte. Nichtsdestoweniger schickten sie dem König alle Köpfe von den Christen, die sie auf den Mauern von Cairo aufgepflanzt hatten. Er ließ sie in geweihter Erde begraben. Auch schickten sie ihm alle Kinder, die sie zurückbehalten und zur Abschwörung ihres Glaubens gezwungen hatten. Ebenso übersandten sie ihm einen Elephanten, den der König nach Frankreich bringen ließ.

Während der König mit dem ganzen Heer zu Jaffa verweilte, kam ihm die Nachricht zu, daß bereits die Leute des Sultans von Damaskus in der Ebene auf der Lauer stünden und daß ein Emir des Sultans das Getreide eines von einem Gehege umschlossenen Feldes habe verwüsten lassen,

das etwa drei Stunden von dem Heer des Königs eutfernt sei. Der König ging in eigener Person mit mehreren seiner Leute dahin, um sich von der Wahrheit dieser Meldung zu überzeugen. Sobald uns aber jener Emir gewahrte, ergriff er die Flucht. Unsere Leute verfolgten die Sarazenen. Ein junger Edelmann ereilte die Feinde und warf mit seiner Lanzenspitze, ohne sie zu brechen, zwei Sarazenen zu Boden. Als der Emir nur diesen Edelmann hinter sich erblickte, kehrte er sich um und rannte gegen ihn an. Allein der Edelmann versetzte ihm mit dem Schwert einen solchen Hieb, daß er den Emir gefährlich verwundete. Dann kehrte er zu uns zurück.

Als die ägyptischen Emire erfuhren, der König mit seinem Heer befinde sich zu Jaffa, ließen sie ihn bitten, er möge ihnen abermals einen Tag bestimmen, an welchem sie unfehlbar zu ihm kommen könnten. Der König willfuhr ihnen auch dieses Mal wieder und setzte einen Tag fest, an welchem sie sich bei ihm einzufinden versprachen, um ihre gegenseitigen Angelegenheiten abzuschließen. Inzwischen, bevor die übereingekom-

mene Frist abgelaufen war, kam der Graf von Eu zum König und brachte den guten Ritter Arnold von Guines, sowie dessen zwei Brüder und sechs andere Ritter mit. Der König ertheilte dem noch sehr jugendlichen Grafen von Eu die Ritterwürde und nahm sämmtliche zehn Ritter in Bestallung.

Auch der Fürst von Antiochien[44]) und seine Mutter kamen zum König. Dieser empfing sie sehr ehrenvoll. Er schlug den Fürsten von Antiochien, der erst sechzehn Jahre alt war, zum Ritter. Aber niemals noch habe ich einen jungen Menschen mit so viel Klugheit und solchem Verstand ausgestattet gesehen. Zum Ritter geschlagen, richtete er an den König eine Bitte, die er aber in Gegenwart seiner Mutter vorbringen wollte. Sein Begehren lautete also: „Sir, es ist wohl wahr, daß ich noch vier Jahre unter der Vormundschaft meiner Mutter, die hier anwesend ist, stehen muß, weßhalb sie über all' mein Vermögen verfügt und ich noch keine Macht habe. Aber es ist nicht recht, daß sie mein Land vernachlässigt und Antiochien dem Verfall preis gibt. Darum, Sir,

geht mein demüthiglich Begehren dahin, daß Ihr meiner Mutter dieß vorstellet und sie bittet, mir Antiochien zu meinem Sitze mit hinlänglichen Einkünften und Streitkräften anzuweisen, damit ich meinen Leuten zu Hülfe komme, die in meiner Stadt sind; wie es ja doch ihre Pflicht ist, mir das zu gewähren." Als der König des Fürsten Bitte vernommen, bewog er die Mutter, daß sie ihm große Geldmittel gewährte. Sofort begab sich der junge Fürst nach seiner Stadt, wo er herrliche Thaten ausführte. Darauf nahm er, um den König zu ehren, ein neues Wappen an, das aus dem rothen antiochischen und dem französischen Wappen geviertet war. Mit dem Fürsten kameu auch drei Brüder, Spielleute aus Großarmenien, die nach Jerusalem pilgerten. Setzten sie ihre Hörner an den Mund, aus dem die lieblichsten Melodien durch jene hervordrangen, da glaubte man Stimmen von Schwänen zu hören, wann sie vom Weiher aufsteigen. Ebenso artig waren ihre Sprünge und Tänze. Unter die Füße legte man ihnen einen Turban, auf dem sie schraubenartig wundersam schnell herumkreisten.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Der Sir von Joinville ehrt das Andenken an den ritterlichen Walther von Brienne, dessen Gebeine die Emire dem heiligen Ludwig nach Acre geschickt hatten, dadurch, daß er des Ritters ruhmvolle Thaten in den früheren Kämpfen wider die Sarazenen und sein Märtyrerende nachträglich erzählt.

Weil es löblich ist, der Waffenthaten und Tugenden eines vortrefflichen Fürsten zu erwähnen und sie im Gedächtniß zu erneuern, darum will ich hier von dem guten Grafen von Jaffa, dem Ritter Walther von Brienne, sprechen, der in Folge seiner ritterlichen Thaten die Grafschaft Jaffa im Verlauf mehrerer Jahre inne hatte. Er genoß keiner Einkünfte, sondern lebte von dem, was er in seinen Kämpfen mit den Sarazenen und Feinden des christlichen Glaubens erbeutete. Einmal geschah es, daß er sehr viele Sarazenen besiegte und ihnen eine reiche Beute von Goldstoffen und verschiedenerlei Seidengewändern abnahm, welche sie mit sich führten. Zu Jaffa angekommen, vertheilte er sie an alle seine Ritter, ohne daß ihm etwas davon übrig

blieb. Um eines Zuges seiner Lebensweise zu gedenken, will ich berichten, daß er des Abends, wann er seine Ritter verlassen, in seine Kapelle trat und hier in inbrünstigem Gebet zu Gott versunken lag. Dann begab er sich zu seiner Gemahlin, die ein sehr braves und verständiges Weib und die Schwester des Königs von Cypern war.

Es ist oben erzählt worden, wie ein tartarischer Fürst mit nur dreihundert Rittern den Kaiser von Persien sammt dessen dreihunderttausend Mannen mit Gottes Hülfe aus seinem Reiche vertrieben. Wir wollen jetzt sehen, welchen Weg der persische Kaiser einschlug, welcher Barka Chan hieß. Er kam nämlich in das Königreich Jerusalem, wo er viel Unheil anrichtete. Denn er bemächtigte sich der Stadt Tiberias, welche dem Herrn Odo von Montbelliard gehörte, und tödtete rings um das Pilgerschloß, um Acre und Jaffa so viele Christen, als er finden konnte. Nachdem er solche Gräuel verübt und das Land brennend und sengend durchzogen hatte, nahm er seinen Weg gegen Babylon, um sich der Hülfe des dortigen Sultans

gegen die Christen zu versichern. Die Patriarchen glaubten, ehe noch der Sultan von Babylon ihm Beistand leiste, müsse man gegen den Kaiser zu Felde ziehen. Sie baten also den Sultan von Emessa, einen der besten und biedersten Ritter in der ganzen Heidenschaft, um Hülfe. Er kam zu ihnen, und sie empfingen ihn sehr ehrenvoll in Acre. Dann zogen sie alle zusammen von hier ab und begaben sich nach Jaffa. Daselbst angekommen, redeten die christlichen Pilger dem Grafen Walther zu, er möge doch mit ihnen gegen den Kaiser von Persien ziehen. Gerne schlösse er sich der Heerfahrt an, war seine Antwort, wenn nur der Patriarch von Acre ihn vom Kirchenbann losspräche, womit er von diesem längst schon belegt worden, weil er ihm einen Thurm in der Veste Jaffa zu überlassen sich geweigert habe, welcher der Thurm des Patriarchen hieß, und von dem derselbe behauptete, daß er ihm gehöre. Dieser nun aber wollte der Bitte des Grafen nicht willfahren. Gleichwohl zog Walther von Brienne mit uns aus. Man errichtete drei Heereshaufen, deren

ersten Ritter Walther, den zweiten der Sultan von Emessa und den dritten der Patriarch und die Barone von Palästina anführten. Mit der Schaar des Ritters Walther zogen die Hospitaliter.

Alsdann brach man auf. Als die Feinde der Kreuzfahrer ansichtig wurden, stellten sie ihr Heer gleichfalls in drei Schlachtreihen auf. Wie der Graf Walther von Brienne dieses sah, rief er aus: „Ihr Herren, was thun wir? Wir geben ihnen Gelegenheit, sich in Schlachtordnung aufzustellen, und wir machen ihnen Muth, wann sie uns so saumselig hier weilen sehen. Darum bitte ich euch um Gottes Willen, sie schleunig anzugreifen.“ Niemand achtete auf seine Mahnworte. Das sehend, begab er sich zum Patriarchen und bat ihn um die Absolution. Der aber verschloß seine Ohren dem demüthigen Begehren des tapfern Grafen. Nun befand sich bei ihm ein fürtrefflicher Geistlicher, der Bischof von Rama, der als treuer Waffengefährte Walthers von Brienne, manch' schöne Waffenthat, des besten Ritters würdig, ausgeführt hatte. „Laßt Euch den Bann des

Patriarchen in Euerm Gewissen keine Sorgen machen, ermuthigte der edle Bischof von Rama den Grafen, denn er hat großes Unrecht; und, weil ich die Macht habe, so spreche ich Euch vom Kirchenbann los im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen." Dann fuhr er fort: „Auf! wohlan, laßt uns unverdrossen wider die Feinde rennen!" Da gaben sie denn ihren Schlachtrossen die Sporen und griffen die Schlachtreihe des persischen Kaisers an, welche die letzte war; allein diese war im Verhältniß zu den Streitkräften des Grafen Walther zu zahlreich. Auf beiden Seiten fielen sehr viele Leute, und zuletzt wurde Ritter Walther gefangen genommen. Denn seine meisten Leute verzagten und suchten ihr Heil in schmachvoller Flucht; ja mehrere stürzten sich aus Verzweiflung in's Meer. Daß aber diese alle Hoffnung aufgaben, daran mag wohl der erfolglose Todeskampf des Sultans von Emessa Schuld gewesen sein. Mit dessen Schaar war nämlich eine der Schlachtreihen des persischen Kaisers in Kampf gerathen; wie mannhaft aber

auch und wie ritterlich sich der Sultan gewehrt hatte, so war doch sein Heereshaufen jener Schlachtordnung nicht gewachsen; und so kam es, daß er, nachdem ihm von zweitausend Bewaffneten ungefähr nur achtzig übrig geblieben waren, in die Beste Emessa sich zurückziehen mußte.

Der Kaiser von Persien im Bewußtsein seines Sieges, beschloß nun, den Sultan in seiner Beste zu belagern. Allein dieser, klug berathen und die Umstände wohl erwägend, rief seine Leute zusammen und sagte zu ihnen: „Waffengenossen, so wir uns belagern lassen, sind wir verloren; darum ist es besser, wir greifen die Feinde an.“ Wirklich ließ er von seinen Leuten diejenigen, die schlecht bewaffnet waren, durch ein verborgenes Thal ziehen, damit sie von hier aus dem Heere des Kaisers in den Rücken fielen. Das thaten sie und tödteten Frauen und Kinder. Als nun der Kaiser, der immer vorauszog, das Geschrei in seinem Heere vernahm, kehrte er sich um, dorthin Hülfe zu bringen. Der Sultan von Edessa aber griff die Feinde mit allen seinen Kriegern an.

Weil nun der Kaiser von zwei Seiten so heftig bestürmt und bedrängt war, geschah es, daß ihm von wohl fünfundzwanzigtausend Leuten weder Mann noch Weib mehr übrig blieb. Alles wurde niedergemacht.

Ehe der Kaiser aufgebrochen war, um das Schloß von Emessa zu belagern, hatte er den guten Grafen von Jaffa, Ritter Walther von Brienne, vor dessen Stadt gebracht. Hier ließ er ihn an den Armen an einem Galgen befestigen in Gegenwart derer, welche in der Veste von Jaffa sich befanden, und diesen sagen, der Graf würde nicht eher in Freiheit gesetzt, als bis man das Schloß übergeben hätte. Während so der arme Graf da hing, rief er mit lauter Stimme seinen Leuten zu, sie sollten ja nicht die Veste übergeben; thäten sie das, so würde der Kaiser sie alle ermorden lassen. Als nun dieser sah, daß er auf diesem Wege Nichts gewänne, schickte er den Grafen Walther dem Sultan von Babylon zum Geschenk; ebenso den Großmeister des Hospitals und mehrere andere edle Gefangene.

Der Graf Walther nebst diesen wurde bis nach Babylon von wohl dreihundert Rittern geführt, deren Glück dieß war. Denn dadurch waren sie dem Blutgemetzel vor der Veste von Emessa fern geblieben, wovon oben gesprochen worden.

Als die Kaufleute von Babylon erfuhren, daß der Sultan in seinen Kerkern den Grafen Walther habe, versammelten sie sich, gingen zum Sultan und stellten an ihn das Begehren, er möge ihnen wegen des Grafen von Jaffa, Walthers von Brienne, der sie zu wiederholten Malen bedrängt und ihnen großen Schaden zugefügt habe, Genugthuung verschaffen. Der Sultan willfuhr ihrem Wunsche und überließ ihnen den Grafen Walther, damit sie sich an ihm rächten. Diese verrätherischen Hunde drangen in das Gefängniß; daselbst hieben sie ihn in Stücke und fügten ihm mehrere Martern zu, weßhalb er auch, wie wir glauben müssen, in's Paradies aufgenommen ward.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Der Seneschall berichtet, wie nach einem unentschiedenen Treffen der Sultan von Damaskus mit den ägyptischen Emiren Frieden geschlossen, und wie das ohnehin an Anzahl schwache Kreuzheer von den heimziehenden Sarazenen beunruhigt worden. — Der Sir von Joinville eilt den bedrängten Armbrustschützen zu Hülfe. — Ein ernstlicher Kampf unterbleibt. — Die Sarazenen erscheinen vor Acre, und welch' schöne Waffenthaten damals ein junger Ritter aus Genua ausführte. — Die von den Feinden zu Sidon verübten Gräuel. — Der heilige Ludwig beschließt die Wiederherstellung von Sidon.

Ich komme nun zum Sultan von Damaskus zurück. Dieser zog seine Truppen aus der Stadt Gaza, drang in Aegypten ein und schickte sich an, die dortigen Emire anzugreifen. Ein Heereshaufen des Sultans von Damaskus besiegte eine Schaar der Emire, und ebenso umgekehrt. Am Kopf und an andern Körpertheilen verwundet, kehrte der Sultan nach Gaza zurück. Hieher schickten hierauf die Emire eine Gesandtschaft und machten Frieden mit ihm. Uns aber blieb von beiden Seiten nur Spott übrig. Denn wir hatten seitdem weder Frieden noch Waffenstillstand mit dem Sultan und den Emiren. Zudem bestand

unser Heer jene ganze Zeit hindurch nur aus ungefähr vierzehnhundert wehrfähigen Leuten. Sobald sich der Sultan von Damaskus mit den ägyptischen Emiren ausgesöhnt hatte, versammelte er alle Krieger, die er zu Gaza hatte, und lagerte sich mit wohl zwanzigtausend Sarazenen und zehntausend Beduinen zwei Stunden von unserm Heerlager entfernt. Doch wagten sie nicht, uns anzugreifen. Gegen drei Tage standen der König und der Befehlshaber der Bogenschützen auf der Lauer und beobachteten sie, auf daß sie nicht etwa auf geheimen Wegen in unser Heer eindrängen.

Am Festtage des heiligen Johannes trat, während der König der Predigt beiwohnte, einer der Leute des Meisters der Armbrustschützen vollständig gerüstet in die Kapelle und sagte ihm, die Sarazenen hätten jenen auf dem Felde umringt. Ich erbat mir darauf vom König die Gnade, den bedrängten Armbrustschützen helfen zu dürfen. Er willfahr meinem Begehren, und gab mir gegen fünfhundert Bewaffnete mit. Sobald wir außerhalb des Heeres gekommen, und die Sarazenen,

die dem Befehlshaber der Armbrustschützen hart zusetzten, unser ansichtig geworden waren, zogen sie sich zu einem Emir zurück, der vor uns auf einer Anhöhe mit wohl tausend Bewaffneten stand. Nun entspann sich ein Kampf zwischen den Sarazenen und den Armbrustschützen. Wo der Emir seine Leute in großer Bedrängniß erblickte, ließ er unverzüglich Verstärkungen zu ihnen stoßen. Das that auch der Meister der Armbrustschützen da, wo er sah, daß seine Leute an Streitkräften schwächer waren. Während wir also kämpften, sagten der Legat und die Barone des Landes zum König, es sei von ihm sehr thöricht gewesen, daß er mich fortgelassen. Darauf befahl er, mich und den Meister der Armbrustschützen zurück zu rufen. Auch die Sarazenen zogen ab, und wir kehrten zum Heere zurück. Viele nahm es Wunder, daß uns die Feinde so ruhig hätten fortziehen lassen, ohne uns weiter noch anzugreifen. Wohl sagten einige, es sei darum geschehen, weil ihre Pferde durch den langen Aufenthalt in der unfruchtbaren Gegend von Gaza ganz abgemagert worden seien.

Die Sarazenen, welche von Jaffa abgezogen waren, lagerten sich nun vor Acre. Dem Herrn von Arsuf, der Connetable des Königreichs Jerusalem war, ließen sie wissen, er solle ihnen fünfzigtausend Besanen schicken; wo nicht, würden sie die Gärten der Stadt zerstören. Der Herr von Arsuf aber ließ ihnen zurückberichten, er werde ihnen Nichts schicken. Dann stellten sie sich in Schlachtordnung auf und näherten sich längst dem Ufersande von Acre bis zur Entfernung eines Armbrustschusses den Mauern der Stadt. Sofort verließ der Herr von Arsuf die Stadt und bezog den Berg, wo der Friedhof des heiligen Nikolaus lag, um die Gärten zu vertheidigen. Als sich die Sarazenen näherten, verließen einige unserer Fußtruppen Acre und schossen eine große Menge Pfeile auf sie ab. Aus Furcht aber, sie möchten in Gefahr gerathen, ließ er sie durch einen jungen genuesischen Ritter zurückführen.

Während dem kam auf diesen Ritter ein Sarazene voll trotzigen Ingrimms und kampfbegierig zugesprengt und sagte auf sarazenisch zu ihm, so

er wolle, möge er mit ihm eine Lanze brechen. Stolz antwortete ihm der Ritter, das wolle er gern und er werde ihn bedienen treffentlich. Und wie er gegen den Sarazenen rennen wollte, gewahrte er in der Nähe dort zu seiner Linken acht bis neun Sarazenen, die den Zweikampf mit ansehen wollten, und welcher von beiden wohl den Sieg darin behaupten werde. Da dachte der Ritter nicht mehr an's Lanzenbrechen mit dem Sarazenen, und ritt auf die acht andern zu. Einen derselben durchstieß er durch und durch mit seiner Lanze, so daß dieser auf der Stelle entseelt niederstürzte. Wie er aber zu unsern Leuten zurückkehrte, eilten ihm die andern nach: und einer gab ihm mit seiner Streitaxt einen mächtigen Hieb auf den Panzer. Da versetzte der Ritter, der sich umkehrte, dem Feinde, der ihn getroffen, einen solchen Schwertstreich auf den Kopf zurück, daß ihm der Turban herunterflog. Wisset aber, daß sie mit ihren Turbanen heftige Hiebe aushalten. Darum tragen sie dieselben, wann sie in die Schlachten ziehen; denn die Tücher,

aus denen sie bestehen, sind eng um einander geschlungen. Darauf nun gedachte ein anderer Sarazene einen heftigen Schlag mit seinem Schwert auf den Ritter zu führen; dieser aber wich so gewandt aus, daß ihn der Hieb nicht traf. Als sich gleich darauf der Feind umkehrte, schlug ihm der Ritter mit seinem Schwert so geschickt unter den Arm, daß ihm der Säbel aus der Hand entfuhr. Dann erst geleitete er die Fußtruppen zurück. Diese drei schönen Thaten führte der Ritter im Angesichte des Herrn von Arsuf und vor den Baronen und Großen von Acre aus, die auf die Mauern gestiegen waren, um Zeugen des Schauspiels zu sein. Darauf zogen die Sarazenen von Acre ab. Weil sie nun vernahmen, der König lasse Sidon befestigen, und er habe dort eine zwar tapfere, aber geringe Schaar Krieger, so zogen sie sich nach jener Richtung hin. Auf diese Nachricht zog sich der Meister der Armbrustschützen, der sich dortselbst befand, weil er nicht Streitkräfte genug hatte, um ihnen Widerstand zu leisten, mit so viel Leuten, als er

unterzubringen vermochte, in die Burg von Sidon zurück, die sehr fest und wohl geschlossen war. Aber nur wenige von den Seinigen fanden Platz darinnen, weil die Veste zu eng und zu klein war. Bald darauf kamen die Sarazenen an, drangen in Sidon ein und fanden daselbst keine Gegenwehr. Denn die vollständige Befestigung der Stadt war nicht ausgeführt worden. Wohl gegen zweitausend des armen Volks aus unserm Heere wurden niedergemacht. Dann plünderten sie die Stadt und kehrten nach Damaskus zurück.

Als der König erfuhr, wie grausam die Sarazenen in Sidon gehaust hätten, da machte ihn diese Nachricht sehr betrübt. Allein er konnte das Geschehene nicht wieder gut machen. Den Baronen des Landes aber kam diese Meldung sehr erwünscht. Die Ursache hievon war folgende. Der König wollte nämlich damals einen Hügel befestigen, wo ehedem eine Veste zur Zeit der Maccabäer gestanden sein soll. Dieser Ort befand sich auf dem Wege von Jaffa nach Jerusalem. Weil er nun gegen fünf Stunden vom Meere entfernt lag, so

widersetzten sich die Barone seiner Befestigung und behaupteten ganz richtig, daß man den Ort niemals mit Lebensmitteln versehen könne, indem die Sarazenen mit Gewalt dieß verhindern würden, weil sie ja doch die stärkern wären. Darum schien ihnen die traurige Nachricht ganz gelegen, dem König zu rathen, es sei seiner Ehre angemessener, Sidon wieder herzustellen, als einen neuen Bau zu unternehmen, der vom Meere so weit entfernt läge. Diesem Rath nun pflichtete der König auch bei.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Die Rathgeber des Königs machen ihn von dem Entschlusse abwendig, nach Jerusalem zu wallfahrten. — Wie sie ihren Rath durch das Beispiel Richard's Löwenherz unterstützen, von dessen bei den Sarazenen gefürchteten Namen der Seneschall hier wiederum erzählt. — Hugo von Burgund. — Ein echter Ritter sei tapfer und zugleich bieder gesinnt.

Während der König zu Jaffa weilte, sagte man ihm, der Sultan von Damaskus gestatte ihm, nach Jerusalem zu wallfahrten. Gern hätte dieß der König gethan. Aber sein Rath hielt ihn

davon ab, indem er ja die Stadt immerhin in den Händen der Feinde lassen müßte. Darum waren die Herren des Landes dem Wunsche des Königs entgegen und unterstützten ihre Meinung durch folgendes Beispiel. Als König Philipp von Acre aufgebrochen sei, um seine Rückkehr nach Frankreich anzutreten, habe er alle seine Leute im Heere des Herzogs Hugo von Burgund, des Großvaters vom letztverstorbenen Herzog zurückgelassen. Damals nun, als Hugo von Burgund und König Richard von England in Acre verweilten, sei ihnen berichtet worden, sie könnten wohl Jerusalem nehmen, so sie wollten, sintemal die Gesammtritterschaft Aegyptens sich mit dem Sultan von Damaskus zu einem Krieg verbündet hätte, den er zu Nessa gegen den Sultan dortselbst führte. Der Herzog von Burgund und König Richard wären auch bereit gewesen, gen Jerusalem aufzubrechen. Sie hätten ihr Heer in zwei Schlachtreihen getheilt, von denen der König von England die erste, und der Herzog die zweite mit den zurückgebliebenen Franzosen angeführt habe. Als

sie in der Nähe von Jerusalem angekommen und nahe daran gewesen seien, die Stadt zu nehmen, wäre aus der Schlachtreihe des Herzogs von Burgund dem König von England gemeldet worden, der Herzog kehre zurück, bloß damit man nicht sagen könne, die Engländer hätten Jerusalem genommen. Solches habe dem Herzoge der Neid eingegeben. Während sie nun hin und her gesprochen, habe einer aus den Leuten des englischen Königs laut zu diesem gesagt: „Sir, Sir, kommet hieher, ich will Euch Jerusalem zeigen." Da habe König Richard, das Antlitz in Thränen gebadet, seinen Waffenrock vor die Augen gehalten und laut zu unserm Herrn gebetet: „Ach, Herr Gott! laß mich nicht deine heilige Stadt Jerusalem sehen, weil ich sie ja doch nicht aus den Händen deiner Feinde befreien kann."

Dieses Beispiel sollte dem heiligen Ludwig sagen, weil er der Christenheit größter König sei, so würden alle andere Fürsten, wenn er seinen Zug nach Jerusalem unternähme, ohne diese Stadt aus den Händen der Feinde Gottes

zu befreien, glauben, sie hätten genug gethan, so sie sich, gleich dem König von Frankreich, nur einer Pilgerfahrt nach Jerusalem unterzögen.

Genannter König Richard führte zur Zeit, die er im heiligen Lande zubrachte, so gewaltige Waffenthaten aus, daß die Sarazenen, wann ihre Schlachtrosse vor einem Schatten oder Gebüsche erschracken, sie also anzureden pflegten: „Glaubst du, es sei König Richard?“ Und das sagten sie wohl deßhalb, weil er sie in gar mancher Schlacht besiegt hatte. Ebenso wann die kleinen Kinder der Sarazenen schrieen, riefen ihnen ihre Mütter zu: „Schweige, schweige! oder ich hole König Richard von England.“ Und so groß war ihre Furcht, daß sie sogleich schwiegen, wie ich bereits oben erzählt habe.

Vom Herzog Hugo von Burgund will ich nun auch noch Erwähnung thun, weil ich so eben von ihm gesprochen. Er war ein gar faustgeübter und tapferer Rittersmann, aber weder weise noch gottesfürchtig, wie sich ja dieß in seiner obenerzählten Handlungsweise kundgab. So mag

denn auch der große König Philipp seiner gedacht haben, als er erfuhr, dem Grafen Johann von Chalons sei ein Sohn geboren worden, den man Hugo genannt habe; denn er sagte: „Gott möge aus ihm einen tapfern und biedern Ritter machen. Denn es ist ein großer Unterschied zwischen Tapferkeit und biederm Sinne; unter den Christen, wie unter den Sarazenen gibt es manchen tapfern Ritter, der aber nicht zugleich auch bieder ist, so er weder Gott fürchtet noch liebt. Eine große Gnade erweist Gott einem Ritter, wann ihm das Glück zu Theil geworden, daß er solche Thaten verrichtet, die ihn des Namens eines tapfern und biedergesinnten Mannes würdig machen." Der nun, von dem wir oben gesprochen, konnte wohl ein tapferer, handfester und muthiger Mann gerühmt werden. Wie kraftvoll er sich aber auch in Bezug auf den Körper bewies, so sehr gebrach es ihm an Seelenadel und ritterlichem Biedersinn; denn er fürchtete sich nicht, gegen Gott zu sündigen.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Der Seneschall gibt uns eine Vorstellung von dem ungeheuern Geldaufwand, den die Befestigung von Jaffa gekostet. — Der Beschluß, Samaria zu erobern, wird zurückgenommen. — Der König lagert sich in der Gegend von Acre. — Armenische Pilger, die nach Jerusalem wallfahrten, werden dem heiligen Ludwig vorgeführt. — Das christliche Heer vor Passe = Poulain. — Von dem Streite zweier Ritter des Seneschalls, und wie dieser den einen wegen seines unanständigen Betragens bestraft.

Von dem Gelde, welches der König zur Befestigung von Jaffa verwandte, mag ich nicht sprechen, weil es eine zahllose Summe beträgt. Die Veste, welche er baute, zog sich von einem Meeresufer zum andern. Sie hatte wohl vierundzwanzig große und kleine Thürme. Die Kanäle wurden gereinigt, und inwendig sowohl als von außen hergestellt. Die Veste hatte drei Thore, aus welchen der Legat den Auftrag erhalten hatte, ein einziges machen zu lassen. Alles Uebrige sollte vermauert werden. Und um mir einen Begriff von den Kosten zu machen, die der Bau erforderte, frug mich einmal der Legat, wie viel ich wohl glaube, das das Thor sammt der Mauer koste.

Ich schätzte den Bau des Thores auf etwa fünfhundert, und die Mauer auf dreihundert Livres. Darauf sagte mir der Legat, meine Rechnung sei weit gefehlt; denn, sowahr ihm Gott helfe, betrügen die Kosten des Thores und der Mauer wohl dreißigtausend Livres. Nach diesem kann man sich eine Vorstellung von den Kosten des Ganzen machen.

Nachdem der König Jaffa befestigt hatte, gedachte er auch Sidon aufbauen und diese Veste wieder in demselben Zustand herstellen zu lassen, in welchem sie sich befand, ehe sie von den Sarazenen war niedergerissen worden. Am Festtage der heiligen Apostel Petrus und Paulus brach er mit dem Heere dahin auf. Als nun der König vor das Schloß Arsuf gekommen war, rief er gegen Abend die Herren seines Rathes zusammen, um mit ihnen über ein Unternehmen Rücksprache zu nehmen, das er auszuführen gedachte; es betraf die Eroberung der sarazenischen Stadt Neapolis, die in den heiligen Schriften des alten und neuen Bundes Samaria geheißen wird. Die Herren des Templer-

ordens, die Barone und die überseeischen Ritter riethen ihm von dem Unternehmen nicht ab; nur solle er nicht persönlich daran Theil nehmen wegen der Gefahren, denen er ausgesetzt würde; denn so er gefangen genommen oder getödtet werde, gehe man des ganzen Landes verlustig. Er aber antwortete ihnen, er werde seine Leute nicht aufbrechen lassen, wenn er nicht persönlich die Fährlichkeiten mit ihnen theilen könnte. Wegen der zwiespältigen Meinung hierüber unterblieb das Unternehmen. Sofort zogen wir weiter und kamen bis in die Sandgegend vor Acre. Nachdem der König mit dem ganzen Heer die Nacht hier zugebracht hatte, kam des andern Tages zu mir eine große Menge Volks aus Großarmenien, das nach Jerusalem wallfahrte. Die Pilger baten mich durch einen lateinischen Dolmetscher, den sie bei sich hatten, weil sie gehört hätten, ich sei des Königs vertrautester Rathgeber, so möge ich sie doch dem guten Herrn Ludwig vorstellen. Darauf begab ich mich zum König, der in seinem Gezelt auf dem Sandboden, worauf kein Teppich ausgebreitet war,

saß und sich an eine Zeltstange anlehnte. „Sir, sprach ich zu ihm, es harret draußen viel Volk aus Armenien, das mich gebeten, ihnen den heiligen König zu zeigen; ich für meinen Theil möchte aber noch nicht Eure Gebeine als Reliquien küssen.“ Deß lachte laut der König und gebot mir, die Leute zu holen, was ich auch that. Die Pilger hatten große Freude, als sie ihn sahen und erwiesen ihm viele Ehre. Dann empfahlen sie ihn dem Schutze Gottes, was er ihnen erwiederte.

Am andern Tag zog der König mit seinem Heere weiter und lagerte sich an einem Orte, der Passe-Poulain hieß; hier floß schönes Quellwasser womit man die Zuckerpflanzungen dortselbst begoß. Nachdem ich mein Obdach gefunden, sagte einer meiner Ritter zu mir: „Sir, nicht wahr, ich habe Euch besser beherbergt, als Ihr es gestern waret.“ Aber ein anderer meiner Ritter, der mir Tags zuvor das Nachtlager angeordnet hatte, entgegnete ihm: „Ihr seid sehr keck, daß Ihr meinem Herrn etwas klaget, was ich gethan.“ Und mit diesen Worten sprang er auf den Ritter zu und packte

ihn bei den Haaren. Ich aber ließ solche Ungebührlichkeit nicht ungeahndet, sondern schlug den jähzornigen Ritter mit der Faust so derb zwischen die Schultern, daß er von seinem Gegner abließ. Hierauf strafte ich jenen Ritter also: „Hinweg von mir; so wahr mir Gott helfe, sollst du nicht länger bei mir sein." Da ging der Ritter in tiefer Trauer von mir fort, und begab sich zu Ritter Gilles le Brun, dem damaligen Connetable von Frankreich. Dieser kam hierauf zu mir und bat mich, den Ritter wieder aufzunehmen, indem er seine Thorheit bitter bereue. Ich versetzte ihm, das könne ich wohl nicht thun, es müßte mich denn zuvor der Legat von dem Schwur lossprechen, den ich gethan. Da ging der Connetable zu dem Legaten, erzählte ihm den ganzen Fall und bat ihn, er wolle doch den von mir ausgesprochenen Schwur aufheben. Der Legat aber antwortete ihm, das vermöge er nicht zu thun, sintemal ich mit Fug und Recht geschworen; denn was ich gelobt, sei ganz vernünftig, weil der Ritter das nur zu sehr verdient habe. Dieses Vorfalls nun habe ich in

diesem Buche erwähnt, um einem Jeden an diesem Beispiel zu zeigen, daß man Nichts geloben solle, wenn man dazu keinen vernünftigen Grund habe. Denn der Weise sagt, daß derjenige, der gern und bei jedem Anlaß schwöre, oft falsch schwöre.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Kampf der Kreuzfahrer wider die Sarazenen bei Cäsarea-Philippi. — Wie die Kreuzritter bei ihrer Rückkehr von dieser Heerfahrt den frommen Herrn König zu Sidon damit beschäftigt finden, die getödteten Christen zu beerdigen.

Am andern Tag zog der König mit seinem Heere vor die Stadt Tyrus. Wiederum hatte er Lust, eine dort in der Nähe befindliche Stadt, Belinas genannt, einzunehmen. Seine Leute riethen ihm, das zu thun, jedoch nicht persönlich bei dieser Heerfahrt sich einzufinden; nur mit großer Mühe willigte er ein. Es ward bestimmt, daß der Ritter Philipp von Montfort, der Herr von Tyrus, Gilles le Brun, der Connetable von Frankreich, Ritter Peter der Kämmerer, die Großmeister des Templerordens und der Hospitaliter mit ihren Leuten das Wagniß ausführen sollten.

Nachdem wir uns gerüstet, zogen wir bei einbrechender Nacht ab und kamen in der Frühe des Morgens in eine Ebene, die vor der Stadt Belinas liegt; diese heißt im alten Testament Cäsarea-Philippi. Die Stadt liegt an einem schönen Quell, der Jour heißt. Ein anderer ebenso anmuthiger Born, den man Dain nennt, ergießt seine Wasser in die Fläche, die sich vor Belinas ausdehnt. Die Bäche dieser beiden Quellen vereinigen sich ziemlich weit von besagter Stadt und bilden den Fluß Jordan (Jourdain), in welchem unser Herr Jesus Christus getauft worden.

Es wurde beschlossen, daß die königliche Ritterschaar, in der ich mich damals mit meinen und den vierzig andern Rittern aus der Champagne befand; sowie daß Ritter Gottfried von Sergines und die tapfern Männer des Landes, die bei uns waren, die Richtung von einem Hügel aus zwischen dem Schloß und der Stadt einschlügen; die überseeischen Barone sollten zur Linken in die Stadt eindringen; die Hospitaliter zur Rechten; der Großmeister der Templer und

seine Schaar sollten den geraden Weg nehmen, auf dem wir gekommen waren. Darauf brach ein Jeder auf, und wir näherten uns von hinten der Stadt. Wir fanden da die Leichname von mehreren unserer Leute, die sich vorausgewagt hatten, und die von den Sarazenen in der Stadt waren getödtet und alsdann herausgeworfen worden. Die Stelle nun, auf der wir vordrangen, war sehr gefährlich. Denn zum ersten mußten wir über einen jähen Hügel setzen; und die eine Seite war zudem so verschüttet, daß sich daselbst Niemand zu Pferd halten konnte. Auf der Anhöhe aber, die wir erklimmen sollten, befand sich eine große Menge berittener Sarazenen. Als ich nun bald darauf gewahrte, daß ein Mann zu Pferd, der zu den unsrigen gehörte und jenen Hügel zu ersteigen gedachte, herabfiel und sein Roß auf ihn stürzte, da stieg ich alsogleich ab, nahm mein Pferd beim Zügel und erkletterte kühn mit meinen Leuten die Anhöhe. Sobald jedoch die Sarazenen, die oben waren, uns so keck gegen sie anrücken sahen, entflohen sie — so wollte es Gott — und räumten uns den Platz.

Von da aus führte ein in den Fels gehauener Weg in die Stadt. Als wir auf der Anhöhe festen Fuß gefaßt hatten, von wo aus die Sarazenen geflohen waren, wagten sie nicht zu uns zurückzukehren, eilten flüchtig zur Stadt hinaus und überließen sie uns ohne Schwertstreich. Während ich nun oben auf jenem Hügel stand, hörte der Großmeister der Templer, ich sei in großer Gefahr, und kam zu mir herauf. Ich hatte bei mir die Ritter des deutschen Ordens; als diese sahen, daß die Sarazenen zu Pferd geraden Wegs zum Schloß hinaufflohen, das ziemlich weit von der Stadt entfernt lag, da eilten sie ihnen nach, wiewohl ich ihnen sagte, daß sie unrecht thäten. Denn wir waren mit unserm Unternehmen und Auftrag zu Ende. Das Schloß war oberhalb der Stadt am Berge Libanon gelegen und hieß Sabibah; es war wohl eine halbe Stunde von derselben entfernt. Das Erdreich, auf dem man zur Burg heransteigt, ist von häufigen Klippen angefüllt, sowie von vielen Steinmassen zerklüftet. Man mußte über große Felsstücke hinwegsetzen, um

zum Schloß zu gelangen. Nun erkannten die Ritter des Deutschordens wohl, daß sie thörichter Weise die Feinde verfolgten, die, weil sie alle Umwege des felsigen Berges wußten, leicht zum Schloß hinaufflohen; sie kehrten also eiligst zurück. Kaum gewahrten dieß die Sarazenen, so stiegen sie von ihren Rossen und überfielen die Ritter von hinten, indem sie beim Herabsteigen mit ihren Streitkolben ihnen dermaßen zusetzten, daß sie in wildester Flucht zu dem Ort zurückstoben, wo ich stand. Als nun meine Leute sahen, wie hart die Deutschritter von den Sarazenen mitgenommen und von diesen fortwährend verfolgt wurden, geriethen sie in große Angst. Ich drohte ihnen, ich würde sie aus dem Dienste jagen, und daß sie für immer des königlichen Soldes verlustig gehen sollten. Da erwiederten sie mir: „Sir von Joinville, wir haben es viel schlimmer, als Ihr. Denn Ihr seid beritten und sprenget davon, wann Ihr wollt; wir sind zu Fuß und laufen also Gefahr, getödtet zu werden, wann uns die Sarazenen erreichen.“ Da stieg auch ich vom Roß, um sie zu ermuthigen,

und ließ es zur Schlachtreihe der Templer bringen, die wohl einen Bogenschuß weit von uns entfernt war. Während nun die Sarazenen also die Deutschen verfolgten, befand sich darunter auch einer meiner Ritter, welchen, als er eben auf der Flucht bei uns anlangte, ein Sarazene mit einem Armbrustpfeile mitten durch die Kehle traf, so daß er vor mir entseelt niederstürzte. Da sagte mir Hugo von Escossé, der Onkel des gefallenen Ritters, ich solle ihm helfen seinen Neffen hinunter tragen, um ihn zu beerdigen. Aber ich wollte das nicht thun. Denn der Ritter war wider meinen Willen mit den Deutschen den Fels hinaufgeeilt. Wenn ihm also sein Unterfangen so schlecht bekommen, so war dieß nicht meine Schuld gewesen. Nachdem Ritter Johann von Valencienne vernommen, wir befänden uns in großer Unordnung und schwebten in bedenklicher Leibesgefahr, begab er sich zu Herrn Olivier von Termes und den übrigen Rittern aus Languedoc und sagte zu ihnen: „Ihr Herren, ich bitte und befehle euch im Namen des Königs,

gemeinschaftlich mit mir den Seneschall von Champagne aufzusuchen und ihm Hülfe zu bringen.“ Da wandte ein Ritter, Wilhelm von Beaumont geheißen, ein, vergebens suche man mich unter den Lebendigen. Aber der gute Olivier von Termes, der Gewißheit haben wollte, ob ich dem Tode verfallen sei oder lebe, um dem König zuverlässige Zeitung über mich zu bringen, ließ sich die Mühe nicht verdrießen, zur Anhöhe des Hügels herauf zu steigen, wo wir standen.

Als er sah, daß wir in großer Gefahr schwebten, und daß wir uns nicht wohl sicher da hinunterbegeben könnten, wo wir heraufgekommen waren, rieth er uns einen Abhang jenes Berges herunterzusteigen, so daß es den Anschein hätte, als wollten wir uns gegen Damaskus wenden. Auf diese Weise, fuhr er fort, könnten die Sarazenen glauben, wir hätten vor, ihnen in den Rücken zu fallen. In der Ebene angekommen, müßten wir jedoch rasch die Stadt umgehen, bevor uns die Feinde einholten. Zugleich aber möchte es gut sein, das auf dem Felde liegende geschnittene Ge-

treide zu verbrennen, wodurch den Heiden großer Schaden zugefügt würde. Nach und nach thaten wir dieß, und bald sahen wir uns durch den guten Rath des Ritters Olivier von Termes in Sicherheit gebracht. Am andern Tag begaben wir uns nach Sidon, wohin unterdessen der König gezogen war. Wir fanden den guten heiligen Mann gerade, wie er die getödteten Christen begraben ließ; er selbst half die Leichname zu den Gräbern tragen. Dabei will ich bemerken, daß einige schon in Verwesung übergegangen waren und solchen Pestgeruch verbreiteten, daß diejenigen, die sie beerdigten, sich die Nasen verstopften, was jedoch der gute Herr König nicht that. Als wir bei ihm angekommen waren, hatte er uns bereits Herbergen bereiten lassen.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Der Sir von Joinville erzählt, welche Possen ihm der muthwillige Graf von Eu spielte. — Welch' abenteuerliche Geschichte über einen tartarischen König dem heiligen Ludwig von Kaufleuten erzählt wird. — Der Sir von Joinville berichtet abermals einen schönen Zug von des frommen Herrn Königs großer Demuth. — Gesandtschaft des Kaisers Comnenus von Trapezunt. — Ankunft der Königin Margaretha in Sidon. — Der Sir von Joinville erwähnt gar anmuthig der Landung eines armen Ritters mit seinem Weibe und vier Söhnen, und mit welch' edlem Wetteifer man sich der letztern angenommen habe. — Wallfahrt des Seneschalls nach Tortosa. — Der heilige Ludwig erfährt den Tod seiner Mutter Blanca. — Wie sehr er darob trauert, wie ihn aber der Sir von Joinville zu trösten sucht. — Welchen Antheil die Königin Margaretha an dem Schmerze ihres Gemahles nimmt. — Bei dieser Gelegenheit erwähnt der Seneschall, daß Margaretha und die Königin Blanca nicht im besten Verhältniß gestanden seien.

Ich will euch nun auch von den Possen erzählen, die uns der Graf von Eu spielte. Die Thüre des Speisegezeltes, das ich für mich und meine Ritter hatte aufschlagen lassen, befand sich dem Eingange der Herberge des Grafen von Eu gegenüber. Da er nun äußerst muthwillig war, so beschoß er, wann er uns bei offener Thür speisen sah, mit einer kleinen Armbrust so heftig unsere Tafel, daß Schüsseln und Gläser zertrümmert

wurden. Nun hielt ich auch einen Hof mit Hühnern und Kapaunen. Da ließ er eines Tages in denselben eine junge Gans laufen, die ihm Jemand, ich weiß nicht wer, gegeben hatte. Diese biß ein Dutzend Hühner und Kapaunen zu Tod, bis die Wärterin des Hofes herbeieilte und mit ihrer Schürze die bissige Gans hinwegscheuchte.

Während wir vor Sidon lagen, kamen Kaufleute zum König, welche ihm meldeten, der Fürst der Tartarei habe die Stadt Bandac erobert und den Kaliphen derselben gefangen genommen. Die Eroberung habe folgendermaßen stattgefunden: Während der Belagerung hätte der König der Tartarei in listiger Weise dem Kaliphen zu wissen gethan, daß er, um Frieden mit ihm zu schließen, ein Ehebündniß zwischen seinen und des Kaliphen Kindern vorschlage. Dieser nun habe dem König durch eine Gesandtschaft seine Einwilligung zurückmelden lassen. Darauf hätte der tartarische Fürst ihn aufgefordert, er solle vierzig seiner angesehensten Rathgeber zu ihm schicken, um mit diesen wegen der Heirath zu unterhandeln.

Das sei denn auch geschehen. Der König der Tartarei aber hätte sie zurückbehalten und dem Kaliphen abermals sagen lassen, es genüge das nicht, und er möge ihm vierzig andere von den reichsten und angesehensten Männern schicken, damit die Heirathsverträge um so sicherer geschlossen würden. Der Kaliph, der dieß für wahr gehalten, habe auch dieser neuen an ihn ergangenen Aufforderung entsprochen und sich sogar zum dritten Mal vom tartarischen Fürsten berücken lassen. Als nun hundertundzwanzig der angesehensten und mächtigsten Männer der Stadt in dessen Gewalt gekommen seien, habe er gedacht, daß darinnen nur mehr geringes Volk sich befinde, welches einem heftigen Widerstande nicht gewachsen sei und sich nicht vertheidigen könne. Und er hätte den hundertundzwanzig Gefangenen die Köpfe abschlagen lassen, worauf er einen stürmischen Angriff auf die Stadt gewagt und sie nebst dem Kaliphen eingenommen habe. Wie er also die Stadt bezwungen, hätte er sein ehrloses und verrätherisches Betragen sogar noch beschönigen wollen,

indem er den Kaliphen mit ungerechtem Tadel überhäufte. Er habe ihn nämlich in einen eisernen Käfig sperren und bis zum äußersten Grad Hunger leiden lassen; dann sei er zu ihm gekommen und habe ihn gefragt, ob er keine Eßlust verspüre. „Freilich," hätte ihm der Kaliph geantwortet, und nicht ohne Ursache. Da habe der tartarische Fürst ein großes, goldenes Becken, mit Juwelen angefüllt, vor ihn stellen lassen, und hätte ihn abermals gefragt: „Kaliphe, kennst du diese Edelsteine und großen Schätze, die du vor dir siehst?" „Jawohl, sei dessen Antwort gewesen; denn ehedem waren sie in meinem Besitz." „Und liebest du wohl diese kostbaren Juwelen?" Wiederum hätte dieß der Kaliphe bejaht. „Nun denn, habe der König der Tartarei fortgefahren, weil du so sehr die Schätze liebest, so nimm und iß davon nach Belieben, um deinen Hunger zu stillen." Der Kaliph aber habe ihm versetzt, es seien dieß doch keine genießbaren Speisen. Darauf nun hätte des Tartaren Rede also gelautet: „Jetzt vermagst du deinen großen Fehler einzu-

sehen: denn hättest du von deinen Schätzen, die du so lieb gewonnen, deinen Kriegern guten Sold gegeben, so wärest du gegen mich mannhaft vertheidiget worden; was du aber mehr geliebt, das verläßt dich jetzt in deiner Noth."

Während unseres Aufenthaltes zu Sidon bat mich einmal nach der Messe der König, ich möge auf ihn warten, indem er ausreiten wolle. So that ich denn auch. Wir kamen zu einer kleinen Kirche und konnten vom Pferde aus einen Priester die Messe halten sehen. Der König sagte mir, das Kirchlein sei zum Gedächtnisse an das Wunder erbaut worden, welches Gott gewirkt, als er den Teufel aus der Tochter der Wittwe ausgetrieben habe; und schlug mir vor, darinnen der Messe beizuwohnen, die der Priester begonnen. Wie es zum Friedenskusse kam, sah ich, daß der Geistliche, welcher bei der Messe diente, groß, schwarz, mager und überhaupt von widerwärtigem Aeußern sei; und ich fürchtete, dieser Mann möchte ein Assassine sein, der, wann er dem König den Friedenskuß ertheilte, bei dieser Gelegenheit ihn tödten könnte.

Ich selbst also nahm von dem Geistlichen den Friedenskuß und brachte ihn dem König. Als wir nach Beendigung der Messe wieder zu Roß gestiegen waren, begegneten wir draußen auf den Feldern dem Legaten. Der König näherte sich diesem und sagte zu ihm: „Ich muß mich sehr beklagen über den Seneschall, der dem armen Geistlichen nicht erlaubt hat, mir den Friedensgruß zu bringen.“ Ich erklärte dem Legaten die Ursache, und dieser entgegnete, ich hätte recht gethan. „Das hat er nicht, fiel der König ein, denn er hat so heftig mit dem Geistlichen gezankt, daß ich darüber nicht zum Frieden kam.“ Ich erwähne diesen Vorfall deßhalb, damit man des Königs große Demuth erkenne.

Ebenfalls während der Wiederherstellung von Sidon erschienen vor dem Könige Gesandte des Kaisers Comnenus von Trapezunt. Sie überbrachten ihm mancherlei Kleinodien als Geschenke, unter andern sehr kunstvoll gearbeitete Armbrüste von Horn. Auch baten sie den König, er möchte ihrem Herrn eine seiner Töchter zur Gemahlin

schicken. Der König gab ihnen jedoch zur Antwort, er habe keine mannbare Tochter mit sich über das Meer gebracht, und rieth ihnen, nach Constantinopel zum dortigen Kaiser, seinem Vetter, sich zu begeben und um eine Verwandte desselben für ihren Herrn zu werben. Der König gab ihnen diesen Rath deßhalb, damit der Kaiser durch diese Heirath einen mächtigen Verbündeten gegen Vatazes, den Kaiser der Griechen erhielte.

Die Königin, welche wiederum eines Kindes, ihrer Tochter Blanca, zu Jaffa genesen war, kam zu Wasser in Sidon an. Als ich ihre Ankunft vernommen, verließ ich den König, ging ihr entgegen und führte sie zur königlichen Herberge. Dann kehrte ich zum König zurück, den ich in seiner Kapelle antraf. Er frug mich, ob die Königin und seine Kinder sich wohl befänden, was ich bejahte. Darauf fügte er bei: „Ich wußte wohl, als Ihr Euch von mir entferntet, daß Ihr der Königin entgegen ginget, und darum habe ich Euch hier erwartet.“ Dieß erwähne ich deßhalb, weil ich fünf Jahre in des Königs Umgebung

gewesen, ohne mich erinnern zu können, daß er in meiner oder eines Andern Gegenwart der Königin und seiner Kinder gedacht hätte; und, wie es mir däucht, ist es doch nicht geziemend, seinem Weibe nnd seinen Kindern so fremd zu bleiben.

Am Tage Allerheiligen lud ich alle Barone des Heeres zu Tische in meine Herberge, die am Meere gelegen war. Während dem landete ein armer Ritter in einem kleinen Fahrzeug mit seinem Weibe und vier Söhnen. Ich hieß sie an unserm Mahle Theil nehmen. Nach aufgehobener Tafel sprach ich zu meinen Gästen: „Laßt uns an diesem armen Mann ein christlich Werk üben und ihn der Sorge für seine Söhne entledigen. Ich übernehme einen, und, wer Lust hat, folge meinem Beispiel." Da alle Barone dieß thun wollten, erhob sich ein edler Wetteifer unter ihnen. Das rührte den armen Ritter und sein Weib zu Freudenthränen. Nun geschah es, daß der Graf von Eu, welcher an diesem Tage beim König gespeist hatte, als er von dem Vorgefallenen vernommen, mir mein Kind nahm, das zwölf Jahre

alt war. Der Knabe leistete dem Grafen so gute und treue Dienste, daß dieser ihn bei unserer Rückkunft in Frankreich verheirathete und zum Ritter schlug. Und so oft ich den Grafen besuchte, konnte jener junge Mann sich kaum von mir trennen und sagte alsdann zu mir: „Unser Herrgott möge es Euch vergelten; denn Euch verdanke ich die Ehre, zu der ich gelangt bin.“ Was aus seinen drei andern Brüdern geworden, weiß ich nicht.

Unterdessen bat ich den König, eine Pilgerfahrt zu unserer lieben Frau von Tortosa machen zu dürfen. Dort fand täglich ein großer Zulauf von Pilgrimen statt; denn es ward versichert, an dieser Stelle sei der Mutter Gottes der erste Altar erbaut worden. Auch leuchtete sie hier in herrlichen Wundern. So soll unter andern ein armer Mann wahnsinnig und vom bösen Geist besessen gewesen sein. Da wäre er einstens von seinen Verwandten und Freunden zu dem wunderthätigen Bilde unserer lieben Frau von Tortosa geführt worden. Als nun seine Begleiter zur heiligen Jungfrau gebetet hätten, sie möge ihn

wieder gesund machen, habe der böse Geist durch den Mund des armen Geschöpfes geantwortet: „Unsere liebe Frau ist jetzt nicht hier, sondern in Aegypten, um dem König von Frankreich und den Christen zu helfen, die heute in das heilige Land kommen, sie zu Fuß gegen die Heidenschaft zu Roß.“ Der Tag, an welchem der Satan diese Worte gesprochen, wurde aufgeschrieben und dem Legaten gemeldet, der sich beim König von Frankreich befand. Dieser sagte mir nachher, daß wir an jenem Tage in's ägyptische Land gekommen seien. Ich aber glaube ganz fest, daß uns die gute Mutter Gottes großen Beistand leistete.

Der König erlaubte mir sehr gern, zu unserer lieben Frau von Tortosa zu wallfahrten, und trug mir auf, ihm für hundert Livres Camelottuch von verschiedenen Farben zu kaufen; er wolle es an die Franziskaner verschenken, wann wir nach Frankreich zurückgekommen wären. Daraus schloß ich, daß unser Aufenthalt zu Ende ginge. Am Wallfahrtsort, der im Gebiete von Tripolis liegt, angekommen, brachte

ich Gott und unserer lieben Frau von Tortosa mein Opfer dar; dann kaufte ich dem erhaltenen Auftrag gemäß das Camelottuch. Als meine Ritter dieß sahen, frugen sie mich, was ich damit thun wolle. Ich aber beredete sie, daß ich an dem Camelot Gewinnst zu machen gedächte.

Der Fürst jenes Landes, der wußte, daß ich aus dem Heer des Königs von Frankreich sei, kam uns entgegen, erwies uns viele Ehre und bot uns große Geschenke an. Wir dankten ihm geziemendst, wollten aber Nichts annehmen, ausgenommen die Reliquien, die ich dem König sammt dem Camelottuch brachte. Auch die Königin erfuhr, ich sei wallfahrten gewesen und habe Reliquien zurückgebracht. Ich überschickte ihr durch einen meiner Ritter vier Stück Camelot, die ich für sie gekauft hatte. Als nun der Ritter in ihr Zimmer getreten war, knieete sie vor dem Camelottuch, das in ein weißes Tuch eingeschlagen war, nieder. Der Ritter wußte nicht, warum sie dieß that, und fiel auch auf die Knie. Da sagte die Königin zu ihm: „Stehet auf, Herr Ritter, Ihr brauchet

nicht niederzuknieen, da Ihr heilige Reliquien traget." Darauf erwiederte der Ritter: „Es sind nicht Reliquien, sondern Camelottücher, die mein Herr Euch sendet." Als die Königin und ihre Frauen dieß vernommen, fingen sie zu lachen an, und sie sagte: „Herr Ritter, das soll mir Euer Herr entgelten, daß er mich vor sein Camelottuch hat knieen machen."

Bald darauf — der König verweilte noch immer zu Sidon — erhielt er die Nachricht, seine Mutter sei gestorben. Ob diesem Verlust trauerte er so sehr, daß er sich zwei Tage in seinem Gemach verschloß, ohne Jemanden vor sich zu lassen. Nach zwei Tagen entbot er mich durch einen seiner Diener zu sich. Als ich vor ihm stand, streckte er die Arme gegen mich aus und sagte zu mir: „Ach Seneschall, ich habe meine Mutter verloren!" „Sir, fiel ich ein, darüber bin ich nicht erstaunt; denn Ihr wisset ja selbst, daß sie einmal sterben mußte. Aber mich nimmt Eure allzugroße Trauer Wunder, während Ihr doch für einen so weisen Fürsten geltet. Es ist Euch ja doch wohl bekannt,

daß der Weise sagt, es dürfe der Kummer, den der tapfere Mann im Herzen trage, nicht auf seinem Antlitz sichtbar werden, weil er dadurch seine Feinde erfreue und seine Freunde betrübe.“ So tröstete ich ihn ein wenig. Dann ließ er zum Seelenheil seiner Frau Mutter in prachtvollster Weise Trauermessen halten. Auch schickte er nach Frankreich ein großes, mit Edelsteinen beladenes Saumthier; sie waren für die französischen Kirchen bestimmt; in einem Sendschreiben, das er mitgab, bat er, für ihn und für seine selige Mutter zu Gott zu beten.

Als ich den König verlassen, entbot mich die Königin durch Maria von Bonnes Vertus, eine gar tugendsame und fromme Frau, zu ihr, auf daß ich sie tröste; denn sie sei in tiefe Trauer versunken. Sobald ich in ihr Gemach getreten war und sie ganz in Thränen fand, da konnte ich mich nicht enthalten ihr zu sagen: „Es ist doch wahr, daß man keinem weinenden Weib trauen soll; denn Eure Trauer gilt ja der Frau, die Ihr auf dieser Welt am meisten haßtet.“ Sie

antwortete mir, sie weine in der That nicht also für die verstorbene Königin, sondern aus Theilnahme an dem Schmerze ihres Gemahles und aus Sehnsucht nach ihrer Tochter, der spätern Königin von Navarra, die nunmehr in der Obhut der Männer geblieben. Daß aber die Königin der Mutter ihres Gemahles nicht in Liebe zugethan war, das hatte seinen guten Grund darin, daß jene von dieser mit kalter Zurücksetzung behandelt ward. Denn sie mochte es nicht leiden, daß zwischen dem Könige und seinem Weib ein inniges Verhältniß bestünde, und suchte sie daher nach Kräften von einander fern zu halten. Als der König zu mehreren Malen sein Reich zu Roß durchzog und seine Mutter Blanca sowie seine Gemahlin Margaretha bei sich hatte, da ließ die Mutter beide trennen, und sie durften niemals zusammen wohnen. Als einmal zu Pontoise der König ober dem Gemache seiner Gemahlin wohnte, gab er, damit die Mutter sie nicht bei einander finde, seinen Dienern die Weisung, wann sie seine Mutter kommen hörten, die Hunde zu schlagen,

auf daß sie bellten. Hörte dieß der König, so versteckte er sich vor der Mutter. So trat damals einst Blanca in das Gemach der Königin; auch der König hatte sich bei ihr eingefunden, denn Margaretha war auf den Tod krank. Um nicht von der Mutter erblickt zu werden, hatte er sich hinter der Königin versteckt. Jene sah ihn aber wohl und sagte zu ihm, ihn bei der Hand nehmend: „Begebet Euch von da weg; denn Ihr habt hier Nichts zu thun.“ Mit diesen Worten wies sie ihn zum Zimmer hinaus. Wie das Margaretha bemerkte, rief sie laut: „Ach, wollt Ihr mich denn meinen Herrn weder im Leben noch im Tode sehen lassen!“ und sank bewußtlos nieder. Man glaubte sie todt; da eilte der König erschrocken zurück und rief sie aus der Ohnmacht in's Leben.

Sechzigstes Kapitel.

Der Seneschall erfährt durch den Legaten, der König werde kommende Ostern nach Frankreich heimkehren. — Wie lieb der Legat die Gesellschaft des heiligen Ludwig und des Sir von Joinville gewonnen, und wie beklommen der Gedanke an die baldige Trennung sein Herz macht. — Der Seneschall geleitet die Königin Margaretha und ihre Kinder nach Tyrus. — Abschied des Patriarchen von Jerusalem und der syrischen Barone vom heiligen Ludwig. — Dieser begibt sich nach Tyrus und von da nach Acre.

Bald hierauf ging der König mit sich zu Rathe, ob er nach Frankreich zurückkehren oder noch bleiben solle. Damals war er noch zu Sidon, das er beinahe vollständig hatte aufbauen und befestigen lassen. Er berief den Legaten zu sich und hieß ihn mehrere Bittfahrten abhalten, auf daß ihm Gott offenbaren möchte, was ihm angenehm wäre, seine Rückkehr nach Frankreich oder sein längerer Aufenthalt im heiligen Lande. Kurz darnach hatte ich mich eines Tages mit den Baronen des Landes auf einer Wiese erlustigt. Auch der König und der Legat waren anwesend. Da sagte mir dieser in jenes Gegenwart: „Seneschall, der König ist mit den guten und wohl-

gefälligen Diensten, die Ihr ihm geleistet, sehr zufrieden und wünscht Euch etwas Erfreuliches mitzutheilen. Auf daß Ihr also in Euerm Herzen einigen Trost empfindet, gebeut er mir, Euch zu sagen, es sei seine Absicht, kommende Ostern die Rückfahrt nach Frankreich anzutreten." Darauf erwiederte ich: „Gott wolle ihn seinen Willen vollziehen lassen!" Nach diesen Worten begab sich der Legat vom König hinweg, und bat mich, ihn bis in seine Herberge zu begleiten, was ich gerne that. Dort angekommen, schloß er sich mit mir in seinem Gemache ein, legte seine Hände in die meinigen und hub an laut zu weinen; endlich zum Worte gekommen, erleichterte er sein beklommen Gemüth in folgender Weise: „Seneschall, es freut mich zwar herzlich, und ich danke Gott dafür, daß der König und die andern Pilgrime aus so großen Gefahren glücklich befreit worden, die in diesem Lande über euch allen geschwebt haben. Aber es betrübt mich gar sehr, daß ich Eure gute und fromme Genossenschaft fürder vermissen und an den römischen Hof unter so treu-

lose Leute, wie dort leben, zurückkehren soll. Doch will ich Euch anvertrauen, daß ich beschlossen, noch ein Jahr nach Euch in diesem Lande zu bleiben und all' mein Geld zur Befestigung der Vorstadt von Acre zu verwenden, damit mir Niemand mit Vorwürfen ankönne, ich hätte mich mit den Gaben der Christen reich gemacht."

Als ich zum König zurückgekehrt war, befahl er mir, auf den folgenden Tag mich mit meinen Rittern bereit zu halten. Das that ich. Dann frug ich ihn, was er ferner noch gebiete. Ich solle, war sein Wille, die Königin und ihre Kinder nach Tyrus geleiten, das etwa sieben Stunden entfernt lag. Ich wollte ihm nicht widersprechen, obschon mit dieser Reise große Fährlichkeiten verbunden waren. Denn wir hatten Tag und Nacht weder Friede noch Waffenstillstand mit den Aegyptiern und mit den Sarazenen von Damaskus. Gleichwohl zogen wir ab und gelangten, Gottlob! ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, in aller Sicherheit nach Tyrus. Bald nachher kamen zum König der Patriarch und die Barone des Landes, die

ihn lange Zeit begleitet hatten. Sie waren Zeugen gewesen, wie sich auf sein Geheiß Sidon mit seinen großen Mauern und Thürmen wieder neu erhoben, und wie die Gräben innerhalb und außerhalb der Stadt gereinigt worden; demüthiglich dankten sie ihm für die großen Wohlthaten, Ehren und Freuden, womit er sie im heiligen Lande beglückt. Hatte er doch außer Sidon noch Cäsarea und Jaffa wieder herstellen und die Stadt Acre mit großen Mauern und Thürmen versehen lassen. Ihre Rede lautete also: „Sir, wir sehen wohl klar ein, daß es Eueres Bleibens hier nicht länger mehr sein kann, da es in Zukunft dem Königreich Jerusalem doch keinen Nutzen brächte. Darum rathen wir Euch alle, nach Acre zurückzukehren und von hier aus Eure Rückfahrt nach Frankreich sicher anzutreten.“ Auf ihren Rath zog der König sofort von Sidon ab und kam nach Tyrus, wohin wir die Königin und ihre Kinder gebracht. Als die Fasten begonnen, langten wir alle in Acre an.

Einundsechzigstes Kapitel.

Am Tage vor St. Markus sticht die königliche Flotte in die See. — In der Nähe der Insel Cypern geräth das Schiff des heiligen Ludwig auf eine Sandbank. — Die Seeleute rathen dem König, wegen der Beschädigung des Schiffes, in ein anderes zu steigen. — Der König aber folgt nicht diesem Rathe, um nicht so viele Leute, die auf seinem Schiffe waren und die alsdann auf Cypern hätten zurückbleiben müssen, der Hoffnung zu berauben, ihr Vaterland wiederzusehen. — Welcher Sturm nach diesem Unfall die heimziehenden Kreuzfahrer in neue Todesnoth brachte, und welches Gelöbniß die Königin dem heiligen Nikolaus machte. — Welch' schöne Worte der König nach der Befreiung aus dieser Gefahr zum Sir von Joinville redete. — Die Einsiedelei auf der Insel Lampedusa. — Ein Seemann bleibt daselbst zurück, um als Klausner fortan sein Leben zuzubringen. — Die Insel Panteleria. — Wie während der Fahrt das königliche Schiff durch die Unvorsichtigkeit einer Begleiterin der Königin von Feuersgefahr bedroht ward. — Wie wunderbar ein Knappe des Herrn von Argones, der in's Meer stürzte, gerettet wurde.

Während der ganzen Fastenzeit ließ der König seine Schiffe in gehörigen Stand setzen, um nach Frankreich zurückzukehren. An großen wie an kleinern Schiffen besaßen wir im Ganzen vierzehn. Am Tag vor dem Fest des heiligen Markus nach Ostern bestiegen der König und die Königin ihr Schiff. Bald fing Alles auf dem Meere sich zu regen an, und rasch ging die Flotte mit günstigem

Fahrwind unter Segel. Als mir der König bemerkte, er sei gerade am Festtag des heiligen Markus geboren worden, erwiederte ich ihm, er könne wohl sagen, er sei wiedergeboren worden, da er aus diesem gefahrvollen Land, wo wir so lange verweilt, sein Leben heil davon bringe.

Am folgenden Samstag kamen wir auf der Insel Cypern an. In der Nähe derselben erhebt sich ein Berg, den man den Berg des Kreuzes nennt; an diesem erkennt man von Weitem, daß man sich der Insel Cypern nähere. An jenem Samstag nun stieg vom Lande her ein so dichter Nebel auf, daß unsere Seeleute von der Insel noch weiter entfernt zu sein glaubten, als sie es wirklich waren. Denn wegen des Nebels verloren sie den Berg aus dem Gesicht. Die Ruderer boten alle Kräfte auf, um noch bei Zeiten an der Insel zu landen; unser Schiff aber gerieth auf eine Untiefe. Das war noch ein Glück; denn ganz in der Nähe zogen sich unter dem Meere große Felsenriffe hin, an die wir sonst angestoßen und ertrunken wären. Noch immer aber schwebten

wir in großer Gefahr, und Jeder wähnte sich schon verloren. Da warf ein Schiffer sein Senkblei in die See und fand, daß das Schiff nicht mehr aufsitze. Jeder freute sich darob, und dankte Gott. Mehrere waren schon vor dem Leib unsers Herrn, der im Schiffe war, auf die Kniee gefallen und hatte seine göttliche Barmherzigkeit angefleht; denn Alles glaubte zu ertrinken. Als der Tag graute, sahen wir die Felsen, an denen wir gescheitert wären, hätte uns nicht das Glück auf die Sandbank geführt. Am Morgen ließ der König die Schiffshauptleute zu sich rufen, welche vier Taucher mit sich führten, Leute, die unter dem Wasser wie Fische schwimmen. Sie ließen die vier Taucher in den Meeresgrund hinabsteigen. Diese stürzten sich in's Meer und schwammen unter dem Schiffe, in welchem sich der König mit uns andern befand. Sobald sie wieder emporgetaucht waren, befrug man sie, was sie gefunden. An der Stelle, berichtete ein Jeder von ihnen, wo unser Schiff aufgefahren sei, habe die Sandbank ein großes Stück vom Kiel weggerissen. Da er-

schracken der König und wir andere heftig. Dann frug er die Seeleute, was sie ihm wohl für einen Rath in dieser Ungelegenheit zu geben wüßten. „Sir, entgegneten sie ihm, so Ihr uns glauben wollet, steiget in ein anderes Fahrzeug. Denn nach dem Schaden zu urtheilen, den das Schiff durch sein Auffahren genommen, zweifeln wir sehr, ob es, auf der hohen See angekommen, den Wasserwogen Stand halten werde. Haben wir ja doch einen solchen Fall bereits erlebt, zur Zeit, als Ihr Frankreich verließet. Einem Schiff war nämlich damals derselbe Unfall zugestoßen; und als es auf der hohen See dahinfuhr, drangen die Wasser ein, und es barst. Alle, die drinnen waren, ertranken; Niemand ward gerettet, außer ein junges Weib mit seinem kleinen Kinde, das es in den Armen gehalten. Die Frau war nämlich auf einem Stück des Schiffes geblieben, das auf dem Wasser fortschwamm.“ Als der König vernommen, was die Seeleute ihm riethen und wie sie ihre Meinung durch ein Beispiel bestärkten, bezeugte ich selbst, daß sie wahr gesprochen. Denn ich

hatte das Weib und sein Kind vor der Stadt Paphos [45]) landen gesehen; der Graf von Joigny ließ sie zur Ehre Gottes ernähren. Darauf nun berief der König seine Rathgeber, um von ihnen zu erfahren, was er thun solle. Alle riethen ihm, den Seeleuten zu folgen. Da nun wandte sich der König wiederum an diese und frug sie bei der Treue, die sie ihm schuldig seien, ob das Schiff ihnen zugehörte, und wenn es mit Waaren beladen wäre, ob sie alsdann herausstiegen. Letzteres beantworteten sie Alle einstimmig mit Nein; lieber wollten sie ihren Leib der Gefahr preisgeben, als daß sie ein Schiff zu Grunde gehen ließen, das sie vierzig bis fünfzigtausend Livres gekostet. „Warum aber, frug der König weiter, rathet Ihr mir, aus dem Schiffe zu steigen? Sir, war ihre Gegenrede, Ihr und wir, das ist nicht einerlei. Denn weder Gold noch Silber können so hoch geschätzt werden, denn Ihr, die Königin, Eure Gemahlin, und Eure drei Kinder, die Ihr bei Euch habet. Darum nun werden wir Euch niemals rathen. Euch so großer Gefahr auszusetzen. Nun will ich

Euch, versetzte der König, meine Meinung sagen. Verlasse ich das Schiff, so müssen fünf bis sechshundert Leute auf der Insel Cypern zurückbleiben, die Gefahr fürchtend, die sie in dem Schiffe liefen, worinnen sie sind. Nun aber ist Niemand unter ihnen, dem sein Leben nicht eben so lieb wäre, als mir das meinige. Begeben sie sich also auf die Insel, was sie alsdann nothwendig thun müßten, so werden sie niemals der Hoffnung sich erfreuen dürfen, ihr Heimathland wieder zu sehen. Darum will ich lieber mich, die Königin und meine Kinder der Gefahr aussetzen und unser Leben in Gottes Hand legen, als so vielen Menschen, wie in diesem Schiffe sind, solches Leid zufügen.

Wie schlimm es uns ergangen wäre, hätte der König das Schiff verlassen, zeigte sich deutlich an Olivier von Termes, dem mächtigen Ritter, der sich mit dem König in einem Schiffe befand. Er war einer der tapfersten und kühnsten Männer, die ich jemals in dem heiligen Lande kennen gelernt. Dennoch wagte er nicht zu bleiben, sondern

stieg an der Insel aus. Nun aber mußte er, wiewohl ein großer, angesehener und reicher Mann, dennoch mit so viel Hindernissen kämpfen, daß über anderthalb Jahre vergingen, ehe er zum König zurückkehren konnte. Man vermag daraus auf die ungleich größere Schwierigkeiten zu schließen, mit denen so viele unbedeutende Männer hätten zu kämpfen gehabt.

Nachdem wir von Gott aus dieser Gefahr waren befreit worden, geriethen wir in eine andere. Denn es erhob sich auf dem Meere ein so furchtbarer Sturmwind, daß er uns immer wieder gegen die Insel Cypern zurückwarf, über die wir schon hinausgesegelt waren. Die Seeleute warfen vier Anker in das Meer. Aber sie konnten unser Schiff nicht festhalten, bis der fünfte Anker ausgeworfen ward. Der Sturm wüthete furchtbar, und die Königin begab sich in ihrer Angst in das Gemach des Königs, wo sie ihn zu finden glaubte; allein sie traf darin nur den Ritter Gilles le Brun an, den Connetable von Frankreich, und mich. Wie ich sie erblickte, frug ich sie, was sie wolle. Sie sagte uns, sie

verlange nach dem König, um ihn zu bitten, er möchte Gott oder den Heiligen eine Pilgerfahrt zusagen und dadurch unsere Rettung aus diesem Sturm erwirken; denn die Seeleute hätten ihr bedeutet, wir seien in großer Gefahr, zu ertrinken. Ich sprach zu ihr: „Gnädige Frau, gelobet eine Wallfahrt zum heiligen Nikolaus von Barengeville; [46]) und ich bin gewiß, Gott wird uns sicher nach Frankreich bringen. Ach! Seneschall, erwiederte sie mir, ich fürchte, der König werde nicht wollen, daß ich diese Wallfahrt mache, und ich möchte das Gelöbniß nicht halten können. — So gelobet wenigstens, gnädige Frau, wann Gott Euch unverletzt Frankreich wiedersehen läßt, St. Niclasen ein Schifflein, fünf Mark Silber schwer, für den König, für Euch und Eure Kinder. Ich bin Euch gut dafür, daß Euch Gott auf das Gebet des heiligen Nikolaus wohlbehalten nach Frankreich zurückführen wird. Ich selbst verspreche, daß ich, nach Joinville zurückgekehrt, barfuß an den Wallfahrtsort pilgern werde." Darauf gelobte sie dem heiligen Nikolaus das Schifflein von Silber und

ersuchte mich, für ihr Versprechen gut zu stehen. Ich willigte ein, und bald hernach beruhigte sich der Sturm. Alsdann kehrte sie zu uns zurück und sagte, Gott habe uns auf die Fürbitte des heiligen Nikolaus aus dieser Gefahr befreit. Nach Frankreich zurückgekehrt, ließ die Königin das St. Niclasen gelobte Schifflein verfertigen und auf demselben den König, sich selbst und ihre drei Kinder, die Schiffsleute, den Mast, die Taue und das Steuerruder abbilden, Alles in Silber und Silberdraht gearbeitet. Das Schiffchen schickte sie dann mir mit dem Auftrag, es St. Niclasen zu bringen, was ich auch that. Erst nach langer Zeit sah ich es wieder, als wir die Schwester des Königs auf deren Reise zu ihrem Gemahl, einem deutschen Fürsten, begleiteten.[47])

Ich komme nun wieder zur Erzählung unserer Seefahrt zurück. Als wir aus diesen zwei großen Gefahren befreit waren, sprach der König zu mir: „Seneschall, hat uns Gott nicht seine große Macht gezeigt, da durch einen einzigen der vier Meereswinde der König, die Königin, ihre

Kinder und so viele andere Leute beinahe zu Grunde gegangen wären? Darum glaube ich, müssen wir ihm großen Dank dafür erstatten."

Der gute heilige König kam immer wieder auf die Todesnoth zu sprechen, worinnen wir geschwebt hatten, und wie sichtlich uns Gott seine Allmacht gezeigt habe. „Seneschall, sagte er zu mir, wann von solchen Trübsalen die Menschen heimgesucht werden, so sagen die Heiligen, es seien Drohungen Gottes. Und darum sage auch ich, fuhr er zu sprechen fort, daß die Gefahren, worinnen wir uns befunden, Drohungen unseres Herrn sind, der sprechen kann: Ihr sehet also wohl ein, daß ich euch Alle hätte ertrinken und verderben lassen können, so ich gewollt. Deßwegen, fügte der gute Herr König bei, müssen wir uns wohl vorsehen, auf daß nicht in uns etwas sei, was Gott mißfallen könnte. Und sobald wir in unserm Herzen Etwas gewahr werden, was Gottes Mißfallen erregt, müssen wir es unverzüglich daraus entfernen. Thun wir dieß, so wird er uns recht lieb haben und stets vor Gefahren behüten.

Thun wir aber das Gegentheil, nachdem er uns durch Drohungen so weislich gewarnt, so wird er über uns großes Unglück verhängen, entweder den Tod oder sonst ein Leibesgebrechen; und zuletzt wird er uns auf ewig in den Abgrund der Hölle stürzen. Seneschall, fuhr der gute Herr König weiter fort, der heilige Mann Job sagte zu Gott: Herr Gott, warum bedrohst du uns? Denn hättest du uns zu Grunde gerichtet, so wärest du darum nicht ärmer; und hättest du uns zu dir genommen, so wärest du darum nicht mächtiger, noch reicher. Daraus können wir ersehen, setzte der König bei, daß uns Gott nur wegen der großen Liebe zu uns droht, also zu unserm Nutzen und nicht seinetwegen. Wir müssen darum unsere Fehler klar einsehen lernen und alsdann aus unserm Herzen Alles entfernen, was ihm nicht angenehm ist. Thun wir das; und wir werden weise handeln."

Nachdem wir uns auf der Insel Cypern mit frischem Wasser und mit einigen andern Lebensbedürfnissen versehen hatten, fuhren wir, sobald

der Sturm nachgelassen, weiter und kamen zu einer andern Insel, Lampedusa genannt. Hier landeten wir und fingen eine große Menge Wild. Auch fanden wir daselbst eine Einsiedelei inmitten von Felsen, nebst einem schönen Garten, der mit Oliven= und Feigenbäumen, mit Weinstöcken und andern Fruchtbäumen bepflanzt war. Aus einem anmuthigen Born frischen Wassers floß ein Bächlein mitten durch den Garten der Einsiedelei. Der König ging mit seiner Begleitung zum Hauptgebäude im Garten. Wir fanden ein Oratorium, in dessen erster Wölbung, die weiß übertüncht war, ein schönes Kreuz von rother Erde stand. In einem andern Gewölb fanden wir zwei Leichname, deren Hände auf der Brust gefaltet waren; sonst bemerkten wir, daß nur mehr die Rippen, die aneinander lagen, übrig geblieben. Die todten Körper lagen gegen Osten, in welcher Lage man die Todten zu beerdigen pflegt. Nachdem der König Alles genau gesehen, zog er sich mit seiner Umgebung in's Schiff zurück. Daselbst gewahrten wir, daß einer unserer Seeleute fehle.

Der Schiffsherr erinnerte sich eines Mannes, der gesagt, er wolle hier bleiben und als Klausner sein Leben zubringen. Deßhalb ließ der König am Ufer dieser Insel drei Säcke voll Zwieback zurück, damit jener Seemann sie finden und davon leben könnte.

Nachdem unsere Flotte wieder unter Segel gegangen war, fuhren wir an einer großen Insel vorbei, Panteleria genannt. Sie wurde von Sarazenen bewohnt, die theils dem Könige von Sicilien, theils dem König von Tunis unterthan waren. Sobald wir die Insel von Weitem entdeckt hatten, bat die Königin ihren Gemahl, doch drei Galeeren zu dem Eiland zu schicken, um ihren drei Kindern Früchte bringen zu lassen. Also that er und befahl den abgeschickten Schiffsleuten, eilends zu rudern, damit sie ihn gleich einholen könnten, sobald er an der Insel vorbeifahre. Nun geschah es, daß der König, vor dem Hafen besagter Insel angekommen, die drei ausgesandten Galeeren nicht wieder fand. Die Seeleute bedeuteten ihm, es scheine ihnen, die

Fahrzeuge sammt den Schiffern seien in die Gewalt der Sarazenen gerathen. „Darum Sir, fuhren sie fort, rathen wir Euch, daß Ihr sie nicht weiter erwartet; denn Ihr befindet Euch hier in der Nähe der beiden Reiche Sicilien und Tunis, deren Könige Euch nicht gar wohl zugethan sind. Lasset Ihr aber unser Schiff fortschwimmen, so werden wir Euch die Nacht noch außer Gefahr bringen." „Das glaube ich euch niemals, versetzte der König; gleich wendet die Segel, damit wir unsere Leute holen; ich gebiete es Euch." Das nun mußte geschehen; acht Tage warteten wir auf die Gefährten; endlich kamen sie, nachdem ihre Eßgier sie lange genug auf dem bezaubernden Eiland zurückgehalten. Die Insel Panteleria liegt zwischen Sicilien und Afrika, ziemlich nahe bei Susa, einer Stadt im Königreich Tunis. Die Einwohner, wiewohl Christen, sprechen und kleiden sich wie die Mauren.

Ein anderes Begegniß hatten wir zur See, ehe wir an Ort und Stelle gekommen waren. Eine der Nonnen, welche die Königin begleiteten,

beging, nachdem sie die Gebieterin zu Bette gebracht, die Unvorsichtigkeit, ihre Kopfbinde an das im Schlafgemach brennende Nachtlicht zu legen. Als die Nonne sich in das Zimmer begeben, worinnen die Frauen schliefen, und das sich unter dem Gemache der Königin befand, gerieth die Kopfbinde in Brand, und theilte das Feuer selbst dem Betttuch der Königin mit. Plötzlich wachte diese auf, und wie sie die Flammen lichterloh in ihrem Gemach aufflackern sah, sprang sie nackend aus ihrem Bette, warf die brennende Kopfbinde in die See hinaus und löschte das Feuer. Von dem dadurch entstandenen Lärm aus meinem Schlaf aufgeschreckt hob ich das Haupt empor und konnte gerade noch sehen, wie die Kopfbinde auf dem Meere fortbrannte, dessen Fläche ich in unbeweglicher Ruhe vor mir ausgebreitet sah. So schnell ich vermochte, warf ich einen Kittel über mich und ging zu den Seeleuten. Da kam zu mir mein Knappe, der sein Lager neben dem meinigen hatte, und sagte zu mir, der König sei erwacht und habe nachgefragt,

wo ich wäre. „Ich antwortete dem König, fuhr er fort, Ihr wäret in den Zimmern; der König aber sagte: du lügst.“ Während wir so sprachen, sieh! da kam Meister Gottfried, der Königin Kaplan, und erzählte mir das Vorgefallene. „Gehet, Meister Gottfried, sprach ich zu ihm, und saget ihr, der Herr König sei wach, und sie möge sich zu ihm begeben, ihn zu beruhigen.“ Tags darauf frugen der Connetable von Frankreich, Herr Peter der Kämmerer und Herr Gervaise der Oberbrodmeister den König, was denn die Nacht geschehen sei, sie hätten Feuerlärm gehört. Ich sagte kein Wort. Darauf versetzte der König: „Wohl zur Unzeit ist der Seneschall so verschwiegen; dagegen will ich Euch sagen, daß wir diese Nacht beinahe verbrannt wären.“ Nachdem er ihnen erzählt, wie dieß gekommen sei, wandte er sich also zu mir: „Seneschall, ich gebiete Euch, nicht eher Euch niederzulegen, als bis Ihr alle Lichter gelöscht, außer das große Feuer im Bodenraum des Schiffes; und wisset, daß auch ich nicht eher mich bette, als bis Ihr zu mir

zurückgekommen seid.“ Also that ich, so lange wir zu Wasser fuhren; und sobald ich dem König meine Meldung gebracht, legte er sich nieder.

Kurz nachher ereignete sich während der Fahrt ein sonderbarer Vorfall auf dem Schiff des Ritters von Argones, eines der mächtigsten Herrn in der Provence. Als er eines Morgens auf seinem Bette lag, fiel ihm das Sonnenlicht durch eine Oeffnung blendend in's Gesicht. Da rief er einen seiner Schildknappen und sagte zu ihm, er solle die Oeffnung verstopfen, durch welche die Sonnenstrahlen hereindrängen. Der Knappe nun sah, daß er die Oeffnung nicht wohl zu schließen vermöchte, wenn er nicht von Außen derselben beikommen könnte; und wie er sich an die Arbeit machte, glitt ihm der Fuß aus, und er fiel in's Meer. Das Schiff aber fuhr weiter, und keine Barke war demselben angehängt, in der man ihm hätte zu Hülfe eilen können. Wir andere, die wir auf dem Schiff des Königs waren, das wohl eine halbe Stunde hinter dem entfernt fuhr, von dem er heruntergestürzt war, erblickten wohl von

weitem etwas im Meer. Wir wußten aber nicht recht, was es sei. Denn der Knappe bewegte und half sich in keinerlei Weise. Wir dachten also, es sei Etwas in's Wasser gefallen. Als wir ihm nahe genug gekommen waren, um ihn zu sehen, nahm ihn eine der königlichen Galeeren auf, wornach man ihn auf unser Schiff brachte. Da erzählte er uns denn, wie er in's Meer gestürzt sei. Wir frugen ihn, warum er sich denn nicht mit Schwimmen oder Schreien geholfen. Es sei, antwortete er uns, nicht nöthig gewesen, daß er gerufen oder zu schwimmen versucht; denn beim Fallen hätte er gestöhnt: Unsre Frau zu Valbert! Da habe sie ihn bei den Schultern erfaßt und in der Höhe gehalten, bis die königliche Barke zu ihm gekommen sei. Zur Ehre der gebenedeiten Jungfrau Maria habe ich in meiner Kapelle zu Joinville, sowie auf den Glasscheiben der Kirche von Blecourt dieses Wunder als Gedenkzeichen malen lassen.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Landung der Pilgerflotte im Hafen von Hieres. — Welche Unterredung der Sir von Joinville mit dem heiligen Ludwig wegen eines Geschenkes hatte, das der Abt von Clugny diesem machte. — Der Sir von Joinville erzählt wiederum von dem Zusammentreffen des Herrn Königs mit einem Franziskaner, das er im ersten Theile seiner Geschichte (VII. Kapitel) berichtete. — Wallfahrt des Königs nach dem Gnadenorte der heiligen Magdalena. — Wie der Seneschall Abschied vom König nimmt, hierauf aber nach einem kurzen Aufenthalt zu Joinville gar herzlich vom heiligen Ludwig zu Soissons empfangen wird. — Wie der Seneschall als Brautwerber um die Hand Isabellen's, der Tochter des heiligen Ludwig, für seinen Herrn, den König Theobald von Navarra, anhält. — Die Vermählung wird zu Melun gefeiert.

Nachdem unsere Flotte zehn Wochen lang auf dem Meere geschwommen war, erblickten wir den Hafen von Hieres mit dem Schlosse, welches dem Grafen der Provence, dem nachherigen König von Sicilien, angehörte. Die Königin und der ganze Rath des Königs suchten ihn zu bewegen, hier auszusteigen; denn er sei auf seines Bruders Gebiet. Das aber wollte er nicht eher thun, als bis er nach Aiguemortes, das zu seinem Land gehörte, gekommen wäre. Während nun der König auf seinem Entschlusse beharrte, hielt er uns den

Mittwoch und Donnerstag hin, ohne daß ihn Jemand zum Aussteigen zu bewegen vermochte. Am Freitag, als er auf einer Schiffsbank saß, rief er mich und frug mich um Rath, ob er landen solle oder nicht. Ich sagte ihm: „Sir, ich glaube, Ihr solltet aussteigen; sonst könnte Euch begegnen, was der gnädigen Frau von Bourbon, die nicht in diesem Hafen, sondern zu Aiguesmortes an's Land gehen wollte; aber deßhalb brachte sie auch über sieben Wochen auf dem Meere zu." Nun fügte sich der König meinem Rath, und verließ sein Schiff im Hafen von Hieres, worüber die Königin und seine ganze Umgebung höchlich erfreut waren.

Der König, die Königin und ihre Kinder, sowie auch wir alle verweilten im Schlosse von Hieres, während man zur Rückkehr nach Frankreich Pferde ankaufte. Der Abt von Clugny, später Bischof von Oliva, [48]) verehrte dem König zwei Reitpferde, das eine für ihn, das andere für die Königin. Ein jedes soll gegen fünfhundert Livres werth gewesen sein. Nachdem der König

das Geschenk angenommen, bat ihn der Abt um die Erlaubniß, des andern Tages mit ihm über seine Geschäfte sprechen zu dürfen. Und der König willigte in sein Begehren ein. Tags darauf nun sprach der Abt mit ihm, der ihn lange und wohlgefällig anhörte. Sobald der Abt fortgegangen war, frug ich den König, ob er mir eine Frage verstatten möchte. Das wolle er gern, war seine Antwort. Da frug ich ihn: „Sir, nicht wahr, Ihr habet den Abt von Clugny wegen des Geschenkes der zwei Zelter so lange angehört?“ Und der König erwiederte: „Freilich deßhalb.“ Darauf sagte ich ihm, ich hätte diese Frage deßhalb an ihn gerichtet, auf daß er seinen beschwornen Rathgebern verbiete, wann sie in Frankreich angekommen wären, etwas von denen anzunehmen, die ein Anliegen vor sie zu bringen hätten. „Denn, setzte ich bei, so sie Geschenke annehmen, werden sie um so länger und fleißiger ihnen Gehör schenken, gleichwie auch Ihr gethan.“ Da rief der König seinen ganzen Rath zusammen und erzählte ihnen lachend, welche Bitte ich an

ihn gestellt, und welche Ursache mich dazu bewogen habe. Gleichwohl sagten sie ihm, ich hätte ihn sehr gut berathen.

Zu Hieres hörte der König von einem sehr wackern Franziskanermönch sprechen, der im Lande umher predigte. Er hieß Bruder Hugo. Den wollte der König sehen und sprechen hören. Am Tage, wo er nach Hieres kommen sollte, gingen wir ihm entgegen und sahen eine große Menge Männer und Frauen ihm folgen. Sobald er angekommen war, hieß ihn der König predigen. Sein erster Vortrag galt den Klostergeistlichen, die er tadelte; denn es befanden sich sehr viele in des Königs Umgebung. Er sprach, sie wären nicht im Stande, selig zu werden, oder die heiligen Schriften lögen, was doch nicht wahr sei. Denn diese sagten, ein Mönch könne nicht außer seinem Kloster leben, ohne in viele Todsünden zu verfallen: gleichwie der Fisch nicht außer dem Wasser zu leben vermöchte, ohne zu sterben. Und warum wohl? Die Mönche, die dem Hof des Königs folgten, tränken öfters Wein und äßen häufiger Fleisch,

was sie nicht thäten, wären sie in ihren Klöstern. Darum sündigten sie auch eher, als wenn sie streng lebten. Zum König begann er alsdann zu sprechen und gab ihm die Lehre, so er lange in Frieden und zur Wohlfahrt seines Volkes leben wolle, solle er ein biederer und gerechter Mann sein. Er habe alle Bücher der heiligen Schrift gelesen; doch nie hätte er gefunden, daß sowohl bei den Christen als bei den Ungläubigen die Herrschaft gewaltsam an einen andern gekommen sei, außer wo es an Recht und Billigkeit gefehlt. Darum, fuhr der Franziskaner fort, möge der König sorgen, daß in seinem Königreich Frankreich einem Jeden Gerechtigkeit widerfahre, damit er bis zu seinem letzten Tage in gutem Frieden und ruhig leben könne, und auf daß ihm nicht Gott das Reich, über das er herrsche, zu seiner Unehre und zu seinem Schaden nehme. Der König ließ ihn mehrmals bitten, bei ihm zu bleiben, während er in der Provence verweile. Allein er antwortete stets, er werde nicht in der Gesellschaft des Königs bleiben. Er weilte auch

nur einen Tag bei uns und begab sich dann Land aufwärts. Später habe ich sagen gehört, er liege zu Marseille begraben, allwo er in herrlichen Wundern leuchte.

Hierauf zog der König von Hieres ab und ging in die Stadt Aix en Provence. Eine kleine Tagereise von da liegt die heilige Magdalena begraben. Dorthin wallfahrte der König. La Balme [49]) heißt der Gnadenort; auf einem sehr hohen Fels ist er gelegen und hier soll die Heilige lange Zeit als Einsiedlerin gelebt haben. Von da zogen wir weiter und setzten bei Beaucaire über die Rhone. Sobald der König in seinem Gebiet angekommen war, nahm ich Abschied von ihm, um die Dauphine von Viennois, meine Nichte, [50]) zu besuchen; von da ging ich zum Grafen von Chalons, meinem Onkel, darauf zum Grafen von Burgund, seinem Sohne und dann zog ich nach Joinville. Nachdem ich mich eines kurzen Aufenthaltes in der Burg meiner Väter erfreut hatte, begab ich mich wieder zum König, den ich zu Soissons antraf. Wie er mich erblickte, wurde mir ein Empfang so

herzlich, daß alle darob erstaunten. Hier fand ich den Grafen Johann von Bretagne und dessen Gemahlin, welche die Tochter des verstorbenen Königs Theobald war. Weil nun Zwist herrschte zwischen der Gräfin von Champagne und dem König von Navarra, weil dieser Ansprüche auf das Land Champagne geltend machte, so ließ sie der König alle vor das Parlament nach Paris rufen, um die Partheien zu hören und ihnen Recht zu sprechen. [51])

In diesem Parlament hielt König Theobald von Navarra um die Hand der Tochter des Königs Ludwig, Isabella an. Der Hof von Champagne hatte mich dorthin gesandt, auf daß ich als Brautwerber die Bitte vorbrächte; denn man war Zeuge der hohen Ehre gewesen, die mir zu Soissons vom König zu Theil geworden. Ich kam also, entschlossen und frei mit dem König von dieser Heirath zu sprechen. Er aber sagte zu mir: „Seneschall, zuerst söhnet den Grafen von Bretagne mit König Theobald aus und machet Frieden zwischen ihnen; alsdann soll die Heirath zu Stande kom-

men.“ Auf eine Einwendung von meiner Seite erwiederte er mir, er werde ohne die Einwilligung seiner Barone und bevor der Frieden mit dem Grafen von Bretagne abgeschlossen sei, die Hand seiner Tochter nicht vergeben.

Sogleich kehrte ich zu der Königin Margaretha von Navarra, zum König ihrem Sohn und zu ihrem Rath zurück und berichtete ihnen die Antwort des Königs. Unverzüglich machten sie Frieden mit dem Grafen von Bretagne, wornach der König Isabella, seine Tochter, dem König Theobald von Navarra zur Ehe gab. Die Vermählung ward zu Melun unter glänzenden Feierlichkeiten vollzogen. Von da führte König Theobald seine Ehegenossin nach Provins, wo sie von den Baronen sehr ehrenvoll und unter großem Prachtaufwand empfangen wurden.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Der Sir von Joinville erzählt abermals von des guten Herrn Königs einfacher Lebensweise, von seiner prunklosen Tracht, seiner Mäßigkeit, seiner Wohlthätigkeit, seiner anmuthigen Unterhaltungsgabe und von seiner Weisheit.

Von der Lebensweise des Königs, nachdem er von seiner Meerfahrt zurückgekehrt war, will ich nun sprechen. Seitdem trug er in seiner Kleidung weder Grauwerk noch Scharlachstoff, noch bediente er sich je wieder vergoldeter Steigbügel und Sporen. Sein Gewand war von Camelot oder von Zitz und, sowie auch sein Uebermantel, mit gewöhnlichem Pelz besetzt. Sein Mund war mäßig, und niemals verlangte er, daß man ihm verschiedenerlei Speisen oder Leckergerichte bereitete; zufrieden und genügsam aß er, was man ihm vorsetzte. In dem Maße der Wein stark war, trank er ihn mit Wasser gemischt. Saß er zu Tische, so hatte er immer hinter sich die Armen, die er speisen ließ; dann ward ihnen aus seinem Schatze Almosen gereicht. Nach der Mahlzeit mußten seine Geistlichen vor ihm das Dankgebet sprechen. War

eine fremde vornehme Person von ihm zu Tische geladen, dann leistete er ihr gute und liebenswürdige Gesellschaft. Auch seiner Weisheit will ich erwähnen. Er galt ja für den weisesten Mann in seinem ganzen Rath. Geschah etwas, was er nothwendig erledigen mußte, so wartete er nie die Meinung seines Rathes ab, sobald er sah, daß die Sache schnelle und gerechte Entscheidung verlangte.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Wie der gute Herr König stets bemüht gewesen, Frieden zwischen den Uneinigen zu stiften.

Nach seiner Rückkehr brachte es der gute heilige König Ludwig dahin, daß der König von England, dessen Gemahlin und Kinder zu ihm nach Frankreich kamen, damit Friede und Einigkeit unter ihnen würde. Diesem Frieden waren seine Rathgeber gar sehr entgegen, und sie sagten also zu ihm: „Sir, wir sind höchlich erstaunt, daß Ihr einwilligen könnet, dem König von England einen so großen Theil Eures Landes zu überlassen, den

Ihr und Eure Vorfahren ihm durch Waffengewalt und durch seine Niederlagen abgenommen. Darum däucht es uns, daß Ihr übel berathen seid und daß man Euch schlechten Dank dafür wissen werde." Darauf gab ihnen der König zur Antwort, er wisse recht gut, daß der König von England und dessen Vorfahrer in ganz rechtmäßiger Weise der Ländereien verlustig gegangen seien, die er in Besitz habe; und er verstünde sich nicht dazu, etwas zurückzugeben, so er dazu gezwungen würde. Er thue es aber bloß deßhalb, damit Liebe, Friede und Einigkeit unter ihnen und ihren Nachkommen herrschen, die Geschwisterkinder seien. Und er fügte noch bei: „Ich denke, ich werde, wann ich so handle, ein sehr gutes Werk thun. Erstens werde ich mit dem König von England Frieden schließen, dann werde ich ihn zu meinem Vasallen machen, was er noch nicht ist."[52])

Der heilige Ludwig war ein Fürst, eifrigst bemüht, Frieden und Einigkeit unter seinen Unterthanen zu stiften, besonders zwischen den Fürsten und Herren seines Königreichs und der benachbarten

Landen; so unter andern auch zwischen dem Grafen von Chalons, meinem Onkel, und dem Grafen von Burgund, dessen Sohn, die mit einander in heftiger Fehde lagen, als wir von unserer Meerfahrt zurückgekommen. Um Vater und Sohn auszusöhnen, schickte er auf eigne Kosten mehrere seiner Rathgeber nach Burgund und brachte es zuletzt dahin, daß zwischen beiden der Friede hergestellt ward. Ebenso wurde auf sein Betreiben eine Aussöhnung zwischen dem zweiten König Theobald von Navarra und den Grafen von Chalons und Burgund herbeigeführt; denn diese waren mit einander in argem Kampfe begriffen: auch zu ihnen schickte er Abgesandte aus seinem Rathe, die den Frieden herstellten.

Nach diesem Frieden begann eine andere große Fehde zwischen dem Grafen Theobald von Bar und dem Grafen von Luxemburg, der jenes Schwester zur Frau hatte. Unterhalb Pigny geriethen sie zusammen. Der Graf von Bar nahm den von Luxemburg gefangen und bemächtigte sich nachher des Schlosses von Ligney, das dem Grafen von

Luxemburg von seiner Gemahlin her gehört. Um diesen Streit zu beschwichtigen, schickte der König auf seine Kosten dahin seinen Kämmerer Peter, dem er das größte Vertrauen schenkte. Durch die Bemühungen des Königs ward denn auch der Friede vermittelt. Seine Rathgeber tadelten ihn einmal, daß er sich so sehr bemühe, die Einigkeit unter den Fremden herzustellen; er thue nicht recht, wann er sie nicht Krieg führen lasse; darnach ließen sie sich besser aussöhnen. Darauf erwiederte ihnen der König, sie sprächen nicht richtig. „Denn, bemerkte er, wenn die Fürsten und großen Herren, welche Nachbarn meines Reiches sind, sähen, daß ich sie mit einander Krieg führen lasse, so könnten sie unter sich sagen, der König von Frankreich läßt uns aus Böswilligkeit mit einander kriegen. Deßhalb nun könnten sie Haß gegen mich hegen und sogar Feindseligkeiten gegen mich im Schilde führen. Mir aber und meinem Königreich dürfte das übel bekommen; noch mehr: ich könnte mir den Zorn Gottes zuziehen, welcher sagt, gesegnet sei, wer

bemüht ist, Einigkeit und Frieden zwischen Uneinigen zu stiften." Und wisset, daß ob der Tugend, welche die Burgunder und Lothringer am König erkannten, und wegen der großen Anstrengungen, womit er unter ihnen die Einigkeit herzustellen gesucht hatte, sie ihn so sehr liebten und seinen Aufforderungen so gern gehorsamten, daß sie beschlossen, ihm die Entscheidung ihrer Zwistigkeiten zu überlassen. Mehrmals sah ich sie nach Paris, Rheims, Melun kommen, und wo sonst der König gerade verweilte.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Wie strenge der fromme Herr König die Gotteslästerung ahnte. — Wie fromm und züchtig er in seinen Worten war. — Der Seneschall berichtet abermals eine schöne Lehre des Königs von christlicher Demuth. — Wie sehr er bemüht war, seinen Kindern christliche Gesinnung einzuflößen. — Seine große Mildthätigkeit. — Wie weise er bei Vergebung von Pfründen zu Werke ging.

Der gute König liebte Gott und seine gebenedeite Mutter so sehr, daß er alle diejenigen, die er überführen konnte, einen abscheulichen Fluch ausgestoßen oder sonst was Unehrbares gesagt zu

haben, strenge bestrafen ließ. So sah ich einmal, wie er zu Cäsarea über dem Meere einen Goldschmied in häßliche Lumpen gehüllt zu großer Schmach die Schandleiter besteigen ließ. Und nachdem er von der Meeresfahrt zurückgekehrt war, wurde mir, während ich in meiner Burg Joinville verweilte, erzählt, er habe mit glühendem Eisen die Nase und das Kinn eines Pariser Bürgers brandmarken lassen, wegen einer Gotteslästerung, welche dieser ausgestoßen. Auch habe ich den guten König mit eignem Munde sagen gehört, er hätte selbst mit glühendem Eisen gebrandmalt werden und Alles erdulden wollen, wäre es ihm möglich gewesen, alle Gotteslästerungen und jeglichen Fluch aus seinem Reich zu verbannen.

In seiner Gesellschaft bin ich wohl zweiundzwanzig Jahre gewesen. Aber niemals in meinem Leben habe ich ihn, so erzürnt er auch sein mochte, fluchen und Gott, seine würdige Mutter oder einen Heiligen lästern hören. Wann er Etwas behauptete, so sagte er: „Wahrhaftig, so ist es; oder: wahrhaftig, so ist es nicht.“ Um Alles in

der Welt wollte er Gott weder verläugnen noch einen Fluch aussprechen, was sich damals deutlich zeigte, als der Sultan und die Emire ihm zur Bedingung setzten, Gott und seinen Glauben abzuschwören, so er den Friedensvertrag nicht hielte, den sie mit ihm zu schließen gedachten. Denn der heilige König, wie schon berichtet worden, konnte, als die Sarazenen diesen Eid ihm abforderten, auf keine Weise sich dazu entschließen, und lieber hätte er den Tod erlitten. Niemals habe ich ihn den Teufel nennen gehört, es müßte denn gewesen sein, wenn er in einem Buche nothwendig diesen Namen lesen mußte. Es ist aber auch etwas gar Schändliches um diese im Königreich Frankreich herrschende Unsitte; und die Fürsten sollten sie nicht dulden. Denn man kann einen zum andern nicht drei böse Worte sprechen hören, ohne daß er sagt: „Pack' dich zum Teufel", oder einen ähnlichen Ausdruck gebraucht. Der heilige König frug mich einmal, ob ich den Armen am grünen Donnerstag die Füße wasche. Ich antwortete ihm, daß ich es nicht thue, und es scheine mir auch nicht sehr

geziemend zu sein. Darauf bemerkte mir der gute König: „Ach! Sir von Joinville, Ihr dürft nicht das verabscheuen, was Gott zu unserm Beispiel gethan; denn er wusch die Füße seinen Aposteln, er, der doch ihr Herr und Meister gewesen. Ich glaube aber, Ihr dürftet schon das thun, wessen sich selbst der König von England nicht schämt, der am grünen Donnerstag den Aussätzigen die Füße wäscht und küßt."

Ehe sich der gute Herr König zur Ruhe begab, pflegte er oft seine Kinder vor sich kommen zu lassen. Dann erzählte er ihnen von den schönen Thaten und Worten der alten Könige und Fürsten, und ermahnte sie, dieselben nicht zu vergessen, sondern ihr frommes Beispiel im eignen Leben zu befolgen und zu verwirklichen. Und ebenso erzählte er ihnen von den Handlungen schlechter Menschen, die durch Unzucht, Raub, Habsucht und Stolz ihre Ländereien und Herrschaften verloren hätten, und wie übel ihnen ihr böses Thun und Treiben bekommen. „Solches zu thun, warnte alsdann der König, hütet euch gar sehr, auf daß ihr euch nicht

den Zorn Gottes zuziehet.“ Ebenso ließ er sie die Bittgebete zur heiligen Jungfrau lernen und ihnen jeden Tag die kirchlichen Stundengebete vorsagen, damit diese fromme Uebung in ihnen zur Gewohnheit erstarke, so sie einmal selbstständige Herren auf ihren Gütern geworden. Er war ein gar mildthätiger Herr. Denn wohin er immer in seinem Königreiche kam, besuchte er die armen Kirchen und Krankenhäuser und erkundigte sich nach armen Edelleuten, nach hülfsbedürftigen Wittwen und nach armen heirathsfähigen Töchtern. Und wo immer er erfuhr, daß Noth und Elend zu Hause seien, da ließ er reiche Spenden aus seinem Schatze fließen. Die armen Bettler bekamen zu essen und zu trinken: ja, oft bin ich Zeuge gewesen, wie er selbst ihnen Brod geschnitten und wie er ihnen zu trinken gereicht. Zu seinen Lebzeiten hat er viele Kirchen, Klöster und Abteien erbauen und einrichten lassen, nämlich: Reaumont, die Abtei des heiligen Antonius bei Paris, die Abtei du Lis, die Abtei von Malboisson und mehrere andere Ordenshäuser für Prediger und Franziskaner.

Desgleichen ließ er errichten: das Gotteshaus von Pontoise, das von Vernon, das Spital für die dreihundert Blinden zu Paris und die Abtei der Franziskaner von Saint-Clou, welche Isabella,[58]) seine Schwester, auf sein Ansuchen stiftete. Ehe er die Pfründen der Kirchen, die er zu vergeben hatte, mit Geistlichen besetzte, erkundigte er sich bei biedern Leuten um die nähern Verhältnisse der Bittsteller, inwiefern diese auch gebildete und tüchtige Priester wären. Auch wollte er niemals, daß diejenigen, denen er eine Pfründe verlieh, noch mehrere andere dazu besäßen; denn das gezieme nicht ihrem Stande. Aber stets vergab er sie erst, nachdem er seinen großen Rath darüber vernommen.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Der Seneschall erwähnt einer Verordnung des heiligen Ludwig, aus der zu ersehen, wie er die Gerechtigkeit in seinem Königreich gehandhabt wissen wollte. — Die guten Folgen dieser Gerechtigkeitspflege. — Boileau, der biedere Amtshauptmann von Paris.

Ihr sollet nun auch hören, wie er seine Amtleute, Richter und andere Bedienstete in

Ordnung hielt, und wie er die schönen neuen Verordnungen, die er gab, im ganzen Königreich befolgt wissen wollte; sie lauten also:

„Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Frankreich, setzen fest, daß alle Amtleute, Richter, Vorsteher und andere, in welchem Dienste sie auch stehen, in Zukunft schwören sollen, in der Ausübung ihrer Pflichten einem Jeden Recht und Billigkeit angedeihen lassen zu wollen, ohne von Jemanden etwas anzunehmen, sowohl Armen als Reichen, dem Fremden wie dem Privatmanne. Sie sollen die Sitten und Gebräuche, die gut und gebilligt sind, wahrnehmen. Und so Jemand von ihnen seinem Eid zuwider handelt, wollen und erklären Wir ausdrücklich, daß er dafür an Gut und Leib gestraft werde, je nach dem vorliegenden Vergehen. Die Strafe dieser Unserer Amtleute, Vorsteher, Richter und anderer Bediensteten behalten Wir Uns und Unserer Kenntnißnahme vor; ihnen aber falle die Strafe ihrer Untergebenen anheim. Unsere Schatzmeister, Einnehmer, Rechnungsführer und andere Finanzbeamten werden

schwören, daß sie Unsere Einkünfte und Güter nebst allen Unsern Rechten, Freiheiten und Vorrechten treu und ehrlich verwalten und nicht zulassen wollen, daß davon etwas verkümmert oder entäußert werde. Außerdem sollen weder sie noch ihre Untergebenen ein Geschenk annehmen, das man ihnen, ihren Weibern, Kindern oder andern zu ihren Gunsten machen könnte. So aber eine Gabe angenommen worden, sind sie gehalten, dieselbe unverzüglich zurück zu erstatten. Desgleichen dürfen auch sie ihren Vorgesetzten keine Geschenke machen, um sich eines Vortheils zu versichern. Auch sollen sie schwören, daß sie, wo immer sie in Erfahrung gebracht, ein Beamter habe sich eine Veruntreuung erlaubt oder sonst seinen Dienst mißbraucht, weßhalb er seines Amtes verlustig gehen müßte, so etwas nicht unterstützen oder verhehlen wollen, sei es wegen eines Geschenkes, einer Begünstigung, eines Versprechens oder sonst wie. In diesem Falle haben sie einen solchen pflichtvergessenen Mann zu strafen und zu bessern, je nachdem der Fall ist, nach Recht und Billigkeit

und ohne Haß oder Groll. Auch wollen Wir, daß die genannten Eide, obgleich man sie vor Uns ablegt, dennoch vor den Geistlichen, Rittern, Herren und andern Leuten der Gemeinde veröffentlicht werden, damit man sie besser und unverbrüchlicher halte, das Laster des Meineides fliehe und nicht nur die Strafe Gottes und Unsere Ungnade, sondern auch die Schmach und Schande vor den Menschen fürchte. Hernach verbieten und untersagen Wir Allen Unsern Amtleuten Vorstehern, Richtern und andern Bediensteten, zu fluchen und den Namen Gottes, seiner würdigen Mutter und der gebenedeiten Heiligen im Paradies zu lästern, sowie mit Würfeln zu spielen und die Schenken und Unzuchtshäuser zu besuchen, unter Strafe ihrer Absetzung und einer dem Vergehen angemessenen Züchtigung. Desgleichen verordnen Wir, daß alle unzüchtige Frauen und öffentliche Buhlschwestern von den Privathäusern ausgeschlossen und von den andern Personen getrennt werden, sowie daß Niemand an sie eine Wohnung ver-

miethe, um ihr ausschweifendes Leben und ihre Unzucht zu unterhalten. Dann verbieten und untersagen Wir Unsern Amtleuten, Vorstehern, Richtern und andern Bediensteten, entweder selbst oder durch andere, Ländereien und Besitzungen an den Orten käuflich an sich zu bringen, wo sie die Gerechtigkeit handhaben, wenn sie nicht vorher von Uns dazu ermächtigt sind; Wir müssen also davon zuerst in Kenntniß gesetzt werden. Thun sie das dennoch, so verordnen Wir, daß solche Ländereien und Besitzungen für Unsern Fiskus eingezogen werden. Ebenso wollen Wir, daß Unsere oben genannten höhern Beamten, so lange sie in Unserm Dienste sind, weder ihre Söhne noch Töchter, noch ihre sonstigen Verwandten an Personen in ihrem Amtssprengel ohne Unsere besondere Erlaubniß verheirathen. Was Alles von dem verbotenen Erwerb und den untersagten Ehen gesagt worden, dehnen Wir nicht auf die andern untergeordneten Richter und Beamten aus. Wir verbieten auch, daß ein Amtmann, Vorsteher und anderer Beamte eine zu große Anzahl Diener halte, durch welche das ge-

meine Volk beschwert würde. Wir verbieten ebenfalls, daß Unsere Unterthanen wegen persönlicher Schulden festgehalten werden, es müßte denn für die Unsrigen sein, und Wir verordnen, daß Niemand von Unsern Unterthanen wegen Schulden mit Strafe belegt werde. Außerdem setzen Wir fest, daß diejenigen, welche Unsere Amtsgerichte oder andere Unserer Dienststellen bekleiden, sie ohne Unsere Genehmigung nicht an andere Personen übertragen oder verkaufen können. Sind mehrere Personen in ein Amt getheilt, so wollen Wir, daß der Eine es für die Andern ausübe. Wir verbieten auch, daß sie irgend Jemanden von seinem Besitzthum ausschließen ohne richterliche Kenntnißnahme oder königlichen Befehl. Wir dulden ferner keine Erpressungen, Plackereien, neue Steuern und Gebräuche. Auch wollen Wir, daß Unsere Amtleute, Vorsteher, Richter und andere Beamten, die in Folge irgend welchen Vorfalles ihrer Wirksamkeit entsetzt worden, während der vierzig auf ihre Entlassung folgenden Tage entweder in Person an dem Orte ihrer Amtsführung

verweilen, oder dazu einen besondern Stellvertreter bestimmen, auf daß sie ihren Nachfolgern im Amte in deren Untersuchungen über ihre pflichtwidrigen Handlungen Rede stehen." [54])

Durch diese Verordnungen verbesserte der König wesentlich die Zustände seines Königreiches, so daß sich Jeder in Friede und Ruhe seines Lebens freute. Und wisset, daß früher die Amtshauptmannschaft (Prévoté) zu Paris an den Meistbietenden verkauft ward. Daher war es gekommen, daß viel Unfug damit getrieben wurde und die Gerechtigkeitspflege durch Begünstigungen von Freunden, durch Geschenke und Versprechungen in arge Verkommenheit gerathen war. Da wagte der gemeine Mann nicht mehr im Königreich Frankreich einen festen Wohnort zu begründen, sondern schweifte beinahe beständig unstät umher. Oft waren bei den Verhandlungen des Pariser Gerichtshofes höchstens nur zehn Personen zugegen wegen der Ungerechtigkeiten und Mißbräuche, die daselbst vorkamen. Darum verordnete der König, daß die Amtshauptmannschaft nicht mehr verkauft

werden dürfe; sondern er ertheilte diese Stelle einem weisen Manne mit guter Besoldung. Alle Mißbräuche, unter deren Druck das Volk vorher geseufzt hatte, stellte er ab. Im ganzen Land ließ er nachforschen, wo irgend ein verständiger Mann zu finden wäre, der die Gerechtigkeit gut zu handhaben und den Uebelthätern scharf zuzusetzen wüßte, ohne Rücksicht auf Reich oder Arm zu nehmen. Da ward einer zu ihm gebracht, der Stephan Boileau hieß und dem er die Amtshauptmannschaft in Paris übertrug. Dieser nun versah sein Amt so würdig und gewissenhaft, daß es seitdem keine Räuber, Mörder noch andere Uebelthäter mehr gab, die zu Paris sich aufzuhalten gewagt hätten; denn sobald er einen solchen ausfindig gemacht, wurde er gehangen oder sonst streng bestraft, je nach der Größe des Verbrechens. Weder Verwandtschaft noch Freundschaft, weder Gold noch Silber konnten den Uebelthäter der wohlverdienten Strafe entziehen, so tüchtig handhabte er die Gerechtigkeit. Die Bevölkerung des Landes nahm wieder zu, und im Verlauf der Zeit vergrößerte sich

Frankreich dergestalt in Folge der guten Rechtspflege, daß das Grundeigenthum und die Einkünfte des Reiches auf das Doppelte des bisherigen Betrags stiegen, und so das französische Volk der besten Wohlfahrt sich erfreute.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Des heiligen Ludwig Freigebigkeit gegen die Armen hinderte ihn nicht, den einem König geziemenden Prachtaufwand zu entfalten. — Wie sehr er diejenigen liebte, die sich dem Dienste Gottes widmeten.

Seit seiner frühesten Jugend zeigte er großes Mitleid mit Armen und Unglücklichen. Das Mitgefühl verließ ihn auch später nicht, sondern wurzelte in ihm so tief, daß er, zur Regierung gelangt, jeden Tag hundertundzwanzig Arme in seiner Wohnung speiste, wo immer er sich aufhalten mochte. Zur Fastenzeit wuchs die Zahl der Dürftigen, und oft war ich Zeuge gewesen, wie er sie selbst bediente. Ja von seinen eignen Speisen ließ er ihnen reichen. An den Tagen vor den jährlichen Festen bediente er sie, noch ehe er selbst getrunken und gegessen. Waren sie ge-

speist, so bekamen sie noch alle eine bestimmte Geld-summe. Mit einem Worte: der heilige König Ludwig war im Almosengeben so freigebig, daß man das Geld, welches er dafür ausgab, kaum zu zählen vermochte. Deßhalb murrten einige seiner Familiengenossen und machten ihm Vorwürfe, daß er damit so viel Geld verschleudere. Doch der gute Herr König antwortete, lieber wolle er zu Almosen als zu eitler Prunksucht sein Geld verwenden. Darum aber verschmähte er nicht, in seinem Palast großen und reichlichen Aufwand zu machen, wie das auch einem solchen Fürsten geziemte. Denn er war sehr freigebig. Wurden nämlich das Parlament und die Stände zusammenberufen, wann er seine neuen Gesetze und Verordnungen erließ, so mußten ihn die Herren, die Ritter und andere in größerer Anzahl und in stolzerer Pracht am Hofe bedienen, als es jemals bei seinen Vorfahren Sitte und Brauch gewesen. Gar sehr liebte er die Leute, die sich dem Dienste Gottes widmeten. Deßhalb hat er später allenthalben in seinem Königreich viele schöne Ordens- und Gotteshäuser gestiftet.

Aus eignen Mitteln umgab er die Stadt Paris mit zahlreichen Klöstern.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Der Sir von Joinville folgt der Aufforderung des guten Herrn König, nach Paris zu kommen. — Welch' ein Traumgesicht der Seneschall daselbst hatte. — Der König nimmt das Kreuz zum zweiten Mal. — Der Seneschall weigert sich mitzuziehen. — Der heilige Ludwig erkrankt zu Tunis. — Welche Lehren er seinem Sohne Philipp vor seinem Tode gegeben. — Von dem christlichen Hinscheiden des Königs.

Es war in der Fasten, als der König alle Barone seines Reiches zu sich nach Paris entbot. Auch mich ließ er von Joinville rufen. Zwar glaubte ich mich genugsam entschuldigt zu haben, daß ich sagte, ich könne nicht kommen, weil ich das viertägige Fieber hätte. Aber er ließ mir zurückmelden, er habe Leute genug, welche ein viertägiges Fieber zu heilen mächtig seien, ich möge ihm also diese Liebespflicht erweisen und zu Paris mich einfinden. Das that ich denn auch. Dort angekommen, konnte ich nicht erfahren, warum er die Großen seines Reiches hieher beschieden. Nun geschah es, daß ich am Festtage unserer

lieben Frau im März Morgens einschlief. Mir träumte, ich sähe den König vor einem Altar auf den Knieen liegen und es seien um ihn mehrere Prälaten, die ihn mit einem rothen Meßgewand von Sarsche aus Rheims bekleideten. Aus dem Traum erwacht, erzählte ich das Gesicht meinem Kaplane, der ein sehr weiser Mann war. Der sagte mir, der König werde am folgenden Tag das Kreuz nehmen. Und als ich ihn frug, woher er dies wisse, antwortete er mir, das schließe er aus meinem Traumgesicht: das rothe Meßgewand, womit ich ihn bekleiden gesehen, bedeute das Kreuz unseres Herrn Jesu Christi, das von dem für uns vergossenen Blute roth geworden. Wie aber das Meßgewand von Sarsche aus Rheims gewesen, so werde man sich auch zu dem Kreuzzuge nicht sehr großartig rüsten, wie ich dessen am andern Tage Zeuge sein könne.

Wirklich nahmen Tags darauf der König und seine drei Söhne das Kreuz; die Ausrüstung war unbedeutend, gerade wie mein Kaplan es mir Tags hatte vorher verkündigt. Darum glaube

ich, daß es eine Prophezeiung gewesen. Darauf drangen der König von Frankreich und der König von Navarra inständig in mich, auch ich möge das Kreuz nehmen und mich der Fahrt anschließen. Aber ich antwortete ihnen, die Beamten des Königs hätten, während ich im Dienste Gottes über dem Meere gestritten, meine Unterthanen hart gedrückt und in Armuth gestürzt, dermaßen, daß sie sowohl, als ich selbst, solches niemals verwinden könnten. Auch erkannte ich klar, daß, wollte ich abermals das Kreuz nehmen, dieß der vollständige Untergang meiner armen Unterthanen wäre. Nachher hörte ich viele sagen, diejenigen, die dem König zum Kreuzzug gerathen, hätten großes Uebel und schwere Todsünde begangen: denn so lange er in Frankreich gewesen, habe das Volk in Frieden gelebt, und hätte Gerechtigkeit geherrscht; sobald er es aber verlassen, da habe Alles angefangen, abzunehmen und in's Schlechte umzuschlagen. Auch in anderer Weise hatten sie ihm nicht zum Guten gerathen. Denn der gute Herr war so schwach und entkräftet, daß

er keinen Harnisch mehr auf sich leiden noch es lang zu Roß aushalten konnte. So mußte ich ihn einmal in meinen Armen von der Wohnung des Grafen von Auxerre bis zu den Franziskanern tragen, als wir von unserer Meeresfahrt zurückgekommen waren.

Von dem Wege, den er nach Tunis eingeschlagen, werde ich nichts schreiben, sintemal ich dabei nicht zugegen gewesen. Denn ich will in diesem Buche Nichts behaupten, dessen ich nicht gewiß bin. Ich will von dem guten heiligen König Ludwig nur erwähnen, daß er, vor der Veste von Carthago angekommen, von heftiger Dysenterie befallen wurde. An demselben Uebel, sowie am viertägigen Fieber erkrankte auch sein ältester Sohn Philipp. Der gute Herr König legte sich nieder und erkannte gar wohl, daß er aus dieser Welt in die andere scheiden müsse. Dann rief er seine Kinder zu sich und richtete das Wort an seinen ältesten Sohn. Er gab ihm Lehren, die er ihn zu behalten bat, wie sein vorzüglichstes Erbe. Diese Ermahnungen

die der gute Herr König sogar eigenhändig noch niedergeschrieben, lauten also:

„Geliebter Sohn, das erste, was ich dir zu befolgen rathe, ist, daß du Gott von ganzem Herzen und aus allen Kräften liebest. Denn ohne dieß kann kein Mensch selig werden. Hüte dich also, ihn irgendwie zu beleidigen. Lieber mußt du alle Martern auszustehen begehren, ehe du eine Todsünde begehest. Schickt dir Gott Widerwärtigkeiten, so nimm sie freudig hin und danke ihm dafür; bedenke, daß du sie wohl verdient und daß er sie dir zu deinem Nutzen gesandt. Schenkt er dir Wohlthaten und Glück, so danke ihm demüthiglich und hüte dich, deßhalb übermüthig und stolz zu werden; denn es ist eine große Sünde, mit den Gaben Gottes, wie mit Waffen, gegen ihn zu streiten. Beichte oft und wähle dir einen Beichtvater, der einen frommen Lebenswandel führt und hinlängliche Wissenschaft besitzt, auf daß du über das belehrt werdest, was zum Heil deiner Seele nothwendig ist, und damit du das erlernest, was du meiden sollst; dabei mußt du so leben, daß

deine Beichtiger, Verwandten und Freunde es dreist wagen, dich wegen des Bösen zu tadeln, welches du begangen, und dir zu sagen, was du zu thun hast. Diene Gott und unserer Mutter, der heiligen Kirche, fromm und andächtig; dein Gebet sprich aufrichtig, nicht bloß mit dem Munde, auch dein Herz habe Theil daran; insonderheit sei deine Seele gesammelt, und treibe nicht Scherz mit Andern, wann der Leib unsers Herrn bei der heiligen Messe gegenwärtig ist. Gegen die Armen hege ein sanftes und mitleidiges Herz, und nach deinen Kräften unterstütze sie gern mit Trost und Almosen. Erhalte die löblichen Gewohnheiten deines Königreichs und verbessere die schlechten. Hüte dich vor zu großer Begehrlichkeit und lege deinem Volk nicht allzuschwere Steuern und Abgaben auf, sie müßten denn durch die höchste Noth deines Königreichs erfordert werden. Drückt dich der Kummer im Herzen, so entdecke ihn alsbald deinem Beichtvater oder einer andern guten Person, die keiner bösen Worte fähig ist, sondern durch freundlichen Trost dir die Ertragung deiner Widerwär-

tigkeit zu erleichtern vermag. Halte immer nur weise, biedere und von Habsucht freie Leute um dich, mögen sie geistlichen oder weltlichen Standes sein. Meide die Gesellschaft mit Bösen, höre Gottes Wort und bewahre es in deinem Herzen. Bete unaufhörlich und verzeihe gern. Liebe deine Ehre. Dulde Niemanden, der so verwegen sein sollte, in deiner Gegenwart ein Wort zu reden, welches Anlaß zur Sünde geben könnte, oder welcher einen Andern in dessen Gegenwart oder Abwesenheit verläumdet, um ihm zu schaden. Gestatte nicht, daß Schlechtes von Gott, von seiner würdigen Mutter und von den Heiligen gesprochen werde. Danke Gott oft für die Güter und das Glück, das er dir verleihen wird. Laß Jedem Gerechtigkeit widerfahren, dem Armen wie dem Reichen. Gegen deine Diener sei gut, freigebig und beobachte in den Worten, die du zu ihnen sprichst, Ernst und Strenge, auf daß sie dich als ihren Herrn fürchten und lieben. In streitigen Fällen untersuche eifrig die Wahrheit, sie sei für oder wider dich. Erfährst du, daß du eines Andern

Eigenthum besitzest, magst du es selbst an dich gebracht oder von deinen Vorfahren erhalten haben, so gib es sogleich zurück. Prüfe in aller Strenge, ob die Unterthanen des Friedens und der Gerechtigkeit unter deiner Herrschaft genießen, besonders in den guten Städten. Bewahre denselben ihre Rechte nnd Freiheiten und erhalte ihnen deine Gunst und Liebe, so wie auch deine Vorfahren darauf bedacht gewesen. Denn bei der Macht und dem Reichthum deiner guten Städte werden deine Feinde Bedenken tragen, dich anzugreifen; besonders werden deine Barone und Großen sich hüten, Etwas gegen dich zu beginnen. Liebe und ehre alle Geistlichen, und hüte dich wohl, ihnen die Einkünfte, Geschenke und Almosen zu entziehen, die ihnen deine Vorfahren gegeben und gelassen haben. Befolge hierin den Grundsatz Philipp's, meines Ahnherrn: Zu ihm sagte einst Jemand von seinen Rathgebern, er wundere sich, daß die Geistlichkeit seine Rechte und Freiheiten, sogar seine Gerechtigkeitspflege ungestraft beeinträchtigen dürfe; König Philipp antwortete, er glaube es wohl, allein Gott habe

ihm so viele unverdiente Güter gegeben, daß er lieber sein Vermögen verlieren, als mit den Dienern der heiligen Kirche Streit haben wolle. Deinem Vater und deiner Mutter erweise Ehrfurcht, und hüte dich, sie durch Ungehorsam gegen ihre Befehle zu erzürnen. Bei Besetzung der Pfründen, die du zu vergeben hast, bediene dich guter Rathgeber, und gib sie nur rechtschaffenen und unbescholtendn Leuten. Hüte dich, wider Christen Krieg zu beginnen, ehe du zuvor darüber berathschlagt und versucht hast, ihn auf irgend welche Weise zu vermeiden. Ist aber ein solcher Krieg ausgebrochen, so beschütze die Geistlichen und diejenigen, die dir keinen Schaden zugefügt haben. Entstehen Kriege unter deinen Unterthanen, so suche die Ruhe möglichst bald wieder herzustellen. Beobachte fleißig deine Beamten, untersuche ihr Regiment und verweise ihnen jeden Fehltritt. Sünde, Gotteslästerung und Ketzerei dulde nicht in deinem Königreich und lasse sie daraus entfernen, so sich in demselben solche Uebel eingenistet haben. Der Aufwand in deinem Hause sei ver-

nünftig und mäßig. Ich bitte dich, mein Kind, daß du, wann ich von hinnen geschieden, meiner und meiner armen Seele gedenkest, und mir durch Messen, Gebete, Almosen und Wohlthaten im ganzen Königreich Hülfe gewährest. An allem Guten, was du thun wirst, laß auch mir einen Theil. Und nun gebe ich dir den vollen Segen, welchen der Vater über sein Kind aussprechen kann, und bete zur heiligen Dreieinigkeit des Paradieses, zum Vater, Sohne und heiligen Geiste, daß sie dich vor jeglichem Uebel behüte und bewahre, insonderheit davor, in Todsünde zu sterben, damit wir einst nach diesem sterblichen Leben mit einander vor Gott sein und ihm unaufhörlich in dem Reiche seines Paradieses danken und lobsingen können. Amen."

Nachdem der gute König Ludwig solche Lehren seinem Sohne Philipp gegeben, begann sein Siechthum immer schwieriger zu werden. Da verlangte er nach den Sakramenten der heiligen Kirche, die er bei vollem, ungeschwächtem Bewußtsein empfing. Denn als man ihm die heilige

Oelung spendete und die sieben Psalmen betete, sprach er die ihnen entsprechenden Verse mit den andern nach, die dem Priester antworteten, der ihm das Sakrament reichte. Später erzählte mir der Graf von Alençon, sein Sohn, daß der König in dem Maße, als er sich dem Tode näherte, seine Kräfte sammelte, um die Heiligen des Paradieses zu bitten, ihm in seinem Hinscheiden beizustehen. Besonders flehte er zum heiligen Jakobus, indem er dessen Gebet sprach, das mit den Worten: Esto Domine anhebt. Ebenso rief er den heiligen Dionysius von Frankreich an, dessen Gebet mit den Worten beginnt: „Gib, o Herr, daß wir verachten können das Glück der Welt und trotzen ihren Widerwärtigkeiten!“ Auch die heilige Genovefa rief er noch einmal an. Dann ließ er sich auf ein mit Asche bedecktes Lager bringen, faltete die Hände über seiner Brust und, gen Himmel emporblickend, gab er seine Seele ihrem Schöpfer zurück um dieselbe Stunde, in welcher unser Herr Jesus Christus am Kreuzesstamm zum Heil seines Volkes den Geist aufgegeben.[55])

Wohl tiefer Trauer und heißer Thränen ist der Tod dieses Fürsten werth, der so heilig gelebt, sein Reich so weise regiert und für Gott so herrliche Thaten vollbracht. Denn wie ein Schriftsteller sein Buch mit Bildern ausschmückt, um es anmuthiger und schöner zu machen, also hat der heilige Fürst sein Königreich durch reichliches Almosen, durch Klöster und Kirchen verherrlicht und verziert, die er bei seinen Lebzeiten gründete, und in denen jetzt Gott Tag und Nacht gepriesen und gelobt wird. Am Tage nach dem Feste des heiligen Apostels Bartholomäus schied er aus dieser Welt in die andere. Sein Leib ward nach St. Denis in Frankreich gebracht und hier an dem Orte beigesetzt, den er längst schon zu seiner Grabesstätte erkoren. Daselbst hat Gott später durch seine Gebete manch' schöne Wunder gewirkt.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Auf Befehl des heiligen Vaters von Rom wird eine Untersuchung über des heiligen Ludwig Leben und Wunder gehalten. — Auch der Sir von Joinville wird über das Leben des frommen Königs befragt. — Dieser wird unter die Bekenner gezählt. — Auf König Philipp's Befehl wird ein Bittgang mit dem Leichnam des heiligen Ludwig gefeiert. — Der Sir von Joinville erzählt, wie er in Folge eines Traumgesichtes zu Ehre Gottes und St. Ludwigen einen Act errichtet, sowie eine tägliche Messe mit reichlichen Zinsen gestiftet habe. — Des Seneschalls Schlußworte.

Bald nachher kamen auf Befehl des heiligen Vaters von Rom der Erzbischof von Rouen und noch ein anderer Bischof nach Paris.[56]) Von da begaben sie sich nach St. Denis. Hier verweilten sie lange, um über das Leben, die Werke und die Wunder des heiligen Königs Ludwig Erkundigungen einzuziehen. Auch mich beschieden sie zu sich, und zwei Tage lang war ich bei ihnen, um ihnen mitzutheilen, was ich von ihm wußte. Als sie nun vollständige und genaue Berichte über den verstorbenen König gesammelt hatten, überbrachten sie dieselben dem römischen Hofe. Nach sorgfältiger und strenger Prüfung ward er in die Zahl der Bekenner erhoben. Allgemein und gerecht war

die Freude darüber im ganzen Königreich Frankreich; seinem Geschlechte aber muß solche Verherrlichung sehr große Ehre bringen, aber nur denen die ihm nachahmen wollen. Dagegen wird sie zu großer Unehre denjenigen von seinem Geschlechte gereichen, die ihm nicht nachahmen wollen und auf die man mit Fingern deuten wird; denn das wird geschehen, so oft man sagt, niemals habe der gute, heilige Mann eine so schlechte, schmachvolle Handlung begangen.

Nachdem diese erfreulichen Nachrichten von Rom zurückgekommen waren, bestimmte der König einen Tag, an welchem ein Bittgang mit dem heiligen Leichnam von St. Denis aus gefeiert werden sollte. Vorn wurde er getragen von dem damaligen Erzbischof von Rheims und dem Erzbischof von Lyon, Heinrich von Villiers; hinten trugen ihn mehrere andere Erzbischöfe und Bischöfe, deren Namen ich nicht anzugeben weiß. Hierauf predigte von dem heiligen Fürsten der Ordensbruder Johann von Semours vor dem versammelten Volk. Unter andern brachte er oft etwas vor, was ich ihm von dem guten König gesagt: es betraf seine

große Rechtlichkeit. Denn, wie ich oben gemeldet, wann er einmal auf sein bloßes Wort den Sarazenen über dem Meere Etwas versprochen, so war es nicht möglich, daß er seinem Versprechen untreu ward. Nicht um den Verlust von hunderttausend Livres hätte er sein gegebenes Wort gebrochen. Auch predigte der Bruder Johann von Semours von seinem ganzen Leben, wie es in den vorausgehenden Blättern geschildert vor uns liegt. Als die Rede zu Ende war, wurde der Leichnam des Königs von seinen Söhnen, dem Könige und dessen Brüdern unter Begleitung ihrer Familienglieder wieder in die Kirche St. Denis zurückgetragen, auf daß er also von ihnen geehrt würde, nachdem seine Verherrlichung ihr Geschlecht so sehr geehrt hat; es lag nun an ihnen, in seine Fußtapfen zu treten, wie ich kurz vorher gesagt.

Noch will ich Etwas zur Ehre des guten heiligen Ludwig erwähnen. Eines Tages nämlich träumte mir, ich sei in meiner Burgkapelle zu Joinville, und der König stehe ganz freudig vor mir; und auch ich sei gar froh gewesen, ihn in

meinem Schlosse zu sehen; da hätte ich ihm gesagt: „Sir, wann Ihr von dannen ziehet, dann werde ich Euch in meinem andern Haus beherbergen, das ich zu Chevillon habe.“ Da hätte er lächelnd geantwortet: „Sir von Joinville, so wahr ich Euch Aufrichtigkeit schuldig bin, werde ich nicht so bald von hier fortziehen, weil ich einmal da bin.“ Aus dem Traume erwacht, sprach ich zu mir, es möchte wohl Gottes und sein Wille sein, so ich ihn in meiner Kapelle beherbergte. Das that ich auch unverzüglich. Denn ich ließ zu Ehren Gottes und des heiligen Ludwig einen Altar errichten und stiftete an demselben für immer eine tägliche Messe, die ich mit Zinsen wohl bedachte. Alles dieß erzählte ich seinem Sohne, auf daß ich zur Erfüllung des Willens Gottes und St. Ludwigen einige Reliquien von dessen wahrem Leibe zur Beisetzung in meiner Kapelle erhielte, und damit diejenigen, welche seinen Altar sähen, größere Andacht zu diesem Heiligen hätten.

Allen Lesern dieses kleinen Buches aber thue ich zu wissen, daß das, wovon ich gesagt, ich hätte

es gesehen und von ihm erfahren, wahr sei und daß sie fest daran glauben sollen. Wovon ich jedoch bezeuge, ich hätte es bloß sagen gehört, das mögen sie in gutem Sinne wohlgefällig aufnehmen. Ich aber flehe zu Gott, er möge durch das Gebet des heiligen Ludwig uns das verleihen, was uns nach seinem Wissen an Leib und Seele heilsam und nothwendig ist. Amen.

Anmerkungen.

1) Ludwig, der Zänker, Sohn Philipp's des Schönen von Frankreich, des zweiten Nachfolgers Ludwig's IX., verlor seine Mutter Johanna von Navarra im Jahre 1304 und ward dadurch Erbe dieses Königreiches noch zu Lebzeiten seines Vaters, der erst 1314 starb, in welchem Jahre Ludwig der Zänker als Ludwig X. den französischen Thron bestieg. Diesem also, dem Urenkel des heiligen Ludwig und damaligem König von Navarra, sind die Denkwürdigkeiten Joinville's gewidmet. Ebenso ist es klar, daß die Königin Johanna den Seneschall einige Zeit vor ihrem Tode gebeten haben müsse, die Geschichte des heiligen Ludwig, so lange er in dessen Gesellschaft verweilte, niederzuschreiben.

2) Dieser Prinz wurde im Jahre 1244 geboren und starb 1260 in einem Alter von sechzehn Jahren.

Er war ein hoffnungsvoller Jüngling, dem der König bereits eine sorgfältige Erziehung gegeben hatte, um sich in ihm einen würdigen Nachfolger heranzubilden. Der Tod des jugendlichen Ludwig erhob Philipp, den zweiten Sohn des heil. Ludwig, zum Kronerben von Frankreich.

3) Schottland ward damals als ein sehr weit entferntes Land betrachtet; auch waren die Schottländer viel auf Reisen.

4) „Ich bemerkte ihm ꝛc." Joinville kann diese Bemerkung nur Philipp III., dem Kühnen, gemacht haben als dem unmittelbaren Nachfolger Ludwig's IX., dessen Beispiel er dem Sohne vor Augen führte. Die Worte: **Et disoie au dit Roi de présent** scheinen demnach verdorben; denn dieser wäre Philipp IV., der Schöne. Man vergleiche darüber auch Anm. 1.

5) Simon von Joinville, der Vater des Schriftstellers, durch Irmgard's von Montclar frühzeitiges Ableben Wittwer geworden, trat in die zweite Ehe mit Blanca von Hochburgund, der Tochter des Grafen Stephan von Auxonne und der Erbgräfin von Chalons. Blanca wurde Mutter von sieben Kindern, worunter unser Johann von Joinville und seine Schwester Simonetta. Diese war an Gilles de Tracignies, genannt le Brun, den berühmten Connetable von Frankreich nach dem Tode Imbert's von Beaujeu, verheirathet. —

„Frère“ ist also im Texte gleich „beau-frère, Schwager“. — Man bemerke übrigens, daß der Rang eines Connetable (comes stabuli) eine von den römischen Kaisern stammende im fränkischen Reiche übliche Würde war. Der Connetable stand über den Prinzen, sämmtlichen Marschällen; er war erster Beamter, Oberbefehlshaber der Heere und Groß-Schwertträger des Königs. Ludwig XIII. hob diese Würde auf, Napoleon stellte sie wieder her; nach dessen Sturz aber erlosch sie ganz.

6) „Robert von Sorben“. Er stammte aus dem Dorfe Sorbonne in Rhetelois von niedrigen und armen Eltern ab und soll das berühmte theologische Kollegium von Sorbonne im Jahre 1250 gestiftet haben. Robert legte auch den Grund zu der berühmten Bibliothek der Sorbonne, die im Jahre 1290 schon tausend Bände enthielt, die nach heutiger französischer Münze auf etwa dreißigtausend Livres geschätzt wurden. Ebenso entstand bald unter Robert's Aufsicht ein neues Kollegium für die Philosophie und die schönen Wissenschaften. Der heilige Ludwig schenkte diesem um die Wissenschaften so hoch verdienten Manne das größte Vertrauen.

7) „Theobald sein Sohn“: es war der Schwiegersohn des heiligen Ludwig, der ihm diesen Namen gab. Theobald II., König von Navarra, hatte nämlich Isabella, die Tochter des heiligen Ludwig, geheirathet.

8) „Wilhelm von Paris“, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Vor ihm wurden die großen Streitfragen über die Vielheit der Pfründen verhandelt.

9) Johann Vilani schreibt diesen Zug dem heiligen Ludwig selbst zu. (Chronik, 6. Buch, 7. Kap.)

10) Das war freilich ein Mißgriff jener zugleich biedern und rauhen Zeit, deren Derbheit auch dem heiligen Ludwig nicht fremd war. Uebrigens bemerke man, daß der Abt das ungestüme Benehmen des Ritters tadelte, was den Beweis liefert, daß die Geistlichkeit, dem wahren Geist der Religion entsprechend, Nichts versäumte, um dergleichen Gewaltthätigkeiten zu verhindern.

11) von Neelles: Simon, Sohn Raoul's von Clermont. Während der zweiten Fahrt des heiligen Ludwig führte er die Regentschaft.

12) Peter von Fontaines, ein Rechtsgelehrter jener Zeit und Verfasser des Werkes: Die Bücher der Königin (li livres de la Reigne) über die Formen der Justiz.

13) Gottfried von Villette, Amtmann von Tours im Jahre 1261 und Gesandter zu Venedig im Jahre 1268.

14) Erlaubten sich die Statthalter und Richter in den Provinzen Bedrückungen gegen das Volk, so wurden die Klagen und Gesuche um Abstellung der Ungerechtigkeiten unmittelbar vor den Thron gebracht, und der

König sprach alsdann in eigner Person Recht. War er durch allzugroße Staatsgeschäfte daran verhindert, so bestellte er zu diesem Zwecke Grafen, die in seinem Namen die Gerechtigkeit handhabten und Streitigkeiten beilegten. Auch schickte er in die entferntern Provinzen bisweilen solche Grafen, um seinen Unterthanen die langen und beschwerlichen Reisen zu ersparen. Die regelmäßige, gewöhnliche Controle in dieser Beziehung wurde von den sogenannten missi Dominici geführt. — Im Gegensatz nun zu den Kaisern des Orients, die in diesen Fällen einen öffentlichen Platz in Constantinopel, das sogenannte Pittacium, bestimmten, wohin ein Jeder seine Bittgesuche bringen konnte, die alsdann vom Fürsten untersucht und entschieden wurden, — im Gegensatz zu diesem Brauch waren die Könige des Abendlandes weit großherziger gegen ihre Völker; sie selbst wollten ihre Klagen anhören, und um ihnen den Zutritt zu ihrer Person zu erleichtern, legten sie gewissermaßen den Purpur ab, traten aus ihren Palästen heraus und hörten an der Pforte derselben diejenigen an, von denen sie um Gerechtigkeit angegangen wurden. Darin ahmten sie den Hebräern nach, die ihre Gerichte an den Stadtthoren, vor den Tempeln 2c. hielten, um sowohl den Zugang der Partheien zu erleichtern, als auch die Gerechtigkeit öffentlich zu handhaben. Diese Sitte, die

auch von den Richtern der Provinzen bei Gerichtssitzungen befolgt ward, finden wir nun in ihrer schönsten und schlichtesten Form unter Ludwig dem Heiligen ausgebildet. Das Beispiel, das uns Joinville an obiger Stelle von diesem ehrwürdigen Brauch vorführt, dürfte durch diese kurze Bemerkung erläutert und erklärt sein. Ich will nur noch hinzusetzen, daß dergleichen Berufungen an die Könige später an das Parlament übergingen, was auch Joinville oben angedeutet hat.

15) Raimund Beranger, Graf der Provence, hatte von Beatrix von Savoyen vier Töchter, die alle Königinnen waren. Margaretha die älteste war an den heiligen Ludwig vermählt; Eleonore die zweite an König Heinrich III. von England; Sanche die dritte heirathete dessen Bruder Richard, der, so wie auch König Alphons X. von Kastilien neben ihm, nach Kaiser Konrad's IV. Tode, von einigen Kurfürsten zum deutschen Kaiser gewählt und zu Aachen (1257) gekrönt ward. Beatrix die jüngste heirathete Carl von Anjou, König von Sicilien und Bruder des heiligen Ludwig.

16) Die schwarzen Kreuze. Am Tage des heiligen Markus waren alle Kirchen schwarz behangen, und man hielt Prozessionen zur Erinnerung an eine Pest, die Rom zur Zeit des heiligen Papstes Gregor schwer heimgesucht hatte.

17) Es ist richtig, daß Heinrich der Freigebige, Graf von Champagne, Maria, die Tochter Ludwig's VII. von Frankreich und Schwester Philipp August's, zur Gemahlin hatte. Hält man sich aber genau an den französischen Text, so geräth man in Verlegenheit; denn man begreift gar nicht, wie Maria auch eine Schwester (seur) von Richard Löwenherz sein konnte. Ich glaube nun, daß hier der Text zu berichtigen ist, und zwar in der Art, daß in dem Satze: Le bon conte Hanry le Large eut de la comtesse Marie son espouse, qui estoit seur du roy de France, et de Richart roy d'Angleterre, deux fils; etc. das erste Mal seur in der eigentlichen Bedeutung „Schwester" steht, das zweite Mal aber: et (seur) de Richart für „belle soeur = Schwägerin" zu nehmen ist. Ebenso hatte Joinville weiter oben von dem Connetable Gilles le Brun, der des Seneschalls Schwester geheirathet hatte, die Bezeichnung mon frère gebraucht. Man vergleiche Anm. 5. — Uebrigens war Joinville nicht sehr gut berichtet, wenn wir auch die Uebersetzung des Wortes seur in Schwägerin aufnehmen. Alix nämlich, ebenfalls Ludwig's VII. Tochter und Philipp August's Schwester, sollte allerdings Richard Löwenherz heirathen; allein dieser verschmähte aus wichtigen Gründen diese Verbindung. Sofort wurde Alix von ihrem Bruder an den Grafen von Ponthieu verheirathet.

18) **Es dürfte gut sein, die Genealogie des Geschlechtes der Grafen von Champagne, soweit das Verständniß derselben für die Geschichte Joinvilles nothwendig erscheint, hier kurz anzugeben.**

Graf Theobald I.,
von Joinville (Seite 53) der große Graf Theobald genannt.
Seine Söhne:
Graf Heinrich I. (der Freigebige).
(Siehe Seite 44.),
Theobald (II.) Graf von Blois.
Stephan, Graf von Sanserre.
Die beiden letztern waren Lehensträger von Heinrich I. und von dessen Erben.

Des Grafen Heinrich's I. Söhne waren:
Heinrich II. und Theobald III.

Heinrich II. hatte, bevor er in den letzten Jahren des zwölften Jahrhunderts in das heilige Land gezogen war, erklärt, daß, wann er sterben würde, sein Lehen auf seinen jüngern Bruder Theobald III. übergehen sollte; indeß hatte Heinrich II., um den Thron von Jerusalem zu besteigen, zu welchem ihn König Richard von England berief, in Palästina Isabella, die zweite Tochter Amalrich's, des letzten Königs, geheirathet. Isabella, die Anfangs an Honfroy von Thorace vermählt gewesen, war diesem von Conrad von Montferrat entführt worden, der sie heirathete und bald darauf starb. Als sie die Gemahlin Heinrich's wurde, lebte ihr erster Mann noch, welcher Umstand diese dritte Ehe so ungültig als die zweite machte. Aus Isabellen's Ehe mit Heinrich II. von Champagne entsprossen: Alix, Königin von Cypern und eine andere Tochter, Philippa, die an Erhard von Brienne vermählt war. (Siehe II. Theil. IV. Kapitel.)

Theobald III. starb in der Blüthe seines Alters und hinterließ Blanca von Navarra, seine Gemahlin, in gesegneten Umständen. Sie genas bald darauf eines Sohnes, Theobald's IV., von dem in unserm Joinville oft die Rede ist. Als Sancho, König von Navarra und Bruder von Blanca, der Mutter Theobald's IV., ohne Kinder 1234 gestorben war, succedirte ihm genannter Theobald als Theobald I. Dessen Sohn Theobald II. hatte Isabella, die Tochter des heiligen Ludwig, zur Gemahlin. (Siehe Anm. 7.)

Während der langen Minderjährigkeit Theobald's IV. hatte Alix, Königin von Cypern, ihre angeblichen Ansprüche auf die Grafschaft Champagne nicht geltend gemacht. Nun aber bedienten sich die mißvergnügten Vasallen (Seite 48.) dieser Fürstin, um den Grafen von Champagne, Theobald IV., in welchem sie einen Verräther sahen, gänzlich zu vernichten. Alix sollte nämlich den Grafen von Champagne beschuldigen, daß er sie des väterlichen Erbtheils beraubt hätte. Den weiteren Verlauf dieses Streites erzählt der Sir von Joinville selbst.

19) Hier scheint der Text verdorben. Es existiren über diese Stelle zwei Varianten: 1) **Et si servoit à la Royne le conte de Bouloingne qui puis fu roy de Portingal.** — 2) **Et si servoit à la Royne le conte de Loignie, qui depuys fut roy de Portugal.** Das Zeugniß der Geschichte dürfte zur Berichtigung der angegebenen Stellen wesentlich dienen. Nachdem nämlich um das Jahr 1089 Alphonsus VI., König von Castilien und Leon, Portugal den Mauren abgenommen hatte, verlieh er seinem Schwiegersohne Heinrich von Burgund, einem Urenkel Hugo Capet's, dieses Land zu Lehen als erbliche Grafschaft. Heinrich vergrößerte die Statthalterschaft durch Eroberungen wider die Ungläubigen. Sein Sohn Alphonsus I. (1112—1185) eroberte das weite, gesegnete Alentejo; und sein siegreiches Heer rief ihn zum König von Portugal aus. Nach ihm haben zwölf Könige aus seiner Familie den portugiesischen Thron besessen. Mit König Ferdinand dem Artigen (1367—1383) erlosch der ächt-burgundische Stamm. — Aus dem Gesagten ist leicht zu ersehen,

daß in der oben angegebenen ersten Leseart Bouloingne in Bourgoingne (Bourgogne) umzuändern ist, was um so leichter geschehen kann, als wegen der großen Aehnlichkeit beider Eigennamen eine Verwechslung allerdings stattfinden konnte. Der Geschichte zu Folge müßte also Alphonsus III. (1244—1279) im Hoflager zu Saumur zugegen gewesen sein, welches 1241 stattfand. Denn zu dieser Zeit regierte noch Sanctius II. (1223—1244). — Die zweite Leseart (le Conte de Loignie) ist noch dunkler. — —
Isabelle von Angoulême war seit ihrer frühesten Jugend dem Grafen von la Marche, Hugo von Lusignan, versprochen. In dem Augenblick, wo die Heirath stattfinden sollte, ward sie von dem englischen König Johann ohne Land entführt, der sie zwang, sich mit ihm zu vermählen. Nachdem sie siebzehn Jahre mit ihm gelebt und ihm mehrere Kinder geboren hatte, machte sie sein Tod frei, und sie eilte nach Frankreich zurück, wo sie sich alsbald mit demjenigen verehelichte, dem sie früher verlobt gewesen war. Ihr Charakter aber hatte sich indeß gänzlich geändert. Johann ohne Land hatte ihr seine schmachvollen Leidenschaften mitgetheilt: man hielt sie aller Verbrechen fähig. Nachdem sie so lange auf einem der ersten Throne der Welt gesessen war, fühlte sie sich jetzt als Gemahlin eines Grafen gedemüthigt und hegte einen unversöhnlichen Haß gegen den jungen

König von Frankreich und gegen dessen Mutter Blanca. Isabella suchte daher ihren zweiten Gemahl, den Grafen Hugo von la Marche, zu bereden, der königlichen Oberhoheit Trotz zu bieten, seine Macht zu erweitern und sich sogar unabhängig zu machen. Dabei verwies sie ihn stets auf den mächtigen Schutz ihres Sohnes, Heinrich's III. von England. Zum bessern Verständnisse der Erzählung Joinville's (II. Theil, 8. Kapitel) merke man noch Folgendes. Als Ludwig IX. im Sommer 1241 zu Saumur einen großen Hof und offenes Haus gehalten hatte, bei welcher Gelegenheit der König seinem Bruder Alphons, sowie vielen andern Edeln, die Ritterwürde ertheilte und ihn nach den Bestimmungen des väterlichen Testamentes mit den Grafschaften Poitou und Auvergne belehnte, begleitete er darauf seinen Bruder, um ihn in den Besitz jener Grafschaften zu setzen, nach Poitiers. Graf Hugo von la Marche, der gleichfalls zu Saumur an der Tafel des Königs gespeist hatte und mit nach Poitiers gezogen war, leistete, von dem Glanz des Hofs geblendet und erschreckt, — er hatte kurz vorher noch, von seiner Gemahlin Isabella beherrscht, ganz andere Absichten gehegt — dem Bruder des Königs gleich den andern Vasallen den Huldigungseid, weil er ansehnliche Lehen in Poitou besaß. Als er den Hof verlassen hatte, machte ihm seine Gemahlin die bitter-

sten Vorwürfe und brachte ihn zu verzweifelten Entschlüssen. Er versammelte alle seine Vasallen und Bundesgenossen auf seinem von Poitiers nur wenige Meilen entfernten Schlosse Lusignan. Der König war noch zu Poitiers, bloß mit seinen Hofbedienſteten, und blieb vierzehn Tage unschlüssig, ob er es bei diesen Umständen wagen dürfte, wieder nach Paris zu gehen. Endlich beschloß er, den Grafen und seine Gemahlin selbst zu besuchen und einen Vertrag zu errichten, der aber von kurzer Dauer war. Denn kaum hatte sich der König von den Provinzen des Grafen von la Marche entfernt, so warf sich dieser abermals seinen Kleinmuth vor und erneuerte seine Bündnisse mit dem König von England. Das Gesagte mag hinreichen, um die Erzählung zur bessern Uebersicht und Klarheit zu ergänzen. — Es erübrigt nur noch zu erklären, weßhalb der König dem Grafen von la Marche jährlich zehntausend Livres Parisis zahlen mußte, welche Vergünstigung Hugo von Lusignan in dem Frieden nach der Schlacht bei Taillebourc einbüßte (Seite 62.). Als nämlich im Jahre 1227 die Königin Blanca gegen die mißvergnügten Vasallen zu Felde gezogen war, hatten sie, von dem unvermuthet schnellen und kräftigen Auftreten der Regentin überrascht, sich entschlossen, Frieden mit ihr zu machen; sie aber war klug genug, bei den damaligen, Besorgniß

erregenden Verhältnissen ihr Glück nicht zu mißbrauchen, weßhalb den unruhigen Großen der Friede unter vortheilhaften Bedingungen zu Vendôme zugestanden ward. So versprach unter Anderm zwar der Graf von la Marche die Absonderung von allen Feinden des Staates, sowie die Wiedergabe aller angemaßten Ländereien und die Ersetzuung des durch ihn verursachten Schadens; er gab ferner Alles, was ihm der vorige König zugestanden, wieder heraus, und verzichtete auf die Rechte, die seine Gemahlin wegen ihrer ersten Vermählung mit Johann ohne Land auf Guyenne hatte. Dagegen wurde ihm zehn Jahre lang eine Pension von zehntausend Livres Parisis bewilligt, wovon jedoch die Hälfte bei dem Tode der Gräfin wegfallen sollte. Noch einige andere Vortheile wurden ihm zugestanden, deren Erwähnung jedoch hier nicht wesentlich nothwendig ist.

20) Ein jeder Ritter hatte eine Anzahl Mannen in seinem Gefolge; die Bannerherrn hatten deren mehr. Sie mußten zwar zuerst Ritter sein, um ein Banner führen zu dürfen; aber sie mußten, um Bannerherrn zu sein, bedeutende Güter besitzen und eine hinreichende Anzahl Vasallen haben, die dem Banner folgten. Die Spanier nannten sie daher ricos hombros, und die Franzosen hießen sie: les riches hommes, die reichen

Männer im Gegensatz zu den einfachen Rittern. Die Bannerherrn waren die eigentlichen Barone, (**Barones vocari solent ii proceres, qui vexillum in bellum efferunt. P. Divaeus l. 7., Rer. Brabant. p.** 85) und nahmen die erste Stufe im Ritteradel ein. Der Zug Joinville's war also dem Gesagten gemäß nicht unbedeutend; und die Bemerkung, daß unter seinen Rittern drei Bannerherrn gewesen, ist darum nicht zu übersehen. Es mag dieß Wenige genügen zum Verständniß des Textes. Ausführlich und gelehrt ist das Verhältniß der Bannerherrn (**bannerets**) zu den übrigen Rittern von Du Cange in seinen Dissertationen zu Joinville behandelt. (Seite 175, in Petitot's Memoirensammlung III. Bd.)

21) Cheminon ist eine Abtei des Cisterzienserordens in der Diöcese Chalons.

22) Roche de Marseille, d. i. bei dem Vorgebirge, welches den Hafen von Marseille schließt und die Citadelle **notre Dame de la Garde** trägt.

23) Das alte Iconium.

24) Die Oriflamme war das gewöhnliche Banner, dessen sich der Abt und die Mönche des Klosters St. Denis in ihren Kriegen bedienten, die sie zur Vertheidigung der Klostergüter führten. Da es sich nun mit ihrem Stande nicht vertrug, daß sie Waffen gebrauchten, so überließen sie dieß ihrem Schutzherrn (**Advocatus**),

der alsdann aus den Händen des Abtes die genannte Fahne unter besondern Ceremonien und Gebeten empfing. Das war der vorzügliche Dienst der Schirmvögte der Kirchen und Klöster, und weil sie gewöhnlich deren Fahnen trugen, so wurden sie Bannerträger der Kirchen genannt, signiferi ecclesiarum. Nun waren die Grafen von Vexin und Pontoise Schirmvögte der Abtei St. Denis, und trugen in den Kämpfen, die zum Schutze der Güter dieses Klosters geführt wurden, das Panier des heil. Dionysius oder die Oriflamme. Die französischen Könige bedienten sich dieser Fahne erst, nachdem sie in den Besitz der Grafschaften Pontoise und Vexin gekommen waren, was unter der Regierung Philipp's I. oder Ludwig's VI., seines Sohnes, geschah. Für gewiß kann also angenommen werden, daß Ludwig VI. der erste französische König war, welcher als Graf von Vexin die Oriflamme vom Altar der Kirche zu St. Denis erhob und sie in seinen Heeren als das Banner des Beschützers seines Königreiches tragen ließ, dessen Hülfe er in seinem Waffenrufe erflehte. Dieser Reichsfahne bedienten sich die französischen Könige bis zur Zeit Karl's VII., welcher nach der Eroberung von Paris durch die Engländer die weiße Fahne mit in die Schlacht nahm, welche in der Folge das Heerbanner wurde. Die Oriflamme soll noch bis 1594 in der Abtei

St. Denis vorhanden gewesen sein. Was die Gestalt der Oriflamme betrifft, so liegt es außer allem Zweifel, daß sie wie unsere Kirchenfahnen gemacht war, die man gewöhnlich in Prozessionen herumträgt: sie hatte die viereckige Form, war in mehrere Spitzen ausgeschnitten, oben an einer Querstange befestigt, welche sie ausgespannt hielt, und wurde mit einer Art Pike aufrecht getragen. Sie war von rothem Seidenstoff oder Taffet, die Farbe spielte in die des Feuers über. Die unten herabhängenden, in Flammenform gewundenen rothen Fransen, mit Goldfäden melirt, die im Winde wehend Flammen ähnlich schienen, mögen Veranlassung zu dem Namen der Oriflamme gegeben haben. Ausführlich hat diesen Gegenstand der französische Gelehrte Du Cange in seinen Dissertationen über die Geschichte des heil. Ludwig Seite 307. (Ausgabe von Petitot III. Band.) behandelt.

25) Johann von Brienne, König von Jerusalem, hatte Damiette im Jahre 1219 eingenommen.

26) Johann von Valeri erwähnte die Gebräuche des heiligen Landes; er berief sich auf die Lehensgesetze, nach denen ein jeder Herr den Krieg auf eigne Kosten führen und von aller feindlichen Beute seinen Antheil bekommen mußte. Man hätte indeß auf diesen Einspruch antworten können, daß Ludwig IX. die meisten Anführer im Heere mit Geld unterstützte, und daß

folglich die Grafen und Barone den Bedingungen des Feudal-Pacts entsagt hätten. Dieses in den vorhergehenden Kreuzzügen beobachtete Gesetz wegen Theilung der Vorräthe war nur zu unheilbringend für die christlichen Heere gewesen, die fast immer an Lebensmitteln Mangel gelitten hatten und dem schrecklichsten Elend waren preisgegeben gewesen. Der fromme Monarch wollte Unfälle vermeiden, welche Folgen des Mangels an Vorsicht sind, und weigerte sich, die Klagen der meisten französischen Herrn anzuhören. (Michaud, Geschichte der Kreuzzüge. Uebersetzt von L. G. Förster. V. Band, Seite 165.)

27) So hieß Cairo in den Geschichten jener Zeit. Es ist also sehr verschieden von dem alten Babylon, das am Euphrat gelegen war und von Bagdad am Tigris, das ebenfalls Babylon genannt wurde.

28) Es ist dieser Kanal ohne Zweifel derjenige, an dessen nördlichem Ufer Fariskur liegt.

29) Der Kanal von Rexi geht zunächst unter Mansurah aus dem Nil und ergießt sich in den See Mensaleh. Er wird gewöhnlich der Kanal von Aschmum genannt. Aus dem Texte von Joinville ersieht man deutlich, daß es nur letzterer gemeint sein kann, denn er unterscheidet ihn in seiner Eintheilung der Flußarme des Nils genau von den andern, also auch vom thani-

tischen Kanal; weßhalb die epistola S. Ludovici, Wilhelm von Nangis und Vincenz von Beauvais, sowie auch andere Geschichtschreiber der Kreuzzüge den Kanal von Aschmum unrichtig den thanitischen (flumen Taphneos, Thaneos) nennen. Die Stadt Rexi, wohin, wie Joinville weiter unten sagt, dieser Kanal fließe, ist ohne Zweifel die Stadt Aschmum, welche zum Unterschied von dem in Oberägypten gelegenen Aschmum, Aschmum Thana genannt worden ist. — Daß der zweite Nilarm nach Alexandrien fließe ist unrichtig; denn er mündet bei Rosette in's Meer; aber etwas weiter oben geht vom Nil von Rosette ein kleiner Kanal nach Alexandrien. (Siehe Wilken Geschichte der Kreuzzüge, VII. Theil; I. Abtheilung, Seite 134 und 135, Anm. 27.)

30) Diese Sturmdächer (Sturmkatzen) waren gewöhnlich aus mehreren Stockwerken über einander oder Galerien bestehende Gerüste, welche durch vier Räder in Bewegung gesetzt werden konnten, durch ein mit Leder überzogenes Dach gegen Feuer gesichert waren und bei Belagerungen diejenigen schützten, welche die Mauern oder Thürme berannten. Solche mit Thürmen versehene Sturmkatzen (catti castellati), welche von den Franzosen auch chats faux genannt wurden, werden öfter in den Geschichten der Belagerung während des Mittelalters erwähnt, z. B. der venetianischen Belagerung

von Zara im Jahre 1346 bei Johannes Lucius de regno Dalmatiae Lib. II. c. 6. In dem Briefe Ludwig's IX. über seine Gefangenschaft und Befreiung und darnach von Wilhelm von Nangis und Vincenz von Beauvais werden diese Sturmkatzen castella lignea genannt. (Wilken VII. Theil; I. Abtheilung, Seite 136, Anm. 30.)

31) Es ist Fachreddin, der bei den Sarazenen in größtem Ansehen stand. Bereits im Jahre 1227 war dieser ägyptische Emir als Gesandter des Sultans Kamel am Hofe Kaiser Friedrich's II. von Deutschland erschienen, und hatte ihm ein Bündniß angetragen wider den Sultan von Damaskus, welcher damals mit Dschelaleddin Mankberni, dem mächtigen und furchtbaren Fürsten der Chowaresmier, zur Bekriegung des Sultans von Aegypten sich vereinigt hatte. Als die Kreuzfahrer in Aegypten landeten, erhielt der Emir Fachreddin, der durch glückliche Bekämpfung der Christen in Syrien und durch die Eroberung von Ascalon (1247) das Vertrauen des Sultans Ejub erworben hatte, den Befehl über ein zahlreiches Heer auserlesener Truppen. Joinville nennt den Emir Fachreddin: Scecedun filz du Seic (Scecedine le fils au Seic Ausgabe von 1761) (Ebn asch-Schaich). — Ueber die Krankheit des Sultans von Aegypten hat Joinville (Seite 78) schon Erwähnung gethan. Er hieß Malek as Saleh Ejub und starb am 21. November 1249.

Ueber die damaligen Verhältnisse entnehme ich in Kürze und beinahe wörtlich aus Wilkens Geschichte der Kreuzzüge (VII. Theil; I. Abtheilung, Seite 129 ff.) Folgendes. Die Wittwe des Sultans (sie hieß Schabschar ed-dor) hielt mit kluger Vorsicht (aus Furcht vor den Franken, sagt Abulfeda) den Tod ihres Gemahls verborgen und gab nur dem Emir Fachreddin und dem Obersten der Verschnittenen davon Kenntniß. Der Sultan Ejub hinterließ einen Sohn den Malek al moaddhem Turanschah (Joinville, Seite 167); dieser war aber damals abwesend und hatte als Statthalter von Harran, Edessa und andern Städten von Mesopotamien seinen Sitz zu Hesn Kaifa. Turanschah hatte jedoch so wenig das Vertrauen seines Vaters gewonnen, daß Ejub ihn nicht zu seinem Nachfolger ernannte, sondern deßhalb andere Bestimmungen traf. Diese Lage der Dinge benutzte der ehrgeizige Emir Fachreddin zur Erreichung seiner herrschsüchtigen Absichten, indem er sich nicht begnügte mit der Würde eines Atabek oder Reichsverwesers, welche ihm die Wittwe des Sultans Ejub übertrug, sondern den Prinzen Turanschah von der Nachfolge auf den Thron auszuschließen sich bemühte und einem jungen Prinzen Namens Omar, aus der Nachkommenschaft des Sultans Malek al Adel (eines Bruders Ejub's), welcher damals zu Cairo erzogen wurde, den Titel eines Sultans zuzu-

wenden dachte, um unter dessen Namen mit unbeschränkter Gewalt zu herrschen. Dieser Plan wurde jedoch vereitelt durch den Widerstand des Statthalters Husameddin von Cairo, welcher sich der Person des Prinzen Omar bemächtigte, durch die Anordnungen der verwittweten Sultanin den jungen Turanschah aufforderte, schleunigst nach Mansurah zu kommen, und selbst die Truppen auf geschickte Weise bewog, dem Turanschah den Eid der Treue zu schwören, ohne ihnen das Geheimniß von dem Tode des Sultans Ejub zu offenbaren. (Abulfeda erwähnt dieser herrschsüchtigen Absichten des Emirs Fachreddin nicht, sondern berichtet vielmehr, daß der Emir an Malek al moabdhem Turanschah schrieb und ihn aufforderte, nach Mansurah zu kommen.) Indeß blieb im Lager der Sarazenen Alles in derselben Ordnung, als ob Ejub noch lebte; die Emire versahen ihren gewöhnlichen Dienst, das Zelt des Sultans wurde täglich errichtet, dessen Tafel in gewohnter Weise besorgt, sogar in den Befehlen und Anweisungen, welche erlassen wurden, fehlte der Namenszug des Sultans Ejub nicht, den ein Verschnittener mit großer Geschicklichkeit auf täuschende Art nachahmte, und es wurde vorgegeben, daß der Sultan nur durch Unpäßlichkeit verhindert würde, Besuche zu empfangen. Sogar der Statthalter Husameddin wurde erst durch die Anmaßungen und Willkür-

lichkeiten des Emir Fachreddin zu der Vermuthung geleitet, daß der edle Sultan Ejub, der ungeachtet der Gebrechlichkeit seines Körpers sein Ansehen geltend zu machen gewußt hatte, nicht mehr unter den Lebenden sein möchte. — Erst nach der Ankunft des Sultans Turanschah zu Mansurah wurde der Tod seines Vaters Ejub öffentlich bekannt gemacht. Vgl. epistola S. Ludovici. Den Tod Turanschah's, und was zu demselben Veranlassung gegeben, beschreibt Joinville im II. Theil XXXV. Kapitel.

32) Dieß ist nicht richtig, denn Sourmesak liegt am Arme von Damiette. —

33) Als unter Constantin IV. (zugenannt Pogonatus der Schönbärtige) das griechische Reich (672) von den Arabern unter Moawijah bedroht war, verdankte die Hauptstadt Constantinopel ihre Rettung der Erfindung des griechischen Feuers. Ein Aegypter, Kallinikos von Heliopolis, der aus dem Dienste des Khalifen Moawijah in den des Kaisers übergegangen war, erfand das griechische Feuer, welches zahlreiche und tapfere Heere ersetzte und in einem flüssigen Brennstoff bestand, den man von den Wällen auf die Feinde heruntergoß, mit Pfeilen oder eisernen Hohlkugeln schoß oder in Brandern wider die feindlichen Schiffe sandte; mitunter ließ man es vermittelst lederner Schläuche an den Vordertheilen der Galeeren ausströmen, was ihnen das

Ansehen von feuerspeienden Drachen und Hydren gab. Hatte einmal dieses fürchterliche Feuer am Holze der Schiffe, an der Haut der Menschen und Thiere sich festgenistet, so diente das Wasser nur dazu, es zu verstärken, und nichts war mehr im Stande, es zu ersticken; die Thiere flohen blind vor Schrecken und Schmerz, die Menschen starben unter entsetzlichen Qualen, die Schiffe waren rettungslos verbrannt. Das Geheimniß seiner Bereitung wurde mit eifersüchtiger Sorgfalt bewahrt, Constantin warnte eindringlich davor, es zu verrathen und keine andere Erklärung zu geben, als daß es ein Engel dem Gründer Constantinopels offenbart habe. Für uns ist das Geheimniß verloren, den Moslim dagegen gelang es nach vierhundertjähriger eifriger Nachforschung, es zu entdecken, und sie gebrauchten es gegen die Kreuzfahrer. (Geschichte des Mittelalters von Cäsar Cantu, übersetzt von Dr. J. A. Mor. Brühl, Seite 729.)

34) Indem Joinville die einzelnen Schlachtordnungen (Batailles) oder Schaaren des christlichen Heeres in ihrer Reihenfolge aufzählt, bemerkt er, daß die Schranken die das Lager einschlossen, von der Schaar des Guyon Malvoisin bis an den Kanal von Aschmum bis auf einen Steinwurf sich erstreckten und dann von der Schaar des Grafen von Flandern bis zu dem Nil (jusques au fleuve qui descendoit en la mer) sich ausdehnten, und

daß die Stellung, in der Joinville im Innern des Lagers und in der Nähe des Kanals von Aschmum sich befand, durch die Schaaren des Grafen von Flandern und des Ritters Guyon Malvoisin gedeckt wurde. In Folge dieser Angabe scheint die letztere Schaar an dem nördlichen Ende des linken Flügels gestanden zu sein (Wilken).

35) Es ist die berühmte Leibwache der Mameluken. Es sollen ihrer achthundert gewesen sein. Der Sultan hatte sich eine neue Residenz, Baoudah, auf einer Insel im Nil bauen lassen; sie lag Cairo gegenüber und wurde von jenen Getreuen bewacht; daher ihr Name, Flußwache — Bahara —; denn die Araber gebrauchen das Wort Bahar, welches Meer bedeutet, auch für einen großen Fluß.

36) Das Wort Casel oder Qasel ist vielleicht kein Eigenname, sondern bedeutet wahrscheinlich ein Gehöfe, gleich dem Worte casale und dem Worte Minieh, welches sich in vielen ägyptischen Ortsnamen findet und vielleicht aus dem griechischen μονή (die Wohnung) gebildet worden ist. (Siehe Wilken VII. Theil, I. Abtheilung, Seite 198, Anmerkung 106.)

37) Dieser Sarazene war wahrscheinlich ein sicilischer Araber.

38) Diese Verwandtschaft ist in folgender Weise zu erklären:

Reinhold II., Graf von Burgund.

Reinhold III., Graf von Burgund.	Wilhelm, Graf von Burgund.
Beatrix, die Erbin von Burgund, Gemahlin Kaiser Friedrich's I.	Stephan, Graf von Auxonne.
Heinrich VI., Kaiser.	Blanca, Gemahlin Simon's von Joinville.
Friedrich II., Kaiser.	Johann von Joinville.

39) Es war Balduin IV., König von Jerusalem. Alles schien damals den nahen Sturz des Königreiches zu verkünden. Der Sultan Saladin hatte ein furchtbares Heer aufgeboten und war gegen Palästina vorgerückt. Wohin immer die Sarazenen zogen, standen die Wohnplätze in Flammen. Die Christen hatten sich bei der Annäherung der Feinde in die Gebirge und Höhlen zurückgezogen. Balduin IV., der eben die Regierung angetreten und sich an die Spitze des fränkischen Heeres gestellt hatte, fürchtete die überlegene Macht Saladins und schloß sich in Ascalon ein. Der Anblick der Kriegsverwüstungen und die Drohungen der Sarazenen erbitterten das christliche Heer; von Todesmuth beseelt stürzte es unter Anführung seines Königs aus den Mauern von Ascalon, überfiel und schlug (1177) die Muselmänner in denselben Ebe-

nen, wo Gottfried und die anderen Anführer des ersten Kreuzzuges einen berühmten Sieg über die Aegypter erfochten hatten.

40) Ueber den „Alten vom Berg" und die Assassinen (Joinville, der hierüber sehr unrichtig und unvollkommen belehrt ist, nennt sie Beduinen und hat sie bereits auf Seite 143 und 144 erwähnt) ist in Bezug auf ihren Ursprung und die spätere Entfaltung ihrer Macht in Kürze Folgendes zu bemerken. Bald nämlich nach dem Tode Muhameds erhoben sich im muselmännischen Reiche zwei Parteien, deren Opposition die Religion zur Grundlage hatte, nämlich die Sunniten und die Schiiten. Die erstern erkannten die Rechtmäßigkeit der Erbfolge im Khalifate in den Personen Abu-Bekr's, Omars und Othmans an und stellten Ali, den Schwiegersohn Muhameds, mit diesen drei Khalifen in gleichen Rang. Die Andern hingegen nannten jene ersten drei Statthalter Muhameds Usurpatoren und behaupteten, Ali allein sei der wahre Nachfolger des Propheten. Bald jedoch trennten sich die Anhänger des letztern in mehrere Parteien, die zwar in ihrer Verehrung Ali's und seiner Descendenz übereinstimmten, aber rücksichtlich der Vorrechte, die sie diesem edlen Ursprunge beilegten, und des Zweiges, welcher Rechte auf die geistliche und weltliche Gewalt, d. h. auf das Imamat hatte, verschiedener Meinung waren. Die mäch-

tigste Sekte war die der Ismaeliten, die allmählig in den größten Materialismus verfiel. Sie wurde so genannt, weil sie behauptete, die Würde des Imamats sei in ununterbrochener Reihefolge der Nachkommen Ali's bis auf einen Fürsten, Namens Ismael, gekommen und sei dann bis zu dem Augenblick, wo der Sieg des Hauses Ali's bewirkt werden sollte, im Besitze unbekannter Personen geblieben. Zu dieser Sekte gehörten die Carmaten und die fatimitischen Khalifen, die den abbassidischen Khalifen von Bagdad, Aegypten und Syrien abnahmen und ein mächtiges Reich bildeten, bis Saladin ihren Thron umstürzte und auf den Trümmern desselben einen neuen Thron für einen Fürsten von der Nachkommenschaft des Abbas errichtete. In dem Pallaste dieser Fatimiten wurden die Versammlungen der in die ismaelitische Geheimlehre Eingeweihten gehalten, und die Belehrungen, genannt die „Berathungen der Weisheit,“ gelesen, die vorher von den Dai's (Missionarien) in eigenen Zusammenkünften entworfen und vom Khalifen genehmigt worden waren. Die Lehren dieser Sekte selbst bestanden in allegorischen, das Wesen des Islams in Freigeisterei und Materialismus auflösenden Darstellungen. Ein Glied dieses Bundes war Hassan Ben-Sabtah, dem es vorbehalten war, die gottlose Lehre noch bestimmter ausgebildet zur grauenvollsten Ausübung zu bringen.

Er begab sich 1090 nach Persien, sammelte daselbst, als Dai des Imam's in Aegypten, d. h. des Khalifen Mostanser, einen mächtigen Anhang, bemächtigte sich des festen Bergschlosses Alamut (d. i. Geiernest) und legte von da aus unter dem Namen „der Alte vom Berge" den Grund zu einem Reiche, das sich über einen Theil von Persien und über Syrien bis jenseits des Libanon erstreckte. Hassan bildete sich eine eigene Klasse von Fedawi's, d. h. „sich Aufopfernden," rüstige, in ihrem schwärmerischen Glauben dem Gebieter unbedingt ergebene Jünglinge, die auf seinen Wink ihre Dolche auf jeden Gegner zuckten, und durch Ausdauer und kühne Todesverachtung ihr Ziel meistens erreichten. Um solche Werkzeuge der unbeschränktesten Willkühr zu erziehen, erfand Hassan's schlauer, im Bösen stets fruchtbarer Geist ein unfehlbares Mittel. Die Aufzunehmenden wurden zu ihm oder dem jedesmaligen Großmeister zu Tische geladen, dort im Gespräche mit einem Tranke aus Hyoscyamus (Bilsenkraut), arabisch Haschisch, woraus der Name Assassien oder Bilsenkrautesser entstand, berauscht und dann in einen Garten getragen, der in feenhaftem Glanze orientalischer Vegetation prangte und Alles enthielt, was der Prophet den Gläubigen im Paradiese verheißt, Gold- und Silbergeschirr, Rosenlauben, persische Teppiche, Wein und schöne Frauen. Un-

gewiß, ob sie schon zum Genuß der ewigen Seligkeit eingegangen wären, deren Bild man so oft vor ihre Einbildungskraft gestellt hatte, gaben sie sich mit Leidenschaft allen Arten der Verführung hin, womit sie umgeben waren, bis sie durch zu viel Wonne endlich erschöpft entschlummerten und beim Erwachen sich wieder an des Meisters Seite befanden, der ihnen versicherte, sie seien körperlich nicht von ihm entfernt, wohl aber geistig in's Paradies entrückt gewesen; wann sie sich durch unverbrüchliche Treue und Gehorsam, so wie durch die sorgfältigste Erfüllung der Religionspflichten der Sekte würdig machten, könnten sie auf ein glückseliges Leben und nach dem Tode auf das Paradies rechnen. Die also Getäuschten traten von keiner Gefahr, keinem durch ihre Obern gebotenen Unrecht zurück, indem die höchste Befürchtung, der Tod, für sie die Bedingung zum ewigen Genuß bereits gekosteter Seligkeiten war; und ihre Selbstaufopferung ging so weit, daß sie, um fremde Besucher davon zu überzeugen, sich auf den Wink ihres Oberhauptes von Thürmen herabstürzten. Sie wurden von Moslemin wie von Christen gefürchtet und waren um so gefährlicher, als sie nach Maßgabe der Umstände, Kleidung und Glaubensbekenntniß wechselten und sich dadurch Zutritt bei den Fürsten verschafften. Ueber den Schrecken, den sie allenthalben verbreiteten, sehe man auch Joinville Seite 342 und 343.

Die Nachfolger Hassan's behielten den Namen „der Alte oder Großmeister vom Berge“ bei. Die Christen kamen während der Kreuzzüge mit den Assassinen oft in Berührung, doch meistens in feindliche, und seitdem ist der Name derselben, als Bezeichnung für die gräßlichsten Verbrechen, in die italienische (assassino) und französische Sprache (assassin, Meuchelmörder) übergegangen. Im Jahre 1276 wurde das Reich der Assassinen in Persien durch den Feldherrn der Mongolen, Hulagu, zerstört; und bald darauf bereitete der Sultan von Aegypten, Bibars, ihrer Herrschaft in Syrien ein gleiches Schicksal. Obschon sie dadurch nicht gänzlich vertilgt wurden, verloren sie doch ihre politische Bedeutung und Furchtbarkeit, und bestehen nur noch als ketzerische Sekte in dürftigen Ueberresten in einigen persischen Provinzen unter dem Namen der Hossinis. Ein genauerer Bericht über die Assassinen findet sich in Michaud's Geschichte der Kreuzzüge, II. Band, Erläuterungen und Belege, Seite 286.

41) Sie war wahrscheinlich die Tochter des Grafen Wilhelm von Brienne, des Bruders von dem Könige Johann von Jerusalem, und die Gemahlin des Herrn Balian von Sidon. — Margaretha hatte nach den Assisen (oder dem Landrechte) von Jerusalem das Recht, Münzen zu schlagen. — Die Gefangennehmung und Tödtung

Walther's von Brienne selbst wird im vier und fünfzigsten Kapitel erzählt. — Dem Sir von Joinville war Alix, die Tochter und Erbin Walther's von Riuel, etwa vor dem Jahre 1262 angetraut worden; sie war des Seneschalls zweite Gemahlin.

42) Es dürfte passend sein, hier die Erzählung Joinville's über den König der Tartarei (man sehe auch Seite 73, 74 und 75) in Kürze zu ergänzen. Der Name der Mongolen — denn diese sind in Joinville's Bericht gemeint — war zwar den christlichen Pilgern nicht unbekannt; hatte doch dieses Volk nicht lange vorher am äußersten östlichen Ende von Asien, am Euphrat und an der Wolga alle Länder sich gleichzeitig unterworfen, Ungarn geängstigt, Deutschland bedroht und ein vereinigtes Heer von Deutschen, Polen, Mähren und Schlesiern in der furchtbaren Schlacht bei Wahlstadt (am 9. April 1241) besiegt. Wenige aber hatten das Volk selbst gesehen, dessen Aeußeres von denjenigen, die als Gesandte oder Gefangene zu mongolischen Horden gekommen waren, als eben so widerwärtig wie fürchterlich war geschildert worden. Während bisher die Gesandten der Mongolen an den Höfen christlicher Fürsten nur in übermüthiger Sprache geredet hatten, indem sie knechtische Unterwerfung unter die Herrschaft ihres großen Chans und Tribut als Anerkennung der Hoheit desselben for-

derten, hatten die zwei mongolischen Botschafter, die nach Cypern gekommen waren, dem Könige Ludwig ein höfliches Schreiben des Fürsten Ilschigatai übergeben, der damals im Namen des großen Chans der Mongolen, Gajuk, die eroberten Länder von Vorderasien verwaltete. — Joinville läßt den großen Chan der Mongolen (le grand roi des Tartarins) selbst diese Gesandten an den heiligen Ludwig schicken. — In dem genannten Schreiben waren Gesinnungen ausgedrückt, die durch ihre Uebertreibung verdächtig werden mußten; Ilschigatai hatte dem Könige darin verkündigt, der große Chan der Mongolen hätte seit mehreren Jahren die Taufe empfangen*) und wäre bereit, das Unternehmen der Kreuzfahrer mit

*) Die Berichte der Mönche, die an Gajuks Hof reisten, reden alle von Christenthum und christlichem Cultus am Hofe. Wie es aber auch mit dem Christenthum unter den Mongolen bestellt gewesen sein mochte, so ist doch nicht zu läugnen, daß Gajuk und auch schon Ogotaï, sein Vorfahrer, einen christlichen Minister hatten und daß mit seinem Sturze und seiner Freunde Ermordung das Christenthum seinen Einfluß auf die Mongolen völlig verlor (Schlosser's Weltgeschichte, III. Band, II. Theil, I. Abth., Seite 322 und 323.). Wilhelm von Nangis (wie ich aus Wilken ersehe) nennt die christliche Mutter Gajuks, von der die Botschafter behaupteten, sie sei eine Tochter des Priesters Johannes, Quiothay. Der Bischof, den sie als den Bekehrer des Großchans angaben, wird von Wilhelm von Nangis Malachias genannt. —

aller Macht zu unterstützen. Da Alles, was die Abgeordneten über ihr Land, den Charakter und die Gesinnungen ihres Fürsten dem König von Frankreich sagten, dessen Lieblingsgedanken geschmeichelt hatte, und da die Kreuzfahrer zudem noch von der Andacht dieser Fremdlinge während der heiligen Messe in der Metropolitankirche zu Nicosia erbaut worden waren, so hatte man nicht das geringste Mißtrauen gefaßt.

Als sie wieder fortzogen, hatte ihnen der König von Frankreich und der päpstliche Legat mehrere Briefe an den Fürsten Ilschigatai und den Großchan der Mongolen übergeben, und diesen Briefen waren prachtvolle Geschenke beigefügt worden, worunter auch das von Joinville (Seite 74) erwähnte Scharlachzelt. Auch hatte Ludwig IX. an die Königin Blanca und der Legat an den Papst geschrieben, um ihnen die aus den fernsten Gegenden des Morgenlandes gekommene außerordentliche Gesandtschaft zu melden. Die glückliche Nachricht von einem Bündnisse mit den Mongolen, die damals als das furchtbarste Volk betrachtet wurden, hatte unter den Abendländern die größten Hoffnungen für den guten Erfolg des Kreuzzuges rege gemacht. Welches Bewandtniß es aber auch mit der erwähnten Gesandtschaft gehabt haben mag; so viel ist gewiß, daß die mit den Muselmännern im Kriege begriffenen Mongolen sich den Christen zu nähern such-

ten und daß sie von jener Zeit an geneigt waren, die Franken als nützliche Hülfstruppen zu betrachten.

Im Jahre 1251, während Ludwig IX. zu Cäsarea verweilte, kehrten die Botschafter zu ihm zurück, die er von Cypern aus an den großen Chan der Mongolen gesandt hatte. Ihre Meldungen aber entsprachen keineswegs den Erwartungen des Königs. Als sie zu Karakorum, dem Wohnsitze des großen Chan's, angekommen waren, war Gajuk bereits gestorben,*) und was die Botschafter des Fürsten Ilschigatai dem Könige Ludwig von der Geneigtheit der Mongolen, zum christlichen Glauben sich zu bekennen, vorgespiegelt hatten, fand sich als rein erlogen. Die damalige Reichsverweserin Ogulgaimisch, die für ihren minderjährigen Sohn die Regentschaft führte, sah vielmehr die Kapelle, Kelche und Meßbücher, die Ludwig IX. dem Chan Gajuk übersandte, als schuldigen Tribut an, ohne von deren Zweck und Bedeutung irgend wie Kenntniß zu nehmen, und zeigte mit großer Eitelkeit den Vasallen der Mongolen diese Geschenke als Beweise der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit

*) Aus Wilken (Geschichte der Kreuzzüge, VII. Theil, I. Abtheilung, Seite 308, Anm. 33), der die Ausgabe Joinville's von 1761 benutzte, ersehe ich, daß, wie dieser berichtete, die Gesandten des Königs Ludwig Gehör und Antwort von demselben Chan erhielten, an den ihr Beglaubigungsschreiben gerichtet war, indem Joinville den Tod des Chans Gajuk nicht meldet.



eines fernen und mächtigen Königs, der den großen Chan als seinen Herrn anerkenne, wie man im Nachstehenden sogleich sehen kann. In diesem Sinne war auch das Antwortschreiben abgefaßt, welches die christlichen Gesandten zurückbrachten. — Nach der Ausgabe Joinville's von 1761 ist, wie ich aus Wilken ersehen, dem ich den größten Theil des Vorausgehenden entnommen habe, die Art und Weise erwähnt, in welcher die Geschenke des heiligen Ludwig am mongolischen Hofe aufgenommen wurden. Da sich dieser Bericht in der von mir benützten Ausgabe von Du Cange nicht findet, so glaube ich denselben hier nachbringen zu müssen (Wilken, VII. Theil, I. Abtheilung, Seite 309, Anmerkung 35). Joinville erzählt nämlich, daß der Chan (oder eigentlich die Reichsverweserin) mehrere Könige, die noch nicht den Mongolen gehuldigt hätten, zu sich gerufen, ihnen die Kapelle, welche von den französischen Gesandten überbracht worden war, gezeigt und zu ihnen gesprochen habe: „Meine Herren, der König von Frankreich hat sich uns unterworfen, und sehet hier den Tribut (le treu), den er uns sendet; und wenn ihr uns nicht huldigen wollt, so werden wir ihn rufen, damit er euch strafe (pour vous confondre).“ Hierauf leisteten mehrere Könige die verlangte Huldigung aus Furcht vor dem Könige von Frankreich. — Ebenso berichtet Joinville (Wilken, VII. Theil, I. Abtheilung, Seite

309, Anmerkung 36): „Und wisset, daß es der König sehr bereute, dorthin Gesandte abgeschickt zu haben.“ Den von Joinville mitgetheilten Brief des großen Chans der Mongolen, den Wilken bloß erwähnt, vermisse ich ebenfalls in der Ausgabe von Du Cange. Es bleibt indeß immer schwierig, die so eben angegebenen Nachrichten der Missionarien über die schlechte Deutung, die man den Geschenken Ludwig's IX. gegeben hatte, mit der Erzählung in Einklang zu bringen, daß die Abgesandten des Königs achthundert Kapellen im Heere der Tartaren gesehen hätten. — Was übrigens Joinville im Nachfolgenden von den Tartaren (Mongolen) erzählen hörte, scheint auf folgende geschichtliche Thatsachen zurückgeführt werden zu müssen. Der weise Mann, der die Tartaren nach dem Berichte des Seneschalls unabhängig machte, ist wohl Niemand anderer als Dschingis=Chan (d. h. der größte Khan), der furchtbare mongolische Eroberer, der sich die meisten Länder Asiens unterwarf und sie zu einem großen Reiche verband.

Er wurde um das Jahr 1161 geboren und hieß ursprünglich Temudschin. Als 13jähriger Knabe bei dem Tode seines Vaters vertrieben, floh er aus dem mongolischen Lande zu den türkischen Kitans, deren Hauptplatz, Karakorum, hernach sein gewöhnlicher Aufenthalt ward. Toli oder Ung=chan, den Fürsten dieser Kitans, der dem

Flüchtlinge Schutz gab, nennen die Missionarien, welche im Mittelalter ganz Asien durchstreiften, den Priester Johann und verwandeln dabei Ung-chan in Johann.*) Als Toli die kriegerischen Eigenschaften Temudschin's erprobt hatte, nahm er ihn zum Schwiegersohn und ließ ihn seine Kriege führen. Sie geriethen aber bald in Streitigkeiten, welche die erste Veranlassung zu der großen Völkervereinigung unter Temudschin gaben.**) In dem Augenblick, als Ung-chan und Temudschin ihre Horden gegen einander führten, trennten sich die meisten Hordenführer vom Erstern und wandten sich zum Letztern; und Ung-chan nebst seinem Sohne suchten Sicherheit in Thibet. Der Sohn des Beherrschers der Kitans floh hernach von Thibet nach Kaschgar, ward aber, ehe er den Sitz des Chans erreichte, von Räubern erschlagen, und die Reste der Kitans wurden mit dem Völkerbunde vereinigt, der in Kaschgar, Turkestan und den benachbarten Gegenden bestand. Von dieser Zeit an ward der bisherige Hauptsitz Ung-chans, Karakorum oder Ordabalu, ein Besitzthum

---

*) Schlosser, Weltgeschichte, III. Band, II. Theil, I. Abtheilung, Seite 268. Ich führe diesen Geschichtschreiber hier und im Folgenden wörtlich an, insoweit seine Berichte über die Mongolen zum Verständniß Joinville's dienen.

**) Es unterliegt keinem Zweifel, daß das, was in Joinville von der Auflehnung der Mongolen gegen den Priester Johannes steht, dadurch berichtigt und aufgeklärt ist.

der Mongolen; doch wurde er erst seit den Zügen Dschingis-Chans gegen China zum Hauptsitz und Mittelpunkt der mongolischen Macht bestimmt. Seit dem Fall von Ung-chans Reiche war die Vorbereitung zur Stiftung der ungeheuern Verbindung gemacht, und bald ward ein Schaman oder Prophet gefunden, der auf einem feierli-Korultai, oder Versammlung mongolischer und türkischer Stämme, Offenbarungen des Himmels über Temudschin zu verkünden hatte.*) Es ward auf dieser Versammlung dem neuen Großchan der Titel Dschingis-Chan ertheilt und einige allgemeine Verordnungen gemacht. Ob sein berühmtes Yassa, d. h. allgemeines religiöses und bürgerliches Gesetz, damals gegeben ward, oder erst nach den neuen Zügen, die er gleich hernach unternahm, läßt sich bei der Verwirrung der Zeitrechnung bei den persischen sowohl als bei den chinesischen Schriftstellern nicht wohl bestimmen.**) — Von nun an brach er mit seinen Horden in China ein, eroberte die Hauptstadt dieses Landes und riß fünf Provinzen von demselben los.

*) Man vergleiche damit das, was Joinville Seite 281, 282 und 283 erzählt.

**) Auch Joinville erwähnt einiger Gesetze Dschingis-Chans, aber noch vor dessen Kriege mit dem Priester Johannes (oder besser: Ung-chan). Man sehe Seite 279. — So weit bin ich mit Uebergehungen unbedeutender Einzelheiten dem Geschichtsschreiber Schlosser wörtlich gefolgt. Das Uebrige ist nach den gewöhnlichen Berichten über Dschingis-Chan in möglichster Kürze zusammengestellt.

Dann richtete er seinen Zug wider Muhammed Cothb-ed-din, den mächtigen Sultan der Chowaresmier in Persien und Indien, *) schlug deren 400000 in den Steppen des Jaxartes in einer furchtbaren Schlacht und riß das ganze Reich als Beute an sich, während seine Feldherren das westliche Persien und die Gegenden des kaspischen Meeres verwüstet hatten. Wie er aber das südliche China unterwerfen wollte, kam ihm der Tod zuvor. Als er sein Ende herannahen fühlte, berief er seine vier rechtmäßigen Söhne und theilte das Reich unter sie, indem er Ogotaï, den Vater Gajuk's, zu ihrem Haupte ernannte. Darauf starb er im Jahre 1227. — Wenn es nun auch, um auf die Sage von dem Priester Johannes zu kommen, außer allem Zweifel liegt, daß im Einklang mit der Geschichte dieser Johannes kein Anderer war, als Ung-chan, der Fürst der türkischen Kitans, so weiß man doch immer noch nichts Bestimmtes über die Entstehung und Bedeutung des Namens „Priester Johannes." Wie ich aus der Abhandlung über den Priester Johannes in der allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von J. S. Ersch und J. G. Gruber, II. Sektion, XXII. Theil, Seite 219—221 unter Anderm entnehme, erzählt der portugiesische Historiker João de Bar-

*) Man vergleiche damit, was Joinville über den Krieg der Tartaren mit dem Kaiser (?) von Persien berichtet.

ros, daß es bei den Tartaren einst christliche Fürsten gegeben habe, die der nestorianischen Sekte anhingen. Die heidnischen Tartaren hätten diese Fürsten Ung-chan geheißen, welcher Titel von allen Thronfolgern geführt worden sei. Priester Johann wäre aber der Ung-chan genannt worden, weil man ihm, wie einem Priester, im Frieden ein Kreuz, im Kriege aber zwei, das eine von Gold und das andere von Edelsteinen, vorgetragen habe. Zuletzt kömmt der portugiesische Historiker auf den Ungchan zu sprechen, von dem oben Erwähnung geschehen ist. Dieß ist das wenige Historische, was sich als Stütze für die Legende von dem Priester Johannes auffinden läßt, welche im Mittelalter allgemein verbreitet war. Aber bei den immerhin auf ungenügenden Gründen fußenden Berichten, als welche sich alle bisherigen Forschungen über den Ursprung und die Bedeutung des Namens „der Priester Johannes“ erwiesen, ist die Untersuchung über diese Sage noch nicht für geschlossen zu halten.

Es erübrigt noch, den von Joinville erwähnten Zug des Kaisers von Persien nach Palästina (Seite 284, 306 u. ff.) ganz kurz zu berichtigen und zu ergänzen. Die Chowaresmier, von den wilden Mongolen aus der Heimath (Persien) vertrieben, wurden von dem ägyptischen Sultan Ejub, welcher bemerkte, daß die Christen sich immer mehr an seinen Gegner, den Sultan Ismail von

Damascus, anschlossen, herbeigerufen. Mit schrecklicher Zerstörung drangen die Chowaresmier unter Anführung des Husameddin Barkachan (Joinville nennt ihn den Kaiser von Persien) in Palästina ein; und in der heiligen Stadt wurden die größten Gräuel verübt. In diese Zeit fällt das Leben des tapfern Walther von Brienne, der sich damals so mannhaft bewiesen. Die Christen vereinigten sich bei Gaza mit den Sultanen Ismail von Damascus und Ibrahim von Emessa; am 18. Oktober 1844 kam es zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Verbündeten gänzlich besiegt wurden. Als später die Chowaresmier in den Dienst des Sultans Ismail von Damascus getreten waren, weil sie im Dienste des Sultans von Aegypten nicht mehr Gelegenheit zur Beute finden zu können hofften und von dem Sultan Ejub nicht die Belohnung erhielten, welche sie erwarteten, wandte sich der Fürst Ibrahim von Emessa, dem diese Verbindung seines ehemaligen Bundesgenossen mit den Chowaresmiern mißfiel, auf die Seite des Sultans von Aegypten, nöthigte in Verbindung mit den Truppen des Fürstenthums Haleb den Sultan Ismail, die Belagerung von Damascus, welches er an Ejub von Aegypten kurz vorher verloren hatte, aufzugeben und flüchtig zu werden, und überwand die Chowaresmier in einer blutigen Schlacht, in der ihr Feldherr Barkachan getödtet ward. —

Joinville berichtet (Seite 310, 311), Barkachan sei vor Emessa getödtet worden; der Seneschall hat aber offenbar Damascus und Emessa (Chamelle) verwechselt. — Nach dieser Niederlage lösten sich die furchtbaren Horden der Chowaresmier auf; theils begaben sie sich zu den Mongolen, theils in die Dienste syrischer muselmännischer Fürsten; und die übrigen, die in Syrien umherstreiften, wurden, da alle Bewohner des Landes zu deren Bekämpfung sich vereinigten, nach und nach vertilgt, so daß selbst der Name der Chowaresmier verschwand.*)

43) Die Mutter dieses Ritters — er hieß Philipp — und Gemahlin von dessen Vater Narjot **) war eine Tochter des Theodorus Branas, Herrn von Adrianopel und der Prinzessin Agnes, Schwester des Königs Philipp August von Frankreich; Agnes war Anfangs dem griechischen Kaiser Alexius II. Comnenus versprochen; später aber nahm sie Andronicus, der Verwandte und Mörder dieses jungen Fürsten, zur Gemahlin, worauf sie den erwähnten Theodorus Branas heirathete. — Was die Verbindung des Kaisers von Constantinopel mit dem Könige

*) Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, VI. Theil, Seite 649.

**) Aus Wilken's Geschichte der Kreuzzüge, VII. Theil, I. Abtheilung, Seite 301, Anm. 18 ersehe ich, daß nach der Ausgabe von 1761, p. 105. 106. Joinville den Ritter, der zu König Ludwig IX. kam, Nargve (Narjot) de Tocy genannt hat. In dem Texte von Du Cange heißt er chevalier de Coucy.

der Kumanen gegen den griechischen Kaiser Batatzes betrifft, wovon Joinville gleich nachher Erwähnung thut, so ist in Kürze darüber Folgendes zu bemerken. Als die Lateiner (Franzosen und Venetianer) Constantinopel 1204 mit Sturm eingenommen hatten, zerfiel das byzantinische Reich in drei Theile: A) das lat. Kaiserthum von 1204—1261; B) das Kaiserthum Trapezunt 1204—1261; C) das griechische Kaiserthum (1204—1453), Anfangs auf Nicäa beschränkt. Von den zwei letztern Reichen wurde besonders das griechische Kaiserthum von Nicäa dem fränkischen oder lateinischen, von aller abendländischen Hülfe verlassenen Kaiserthum immer gefährlicher. Schon Theodor Lascaris, der in Nicäa den Thron des griechischen Reiches errichtete und von da aus die meisten asiatischen Provinzen beherrschte, machte sich den Lateinern durch seine Politik und seine Waffen furchtbar; noch mehr aber sein Schwiegersohn und Nachfolger Johannes Ducas Batatzes (1222—1255), der ihnen nicht nur mehrere Inseln entriß, sondern selbst im Gebiete von Epirus große Eroberungen machte und ganz Thessalonich in seine Hände bekam. Balduin II., der letzte lateinische Kaiser (1228—1261), so wie vorher schon Narjot von Toucy und dessen Sohn Philipp von Toucy, welche während der Abwesenheit Balduin's II. — dieser war zwei Jahre lang in Europa herumgezogen, um Unterstützung für sein bedrängtes Reich nachzu-

chend*), — in seinem Namen das Regiment in Constantinopel führten, scheuten sich nicht, mit den cannibalischen Horden der Kumanen blutige Bündnisse einzugehen, um derselben gegen Vatatzes gewiß zu sein. Joinville bemerkt weiter unten (Seite 343 und 344), daß König Ludwig IX., um dem Kaiser Balduin, seinem Vetter, die Freundschaft des Fürsten von Trapezunt und dessen Beistand gegen den mächtigen Kaiser Johannes Vatatzes von Nicäa zu verschaffen, den Gesandten des Kaisers von Trapezunt, Komnenus, gerathen habe, um eine Verwandte der Kaisers Balduin von Constantinopel für ihren Herrn zu werben. Dieser Rath wurde aber nicht befolgt, und der Kaiser Komnenus erkor zu seiner dritten Gemahlin — er war zum zweiten

*) Wie ich aus Wilken's Geschichte der Kreuzzüge, (VII. Theil I. Abth., Seite 78 und 79) ersehe, geschieht in der Ausgabe Joinville's von 1761 auch Erwähnung von der Ankunft Mariens, der Gemahlin Balduins, auf der Insel Cypern, als König Ludwig IX. daselbst verweilte. Sie war zu ihm gekommen, um ihn um Unterstützung anzuflehen. Der Seneschall, der sie zu Paphos empfing und nach Nicosia begleitete, erzählt, der Kaiserin sei nichts weiter geblieben, als eine Kappe und ein Unterkleid zum Wechseln. Joinville gab ihr ein Kleid, und zweihundert Ritter gelobten ihr, nach Beendigung des Kreuzzuges die Trümmer eines durch Kreuzeskrieger begründeten Reiches zu vertheidigen. Auf der Heimkehr vom Kreuzzuge frug Joinville den König, ob er dreihundert Ritter nach Constantinopel senden wollte. Ludwig gab zur Antwort, es fehle ihm an Geld, denn mit seinem Schatze gehe es zu Ende.

Mal Wittwer geworden — eine Prinzessin aus Iberien. — So viel zur Ergänzung von Joinville; es soll schließlich nur noch bemerkt werden, daß Michael Paläologus, welcher von einer Partei des Hofes von Nicäa zuerst zum Vormunde des minderjährigen Johannes Lascaris, dessen Vater, Theodor Lascaris II. als Sohn und Nachfolger Johann's Batatzes zwei Jahre (1256—1258) regierte, ernannt und wenige Monate später mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet wurde, im Jahre 1261 den Lateinern Constantinopel nahm.

44) Es ist Boemund VI., der bei seiner Mutter Lucia, der Tochter des römischen Grafen Paul und Schwester des Bischofs von Tripolis, in letzterer Stadt wohnte. Die Sadt Antiochien, deren Fürst, Boemund V., durch seine Gesandten den heiligen Ludwig, als dieser in Cypern verweilte, um Hülfe gegen die Turkomanen bat, die das christliche Land am Orontes ängstigten, war auch zur Zeit Boemund's VI. von den turkomanischen Horden so hart bedrängt, daß sie in Gefahr schwebte, gänzlich von ihren Einwohnern verlassen zu werden; und König Ludwig IX., welcher schon auf Cypern den Gesandten Boemund's V. huldreiche Aufnahme gewährt und ihm sechshundert Armbrustschützen zum Beistande wider die Turkomanen gesandt hatte, nahm auch jetzt auf die Bitte des jugendlichen Fürsten Rücksicht.

45) Die Stadt Paphos liegt an der süd-westlichen Küste von Cypern.

46) Das von Joinville berichtete Gelübde scheint Veranlassung geworden zu sein, den Namen Varengeville in den heutigen, St. Nicolas-de-port, bei Nancy, umzuwandeln. (Encyclopädie der Künste und Wissenschaften von Ersch und Gruber: Joinville, Seite 346, Anmerkung 6.)

47) Diese Ehe mag folgenden Grund gehabt haben: Als Adolph von Nassau, König der Deutschen (1292—1298), in der Schlacht bei Speier, in welcher Albrecht von Oesterreich in Verbindung mit mehreren Fürsten Deutschlands gegen ihn kämpfte, gefallen war, stand der Thron im römischen Reiche erledigt; wenigstens behauptete dieß der Papst, obschon die Wahl der Kurfürsten auf Albrecht gefallen war. Papst Bonifacius VIII. hatte ihn nicht anerkennen wollen, weil es nicht gerecht wäre, daß derjenige, welcher gegen seinen rechtmäßigen Fürsten sich empörte und diesen eigenhändig erlegte, zur Belohnung für seine Rebellion die Krone des Getödteten erhielte. In dieser mißlichen Lage fand es Albrecht für rathsam, ein Bündniß mit Frankreich zu schließen. Er hatte verschiedene Unterredungen mit dem französischen Könige Philipp IV., dem Schönen, und sie versprachen einander, sich gegenseitig gegen Jeden zu unterstützen, der die

Rechte Deutschlands und Frankreichs verkümmern würde; das ging offenbar den Papst an. Um dieses Bündniß zu bekräftigen, ward Blanca von Frankreich, Schwester des Königs, mit Rudolph, dem Sohne Albrecht's, verheirathet (1303). — Also in diesem Jahre etwa war Joinville wieder nach Varengeville gekommen.

48) Oliva war ein Suffraganbisthum des Erzbisthums von Patras in Morea.

49) La Balme, ein Dorf im Bezirk La Tour de Pin, des französischen Departements Isère, ist nicht nur berühmt als zahlreich besuchter Wallfahrtsort, sondern auch durch eine Stalaktitenhöhle mit dreißig Fuß hohem Eingange.

50) Die Dauphine von Viennois: Beatrix von Savoyen, Gemahlin des Dauphin Guigo V. (Petitot, tome II. pag. 385). — Da eine Schwester Joinville's, Maria, an Guigo, den Dauphin von Viennois, vermählt war, so vermuthe ich, daß Beatrix von Savoyen an den Sohn aus dieser Ehe, ebenfalls Guigo genannt, verheirathet war. Bestimmteres konnte ich darüber nicht ermitteln. — Uebrigens dürfte es hier von Interesse sein, zu bemerken, daß der Name Dauphin, den später die Kronerben von Frankreich erhielten, dem jedesmaligen Herrn von Viennois (welches die Dauphiné, das Delphinat hieß) zukam. Der letzte Herrscher von Vien-

nois, Humbert II., überließ 1349 dem Könige Philipp VI. von Valois das Delphinat unter der Bedingung, daß der jedesmalige Kronprinz von Frankreich diesen Namen führen sollte.

51) Der Graf von Bretagne hatte sich mit der ältesten Tochter des verstorbenen Königs Theobald von Navarra, Namens Blanca, vermählt, die dieser mit Agnes von Beaujeu gezeugt hatte. Blanca machte demnach Ansprüche auf die Verlassenschaft ihres Vaters und behauptete, daß sie wenigstens auf einen Theil von Champagne ein Recht habe. Weil nun diese Streitigkeit Champagne, ein Kronlehen, betraf, so mußte sie von dem Hofgericht der Pairs in Gegenwart des Königs untersucht und entschieden werden. Die Pairs entschieden nun in folgender Weise: Die Gräfin von Bretagne sollte ihre Rechte an den König von Navarra abtreten, dafür aber von diesem dreitausend Livres Zinsen erhalten. — Was nun den jungen Theobald II. von Navarra und Champagne selbst betrifft, so war er zu dieser Zeit (1254) erst 17 Jahre alt; und seine Mutter, Margaretha von Bourbon, mit der sein Vater Theobald in die zweite Ehe getreten war, führte deßhalb bis zu seiner Mündigkeit die Regentschaft. Sie wollte ihren Sohn näher mit Frankreich verbinden, weil der König von Castilien Ansprüche auf Navarra machte, und der König von

30*

Arragonien, ihr Bundesgenosse, sich mit dem König von Castilien ausgesöhnt hatte. Deßhalb wurde die Vermählung des jungen Theobald mit Isabella, der Tochter des heiligen Ludwig, projektirt, was auch Joinville erzählt, der als Brautwerber diese Angelegenheit dem Könige Ludwig vortragen sollte.

52) Es war im Jahre 1258, wo die Unterhandlungen Ludwig's des Heiligen zur Herstellung eines festen Friedens mit England begannen. Die letzte Verlängerung des Waffenstillstandes vom Jahre 1254 mit diesem Reiche näherte sich ihrem Ende. König Heinrich III. hatte wiederholt die Zurückgabe der seinem Vater entrissenen Länder, besonders der Normandie, verlangt. Dieses Herzogthum war nämlich von König Philipp August 1204 wieder mit der Krone Frankreichs vereinigt worden, nachdem es ungefähr dreihundert Jahre vorher von Karl dem Einfältigen an Rollo, den ersten Herzog der Normandie, dessen Nachfolger in Besitz von England gekommen waren, abgetreten worden war. Im Mai 1259 kam nun zwischen Ludwig IX. und Heinrich III. ein Vergleich folgenden Inhalts zu Stande: Der König von Frankreich tritt an letztern ab: Limosin, Périgord, Quercy und den Theil von Saintonge, der zwischen der Charente und zwischen Guyenne liegt, jedoch mit dem Vorbehalt der Huldigung, die ihm als

Oberlehnsherrn gebührte. Heinrich hingegen verpflichtete sich eidlich, auf die Normandie, Anjou, Maine, Touraine und Poitou für sich und seine Nachfolger zu verzichten. Nicht lange darauf begab sich Heinrich III. selbst nach Paris; er ward daselbst ehrenvoll und zuvorkommend von Ludwig empfangen und leistete diesem die Huldigung und den Eid der Treue für die Länder, die er in Frankreich besaß. Daß Ludwig IX. trotz der damaligen Verwirrung Englands, während er selbst so mächtig dastand, dennoch die Engländer nicht gänzlich aus Frankreich vertrieb und dem Könige Heinrich, gegen Verzichtleistung auf alle andere Rechte, vier Grafschaften im südwestlichen Frankreich, unter dem Namen eines Herzogs von Guyenne überließ, erscheint allerdings auffallend. „Mit Zuversicht läßt sich indeß behaupten, sagt Heinrich Luden in seiner allgemeinen Geschichte der Staaten des Mittelalters, II. Abtheilung, Seite 82, daß jene Bestimmungen für Frankreich in keiner Hinsicht ein Fehler gewesen. Nach den Erfahrungen, die man gemacht hatte, konnte der König von England, zumal durch den Besitz so kleiner und so entfernter Länder, niemals gefährlich für Frankreich werden; aber der volksthümliche Geist der Franzosen konnte sich an der Verbindung mit England fortwährend ausbilden, stärken und schärfen; und bei der Gewalt, welche die Krone schon erlangt hatte,

und bei den Grundsätzen, die anerkannt waren, konnte dieser volksthümliche Geist nur zum Vortheile des Königs wirken. Allerdings hat menschliche Leidenschaft und Verkehrtheit im Fortgange der Zeit diese Verbindung mit England benutzt und dadurch große und abscheuliche Zerrüttungen über Frankreich gebracht; aber diese Ereignisse waren nicht vorauszusehen und nicht in die Rechnung zu bringen. Auch ist der Ausgang ganz in dem Sinne gefallen, den wir hier angedeutet haben."

53) Isabella starb nicht lange vor dem zweiten Kreuzzuge ihres Bruders in dem Alter von fünfundvierzig Jahren als Aebtissin des Klosters Longchamp, dessen Gründerin sie gewesen. Diese Fürstin, die von Conrad, dem Sohne Friedrich's II., zur Ehe begehrt worden war, zog dem kaiserlichen Throne das Kloster vor, worin sie ihr Glück fand. In Allem ihrem Bruder ähnlich erregte sie die Bewunderung und Liebe der ihrer Sorgfalt anvertrauten Ordensschwestern und starb wie eine Heilige, nachdem sie ihr Leben in Studien und in frommen Uebungen zugebracht hatte.

54) Diese Verordnung, welche König Ludwig IX. nach seiner Rückkehr aus Palästina 1254 erließ, findet man vollständiger und bestimmter ausgedrückt in den Gestis S. Ludovici noni, Francorum regis, descriptis per fratrem Guillelmum de Nangiaco; ed. Franciscus Duchesne, Tomus V. pag. 362, 363, 364.

55) Folgenden Brief, den ich in Daniel's Geschichts-

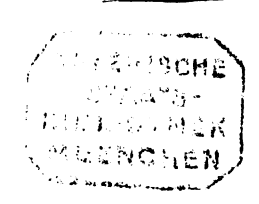
werke (Histoire de France, Tome III., p. 361) abgedruckt fand, schrieb König Theobald von Navarra an den Titularbischof von Tunis über den Tod des heiligen Ludwig:

„Theobald, von Gottes Gnaden König von Na„varra, Champagne und Brie meldet dem Bischof von „Tunis seinen Gruß und versichert ihn seiner vollen Er„gebenheit. Sir, ich empfange Euern Brief, in wel„chem Ihr mich bittet, daß ich Euch zu wissen thue „den Zustand meines lieben Herrn Ludwig, ehedem „König von Frankreich. Von dessen Leben kennt Ihr „den Anfang und die Mitte besser, denn wir. Aber von „seinem Ende können wir Euch als Augenzeugen berich„ten, daß wir niemals in unserm Leben ein so hei„liges und so frommes Hinscheiden gesehen, weder von „einem weltlichen Mann noch von einem Ordensbruder. „Und das haben wir von allen bezeugen gehört, die bei „des Königs Tod anwesend waren. Wisset, Sir, daß „vom Sonntag um die Zeit der Non bis zum Montag „nach der Terz sein Mund während des Zeitraumes „von fünfzehn Stunden Tag und Nacht nicht aufhörte, „unsern Herrn zu loben und für das Volk zu beten, „das er gelenkt. Als er schon einen Theil der Sprache „verloren, rief er einmal laut zum Himmel auf: „„„Gib „o Herr, daß wir verachten können das Glück der Welt, „und trotzen ihren Widerwärtigkeiten!““ Und oftmals

„betete er mit lauter Stimme: „„„O Gott, heilige
„Dein Volk und wache über demselben!"" Nach der
„Terz verlor er völlig das Wort; er sah die Um-
„stehenden gar milde an und lächelte einige Mal.
„Zwischen der Terz und der Mittagsstunde schien er
„zu schlafen, und seine Augen waren wohl eine halbe
„Stunde lang geschlossen. Dann öffnete er sie, blickte
„gen Himmel und sprach den Vers: „„„Ich werde ein-
„gehen in Dein Haus und werde Dich anbeten in Dei-
„nem innersten Heiligthum."" Hierauf redete er nicht
„mehr. Und um die Zeit der Non schied er in's an-
„dere Leben. Von diesem Augenblick bis zum an-
„dern Tag, wo man ihn öffnete, lag er so sanft und
„so frisch auf seinem Lager, wie er es bei voller
„Gesundheit gewesen — so schien es uns. Ja, viele
„Leute glaubten, er wolle lächeln. Hernach, Sir, wur-
„den seine Eingeweide nach der Abtei Montréal bei Pa-
„lermo gebracht, allwo unser Herr Gott schon angefangen,
„durch ihn viele große Wunder zu wirken, wie wir den Ar-
„chidiakonus von Palermo sagen gehört, der es in seinem
„Briefe dem König von Sicilien zu wissen thut. Sein
„Herz, Sir, und sein Leichnam bleiben noch im Heere;
„das Volk will durchaus nicht zugeben, daß er von
„ihm fortgetragen werde."

56) Der Erzbischof von Rouen, der Bischof von

Auxerre und der Bischof von Spoleto wurden beauftragt, eine Untersuchung über die Wunder des heiligen Ludwig zu führen. Diese Untersuchung dauerte zwölf Jahre. Sie ward nach Rom geschickt, und Papst Martin IV. übertrug die Prüfung derselben drei Cardinälen. Nachdem Martin kurze Zeit nachher gestorben war, wurde der Bericht darüber Honorius IV. erstattet, der nicht lange genug lebte, um diese Angelegenheit zu beendigen. Bonifacius VIII. versetzte Ludwig IX. unter die Heiligen am 11. August 1297. Sein Leib wurde 1298 von St. Denis erhoben und in die heilige Kapelle von Paris in feierlicher Prozession getragen. Bonifacius VIII. hatte einen Ablaß allen denjenigen bewilligt, die diesem Umgange beiwohnen würden.



Druckfehler.

Seite 35 Zeile 2 ist habe zu streichen.

„ 45 „ 22 und Seite 46 Zeile 3 lese man statt Ayrart von Brienne — Erhard von Brienne.

„ 49 „ 11 „ „ „ Bretagne — Champagne.

„ 58 „ 3 „ „ „ Boulogne — Burgund; vergleiche darüber Anm. 19.

„ 310 „ 21 „ „ „ Edessa — Emessa.

„ 359 „ 7 „ „ „ hatte — hatten.

„ 411 „ 9 „ „ „ unbescholtenden — unbescholtenen.

„ 415 in der Kapitelaufschrift Zeile 7 lese man statt Act — Altar.

Statt des auf Seite 339, 340, 341 öfters vorkommenden Wortes Kaliph lese man Khalif.

